Erinnerungen

an

Johannes Janssen.

Von

Franz Meister.

Dritte, bedeutend erweiterte Auflage.
Mit dem Bildnisse Johannes Janssens in Lichtdruck.

Frankfurt a. M. 1896.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger
(P. Kreuer).



Joh Janssen

Erinnerungen

an

Johannes Janssen.

Von

Franz Meister.

Zweite, bedeutend erweiterte Auflage.

[illegible] Bildnisse Johannes Janssens in Lichtdruck.

Frankfurt a. M. 1896.

Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger

(P. Kreuer).



Joh Janssen

Erinnerungen

an

Johannes Janssen.

Von

Franz Meister.

Dritte, bedeutend erweiterte Auflage.
Mit dem Bildnisse Johannes Janssens in Lichtdruck.

Frankfurt a. M. 1896.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger
(P. Kreuer).

Sr. Hochwürden

Herrn Pfarrer **Heinrich Gietmann**

in **Haldern,**

dem ältesten Freunde Johannes Janssens,

in Ehrerbietung und Dankbarkeit zugeeignet.

Vorwort.

Die nachstehenden „Erinnerungen an Johannes Janssen“ sind früher anonym, zuerst in dem illustrirten katholischen Familienblatt „Alte und Neue Welt“ (Jahrgang 1886 S. 233 ff. und 266 ff.), nach dem Tode Janssens erweitert in der Sammlung der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren (Jahrgang 1892 Heft 7 und 8) sowie in einer Sonderausgabe veröffentlicht worden. Auch die gegenwärtige Auflage ist wiederum namhaft, auf nahezu das Vierfache der vorausgehenden, erweitert. Der Löwenantheil an diesem Zuwachse entfällt auf die Darstellung von Beziehungen, die bisher noch fast gar nicht behandelt sind, wie Janssens eigentliche Berufsthätigkeit als Lehrer, seine Mitarbeiterschaft an Zeitschriften und Tagesblättern ꝛc. Auch sonst bietet die neue Auflage, ohne irgendwie abschließend sein zu wollen, so manches Neue, bislang nur in den vertrautesten Kreisen Bekannte, daß dadurch die Kenntniß von Janssens Leben und Wirken ohne Zweifel erheblich gefördert wird.

In ihrer ursprünglichen Fassung von dem Verewigten selbst wiederholt als zuverlässig anerkannt, haben die „Erinnerungen“ zumal in der zweiten Auflage warme Zustimmung der Freunde und Kenner gefunden. Allerdings hat es ihnen auch nicht an Angriffen gefehlt, und sonderbarer Weise sogar in Bezug auf Angaben, die Janssen selbst ausdrücklich gebilligt hatte. Aus diesen Angriffen wurde im Wesentlichen nur Anlaß zu gründlicher Nachprüfung des Einzelnen genommen. Janssens Verkehr mit Ueberlebenden berücksichtigt die Schrift bloß insoweit, als es die Sache zu erfordern schien.

Allen, welche durch ihre freundliche Unterstützung unsere Arbeit gefördert haben, sei an dieser Stelle aufrichtiger Dank gesagt. In hervorragendem Maße gebührt solcher vor allem Janssens Jugendfreunde Herrn Pfarrer Heinrich Gietmann in Haldern, der uns den reichen Schatz seiner Erinnerungen auf das freigebigste erschlossen und die erste Abfassung überhaupt ermöglicht hat; ferner den Herren Justizrath Dr. Richard Foesser und Professor Dr. Hermann C. Maué in Frankfurt am Main, sowie Herrn Director Dr. Simon Widmann in Oberlahnstein, die stets hülfsbereit eine Fülle der schätzbarsten Aufzeichnungen, Aufschlüsse und Nachweisungen geliefert haben.

Möchte die Schrift in der neuen Auflage sich einer ebenso günstigen Aufnahme zu erfreuen haben wie in den früheren.

Freiburg i. Br., Allerheiligen 1895.

F. M.

Inhalts-Verzeichniß.

Personen-Verzeichniß.

Berichtigungen.

Seite 12, Z. 8 von oben lies: Sommer statt: Frühjahr.
„ 19, „ 10 „ „ streiche: [1]); die Note gehört zu Zeile 19.
„ 41, „ 3 „ „ lies: Beamtenkreisen.
„ 137, „ 1 „ „ muß „der" wegfallen.
„ 156, letzte Zeile lies Bd. 109, statt 190.

I.

Knabenjahre.

Johannes Janssen, der Geschichtschreiber des deutschen Volkes, wurde am Schmerzensfreitage (10. April) 1829 in dem altgeschichtlichen, sagenberühmten Xanten am Niederrhein geboren und am darauffolgenden Palmsonntage (12. April) getauft.[1]) Der Vater Gerhard (geboren 29. Juni 1799 zu Roderholt, Pfarrei Warbeyen) war ein braver, thätiger Bürger von altem Schrot und Korn. In seinem bescheidenen Anwesen auf der Marsstraße[2]) arbeitete er, wie es bereits sein Vater geübt, als Korbmacher „mit einem oder mehreren Gesellen". Die Mutter Johanna Gertrude, oder kurzweg Hanneke, Remmen (geboren 21. December 1792, verheiratet 12. Mai 1828) war in dem Städtchen allgemein geschätzt als Muster einer christlichen Hausfrau. Neben den Hausarbeiten besorgte sie einen Laden, „erst bloß von Spezereien, später auch von Manufacturwaaren", und half in ihrem unverdrossenen, häus-

---

[1]) Die Pathen waren der Großvater Johann Jakob Janssen aus Lottum und der Mutter Schwester Mechtilde Remmen, die Frau des im Hause nebenan wohnenden Anstreichermeisters Vers, von Xanten. Die Großmutter väterlicherseits, Johanna, war gleichfalls von Geburt eine Janssen (aus Roderholt).

[2]) Der uralte Name Marsstraße wurde freilich in den zwanziger Jahren, wie noch verschiedene Xantener Straßennamen, ohne Rücksicht auf die geschichtliche Vergangenheit geändert; seitdem schreibt man Marschstraße — hoffentlich nur noch für kurze Zeit; schon dem berühmten Geschichtschreiber zu liebe, welcher hier das Licht der Welt erblickt, sollte der altgeschichtliche Name wieder zu Ehren kommen. Der Volksmund kennt nur eine Marsstraße. Das Geburtshaus Janssens befindet sich gegenwärtig im Besitze von G. Claessen, der darin ein Hutgeschäft betreibt; es ist noch gut erhalten und trägt die Nummer 64.

lichen Walten dem Vater ein anständiges Vermögen erwerben. Sie starb zu früh für den Sohn; aber die heilsamen Eindrücke, die der Knabe von ihr empfangen hatte, blieben unverlöschlich für dessen ganzes Leben. Von ihr hatte er vor allem jene kindliche Frömmigkeit ererbt, die ihn schon auf der Schulbank auszeichnete und auch auf der Höhe seines Gelehrtenruhmes nicht verließ. Im Sommer und im Winter besuchte der Knabe alltäglich die Frühmesse. Mit theilnehmendem Verständniß begleitete er die verschiedenen Feste des Kirchenjahres; zu den freudigsten zählte ihm zeitlebens das Frohnleichnamsfest. Schon von Ostern ab freute er sich darauf, wie er noch am 27. Mai 1891 an Professor Pastor schrieb, „an diesem Tage als Engelchen mit Kränzchen auf dem Kopf und im weißen Chorröckchen das Allerheiligste in der Procession durch die ganze Stadt begleiten zu dürfen".[1]) An einem Frohnleichnamstage, 10. Juni 1841, empfing er auch die erste heilige Communion. Ueberhaupt ging er gern in die Kirche. Voll Rührung schilderte uns vor einigen Jahren einer seiner Jugendfreunde, wie er ihn bei bestimmten Gelegenheiten, zumal in der heiligen Karwoche, zum St. Victorsdome begleiten und bald vor diesem, bald vor jenem Bilde mit ihm die Gebete verrichten mußte, die er dort mit seiner seligen Mutter regelmäßig verrichtet hatte.

Von der Mutter hatte Janssen auch die große Liebe zur Mutter Gottes ererbt, die allzeit für ihn bezeichnend blieb. Häufig machte er eine Wallfahrt zu der Gnadenmutter von Kevelaer; und als er schon längst in hohen Würden war, stand er nicht an, auf dem Wege dorthin seinen Rosenkranz laut zu beten. Er schätzte eben, wie er vor seinen „Kritikern" so schön bekannt hat, mit Cardinal Wiseman die Rosenkranzandacht als „die erhabenste und vollkommenste Art und Weise der Betrachtung über das Leben des Heilandes". Es gehörte

---

[1]) Die Sitte der „Engelchen" besteht in Xanten seit unvordenklicher Zeit; nur ist heutzutage das Kränzchen in Wegfall gekommen. Es werden dazu Kinder von 5 bis 7 oder 8 Jahren gewählt, die mit Schellengeläute, im weißen Chorröckchen, vor dem Sanctissimum einherziehen.

ihm „zu den erfreulichen Zeichen wachsenden religiösen Lebens, frommen, demüthigen Sinnes, daß bei uns eine immer größere Zahl der Gebildeten sich nicht scheut, auch ihrerseits den Rosenkranz zur Hand zu nehmen und ganz dieselbe Andacht zu verrichten, wie die Armen und Unwissenden, die Bedrängten und Demüthigen, die pauperes Christi" (Armen Christi).[1]) Als er, bereits Professor, einen geistlichen Jugendfreund in einer Fabrikstadt zu einem Exercitienvortrage für die Weber begleitet und beim Ausgang aus der Kirche bemerkt hatte, wie einige Arbeiter noch am Missionskreuze beteten, war er bei diesen zurückgeblieben, hatte seinen Rosenkranz hervorgezogen, mit ausgebreiteten Armen vorgebetet und daran die frommen Gebete seiner Jugend geschlossen. Die letzteren schloß er in der Regel auch an das heilige Meßopfer an. Der Theilnehmer wurde unwillkürlich tief ergriffen, wenn Janssen mit lauter Stimme, voll Inbrunst um den göttlichen Beistand in der Todesstunde flehte: „. . . Wenn meine erstarrten Füße mich mahnen, daß mein Lebenslauf in dieser Welt zu Ende gehe: dann, barmherziger Jesu, hab' Erbarmen mit mir."

Ein weiteres Erbstück von der seligen Mutter war seine niemals versiegende Wohlthätigkeit. Der Mutter Wohlthun rettete ihn, als die treffliche Frau bereits vier Jahre im Grabe ruhte, einmal aus schwerer Gefahr. Als er damals in der Dämmerung von einem Besuche auf dem Lande heimkehrte, traten ihm auf einsamem Wege plötzlich zwei Wegelagerer entgegen und verlangten seine Uhr und sein Geld. Schon wollten sie Hand an ihn legen — da erkannte ihn der eine. „Nein!" rief er, „das ist der Sohn von Hanneke Janssen, die uns so oft zu essen gegeben hat, dem dürfen wir nichts thun!" Er selbst bekundete sein gutes Herz schon in frühen Kindestagen. Er war etwa fünf oder sechs Jahre alt, als ihm sein Oheim auf der Kirmeß ein ganz neues Zehngroschenstück schenkte. Jubelnd ging er auf den Markt, beständig seinen Schatz hervorziehend. Mitten unter den Buden saß eine arme alte Frau, die vom allergewöhnlichsten

[1]) „An meine Kritiker" S. 59.

irdenen Geschirr feilbot. Während der Kleine dastand, unschlüssig, was er kaufen solle, sah er, wie ein armer Knabe aus Unvorsichtigkeit mit seinem Spielkarren den ganzen Topfkram überfuhr. Jammernd schlägt die Frau die Hände zusammen, und auch der Unvorsichtige jammert, daß er nichts ersetzen könne. Da tritt der kleine Johannes heran und drückt der Frau ohne weiteres sein blinkendes Geldstück in die Hand. Weinend ruft diese aus: „Sie werden meiner noch am Altare gedenken!“ Als Janssen dieses Erlebniß im April 1871 einem jungen Freunde erzählte, standen ihm die Thränen in den Augen.

Bereits in jungen Jahren hat Janssens eigentlicher Beruf sich entschieden. Man kann wohl sagen, daß dies bei der Mutter Gottes von Kevelaer war, wohin er zum ersten Mal im Jahre 1837 in Begleitung seiner Mutter und seiner Tante wallfahrtete. Damals kaufte die Mutter ihm in Kevelaer einen kleinen zinnernen Kelch und andere Gegenstände zum „Messelesen“, seiner Lieblingsunterhaltung. Von der Tante aber erhielt er einen Band von Annegarns Weltgeschichte, der von einem Altkäufer feilgeboten wurde, zum Geschenke. Der Band umfaßte den letzten Theil des Mittelalters. Mit wahrer Leidenschaft las der achtjährige Knabe das Buch und las es wieder und wieder, bis er dasselbe fast auswendig wußte. Neben seinem Zimmer hatte er sich eine kleine Kapelle aufgebaut und hegte keinen sehnlichern Wunsch, als sie immer zu haben. In einem Zimmer des Hinterhauses aber begann er vor einer Anzahl Mitschüler, von denen noch mehrere leben, „geschichtliche Vorträge“ zu halten und dann seine aufmerksamen Zuhörer abzufragen. Die nöthige Einrichtung, „Katheder“ und Schulbänke, hatte ein gutmüthiger Zimmermann hergerichtet. Der kleine Professor führte über den Besuch der „Vorträge“ und die Leistungen der Schüler und Schülerinnen genaue Liste; die ihre Sache gut machten, bekamen von seiner Mutter Aepfel, Birnen und Nüsse. Als wir einmal bei ihm eine solche Liste aus jener Zeit sahen, bemerkte er lachend: „Als Professor der Geschichte in Frankfurt habe ich niemals so viele Zuhörer gehabt, wie

ich als Knabe von neun oder zehn Jahren in Xanten hatte." Das Andenken Joseph Annegarns aber (gest. 7. Juli 1843), der zuerst ihm Vorliebe für Geschichte eingeflößt, hat er allezeit in hohen Ehren gehalten. Seinem Wissensdurste genügte indessen nicht lange der Band Annegarn, sondern er las, was immer ihm zugänglich wurde. So kam ihm auch einmal ein bei Bagel in Wesel erschienener „Niederrheinischer Volkskalender" in die Hände, der einen Aufsatz über Kaspar Hauser enthielt. Ein belesener Schuhmacher, mit welchem er hierüber sprach, erzählte ihm noch mehr von dem räthselhaften Findling und bemerkte geheimnißvoll, man munkele von einem „Förstenverbreken". Ohne sich einen ganz klaren Begriff von dem „Fürstenverbrechen" machen zu können, behandelte der jugendliche Geschichtslehrer, wie alles, was er gehört und gelesen hatte, dasselbe nun auch in der Schule. Seine Zuhörer erzählten es dann wieder zu Hause, und es drang schließlich auch zu Ohren des Bürgermeisters. Um nicht unzeitiges Aufsehen zu erregen, sandte dieser daraufhin des Abends den Polizeidiener zu Frau Hanneke ins Haus, um sie zu warnen: es sei aufs Rathhaus gekommen, daß ihr Johannes von Fürstenverbrechen gesprochen habe; von solchen Sachen dürfe man nicht sprechen; der Junge solle sich in Acht nehmen, sonst werde sie mit ihm noch „wat erlewen". Man kann sich die Angst der einfachen Frau vorstellen, als ihr diese obrigkeitliche Verwarnung zukam. Dem unbedachten Freimund wurde von den Eltern ins Gewissen geredet; auch Vicarius Kronenberg und Pfarrer Theissen nahmen ihn vor. Der erstere schnitt jeden Widerspruch ab mit der klassischen ernsten Mahnung: „Jüngske, Jüngske! met dem Mont on met de Pen dörf man im Lewen nit allto frie sien, besonders wenn et sich om groote Heeren handelt, de wollen on können et net dölden."[1]) Der kleine Professor schwieg nunmehr, auf das strenge

[1]) „Jüngelchen, Jüngelchen! mit dem Mund und mit der Feder darf man im Leben nicht allzu frei sein, besonders wenn es sich um große Herren handelt, die wollen und können es nicht dulden." — Diesen launigen Vorfall hat, unseres Wissens zum ersten Male, Herr Domkapitular Dr. Höhler, augenscheinlich nach der eigenen Erzählung des Verewigten, im „Deutschen Hausschatz" 1885/86 S. 344 mitgetheilt.

Verbot der Eltern, über Kaspar Hauser; aber die Sache wollte ihm „doch nicht recht einleuchten".

Etwa zehn Jahre alt, beförderte Johannes gemeinsam mit einem Handwerker, Namens Leikens, der als „Brudermeister" in der Frühmesse vorbetete, eine kleine Sammlung von Frühmeßliedern zum Drucke. Vor der deutschen Orthographie mochte dieselbe freilich die Probe nicht bestehen; aber sie war schön durch die Auswahl der Lieder und ist bemerkenswerth als erstes Janssensches Druckwerk.

Als Johannes im dreizehnten Jahre stand, starb seine Mutter (9. December 1841). Die treffliche Frau war die letzten vier Jahre fast ununterbrochen krank gewesen, und dieses übte auf das empfängliche Gemüth des Sohnes, der sie innig lieb hatte, eine nachhaltige Wirkung für das ganze Leben. Ihren Spruch: „Was man nicht ändern kann, das nehme man als wohlgethan", suchte er in späteren Jahren, wenn Schmerzen ihm die Nachtruhe raubten, gar oft festzuhalten. Täglich las er der Kranken aus einem frommen Buche vor, besonders aus dem „Bittern Leiden unseres Herrn Jesu Christi" nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina Emmerich; täglich mußte er auch mit ihr beten um eine glückliche Sterbestunde und für jene armen Seelen, für welche niemand mehr bete. Ebenso beteten Mutter und Sohn Tag für Tag zusammen das Kirchenlied: „Alles meinem Gott zu Ehren" 2c., das erste Lied, das der Knabe überhaupt lernte. Andächtig hörte er der Mutter zu, wenn sie ihm erzählte. Ihre Lieblingserzählung war die von der hl. Genoveva, welche sie bis in die kleinsten Einzelheiten mitzutheilen wußte. Auch der Vater erzählte gern Geschichten. Mit Vorliebe behandelte er seine Jugenderlebnisse aus der Franzosenzeit; er wurde dann ganz aufgeregt, sobald er auf die gottesschänderischen Greuel der Franzosen zu reden kam. Er besaß ein Bild vom alten „Blüchel" (Blücher), das er als Gardist in Potsdam bekommen hatte. „Der hat", sagte er bei dergleichen Anlässen, auf den Marschall Vorwärts weisend, „all die schlechten Franzosenkerle kapot geschlagen!" Unter solchen Eindrücken flossen Janssens Knabenjahre dahin.

Fünf Monate nach dem Tode der Mutter, am 3. Mai 1842, trat Janssen in die Xantener Rectoratsschule ein, welche unter dem hochbefähigten, philologisch geschulten Rector Bernhard Cammann (geb. 22. Febr. 1812 zu Dorsten, seit 1859 Pfarrer zu Wankum im Geldernschen) rasch emporgeblüht war. Der Vater hatte mittlerweile, wohl durch seine geschäftlichen Verhältnisse zu raschem Entschlusse gedrängt, ihm (12. April 1842) in Johanna Remy (geboren 4. December 1802) eine zweite Mutter gegeben. Als diese nach kaum 16monatiger Ehe (19. August 1843) starb, schritt der Vater bald darauf (11. Januar 1844) zu einer dritten Ehe mit Anna Helene Lahaye (geboren 5. December 1816), und als der Tod auch diesen Bund nach nicht ganz zwei Jahren (22. October 1845) löste, (12. Mai 1846) zu einem vierten mit Anna Gertrude Selhorst von Geldern (geb. 27. August 1808, † 5. März 1865), dem eine längere Dauer beschieden war. Aus allen vier Ehen ist einzig Johannes am Leben geblieben: die zweite und die vierte Ehe blieben kinderlos, und die zwei Brüderchen aus der dritten, Victor und Johann Gerhard, starben sehr früh, das erstere (8. Mai 1850) beinahe sechs Jahre, das zweite (17. December 1845) blos drei Monate alt.

Anläßlich der dritten Heirat des Vaters fügten es die Familienverhältnisse, daß unser Johannes bei dem Vater der neuen Mutter, Meister Lahaye, das Kupferschlägerhandwerk erlernen sollte. Die Rechnung war jedoch ohne den Lehrling gemacht. In dem aufgezwungenen Berufe hielt dieser seine Bücher unter dem Schurzfell verborgen, und „ewig" wollte er Geschichten erzählen, so daß er, wie der Meister klagte, die Gesellen bei der Arbeit „in Verstörung" brachte. Ein gutherziger Geselle, dessen Janssen in späteren Jahren manchmal dankbar gedachte, that vielfach die Arbeit für den Lehrling, damit er besser lesen konnte; im übrigen erwarb dieser sich so viel Fertigkeit, daß er noch als Geschichtschreiber des deutschen Volkes sich getraut hätte, einen Nagel zu schmieden. „Ich habe den Johannes sehr gern," sagte der alte Lahaye

einmal zu einem Jugendfreunde Janssens, der die Xantener Rectoratsschule besuchte, „aber mit seiner Kupferschlägerei wird es nichts, an ihm ist ein Gestudirter verloren.“ Zum Glücke ward es auch wirklich nichts mit der Kupferschlägerei. Doch hätte Johannes vielleicht noch geraume Zeit dabei aushalten müssen, wäre nicht durch einen günstigen Zwischenfall die Entscheidung beschleunigt worden.

Bei der Hochzeit hatte ihm, wie er gar anschaulich zu erzählen pflegte, die Stiefmutter eine Uhrkette aus Haargeflecht mit kleinen goldenen Knöpfen geschenkt. Die Kette war bei dem Goldarbeiter Schneider gekauft, der mit einer Schwester von Professor Theodor Bernhard Welter in Münster († 28. Juli 1872), dem Verfasser der weitverbreiteten Geschichtslehrbücher, verheiratet war. Weil die Kette in den Knöpfen nicht hielt, wollte Johannes dieselbe am Passionssonntage 1844 bei Schneider ausbessern lassen. Schneider, durch seine Gattin mit inniger Theilnahme für das Schicksal des begabten Jünglings erfüllt, benutzte die Gelegenheit, diesem ernstlich zuzureden, daß er studiren müsse, wenn er ein rechter Junge sei. Das ging unserm Johannes zu Herzen. Er trug sein Anliegen zunächst derjenigen vor, zu welcher er in allen Nöthen seine Zuflucht nahm. Ganz still ging er zur Kirche und kniete während der Vesper unter dem Glockenthurm am „Grabe des Herrn“ nieder, wo er so oft mit seiner seligen Mutter gebetet hatte, und flehte inbrünstig um Erleuchtung. So tief war er in seine Andacht versunken, daß er gar nicht beachtete, wie es dunkel wurde, so daß der Küster, der die Kirche schließen wollte, ihn an die Heimkehr mahnen mußte. Nach der Kirche besuchte Johannes noch das Grab der Mutter. Als er nach Hause kam, stand sein Entschluß fest: er wollte nicht länger den Hammer schwingen, sondern alles daran setzen, um seinem eigentlichen Berufe sich widmen zu können. Den entscheidenden Schritt that er jedoch erst am folgenden Samstage.

An jenem Samstage wurde alljährlich in der Schmiede die Hauptreinigung vorgenommen. Als nun der große Kehr-

aus vor sich gehen sollte, rief Johannes die Lehrjungen in die Werkstätte herein und sagte: „Jungens, gebt Acht, es wird ein Brandopfer gebracht, ich werde kein Kupferschläger!“ Mit diesen Worten schleuderte er einen ganzen Kübel voll Kolophonium auf die Kohlen, daß alsbald die Flamme hochauf durch die Esse über das Dach schlug — zum Schrecken der Nachbarschaft. Der Meister, im Glauben, es sei in der Schmiede ein Brand ausgebrochen, stürzte in aller Angst herein, aber der kühne Opferer sagte ihm in aller Ruhe: „Es ist keine Gefahr, ich habe nur ein Brandopfer gebracht zum Beschluß meiner Kupferschlägerei. Ich will studiren; wenn du was Gutes thun willst, so hilf mir.“[1]) Der gute Meister, im Verein mit dem verdienten Rector Cammann, versagte die erbetene Hilfe nicht, und der Vater ließ sich auf ihr Zureden bewegen, den Sohn von Ostern ab wieder auf die Rectoratsschule zu schicken, die er vor kaum einem Jahre verlassen hatte.

Als Janssen im August 1853 seinem frühern Meister anzeigte, daß er in Bonn zum Doctor der Philosophie promovirt worden sei, da schrieb ihm der alte Lahaye unter anderm: „Daß aus einem Kupferschlägerlehrling in neun und einem halben Jahre ein Doctor werden könnte, haben wir alle nicht gedacht. . . Gott hat Dich gesegnet, weil Du nicht aus Faulheit kein Handwerksmann werden wolltest, sondern den Beruf von Gott zu haben glaubtest, einen andern Hammer zu führen, als in der Schmiede. Laß es Dir aber nicht gereuen, Kupferschlägerlehrling gewesen zu sein, und halte die Handwerksleute lieb.“ — „Diese Worte“, sagte Janssen, als er bei einer Unterhaltung über den ersten Band seiner Geschichte des deutschen Volkes, worin er auch das Handwerksleben mit soviel Liebe geschildert hat, uns den Brief zeigte, „haben mir immer vorgeschwebt, während ich über das Handwerksleben schrieb.“

---

[1]) Theils nach der mündlichen Schilderung, theils nach den schriftlich hinterlassenen „Jugenderinnerungen“ des Seligen, bei Pastor, Joh. Janssen S. 7 f.

II.

Studienjahre.

Von Ostern 1844 bis Herbst 1846 brachte es Johannes bei eisernem Fleiß an der Rectoratsschule zu Xanten von Quinta bis Obersecunda. Er zeichnete sich besonders durch seine Leistungen im Deutschen und in der Geschichte aus; in der Mathematik dagegen blieben seine Mühen erfolglos. Schon damals trat bei ihm die ausgeprägte Neigung hervor, aus allen Büchern, die ihm zu Gesichte kamen, das Werthvolle auszuziehen, zu sammeln und zu ordnen. Fast niemals las er, ohne ein Notizbuch neben sich liegen zu haben und passende Sentenzen darin einzutragen.

Als Quintaner erzählte er einmal in aller Harmlosigkeit: er habe nun Overbergs Biblische Geschichte des Alten und des Neuen Testamentes so oft gelesen, daß er sie bald auswendig wisse; aber es fehle der dritte Band, welcher die Begebenheiten vom Tode der Apostel bis auf unsere Zeit enthalte; deshalb habe er sich diesen Theil von der Münsterschen Verlagsbuchhandlung (Aschendorff) erbeten. Der lernbegierige Knabe wußte nicht, daß ein solcher Theil nicht erschienen war; allein als geborener Historiker hatte er, ganz im Sinne des hl. Augustinus, gefühlt: daß den Kindern die Geschichte der Religion bis auf die Gegenwart herab mitgetheilt werden müsse. Als Tertianer hatte er einen brauchbaren Auszug aus Welters Weltgeschichte angefertigt und verwandte dann die späten Sommerabende dazu, sich mit seinem vertrauten Freunde Heinrich Gietmann (geb. 15. December 1829 zu Birten) den Inhalt auf den Spaziergängen einzuprägen. Der alte Buchhändler Schaffrath in Geldern wußte zu erzählen, daß er um Pfingsten 1845 mit einem sechzehnjährigen Knaben Namens Janssen aus Xanten in Verbindung gestanden habe, um einen Auszug aus der

Geschichte zu drucken und in Verlag zu nehmen. Der Junge habe aber dafür gleich 50 Thaler haben wollen zu einer geheimen Schenkung an eine Familie in Xanten, die ohne ihre Schuld heruntergekommen war. „Wahrscheinlich würde ich", so äußerte Janssen später, „jetzt keine deutsche Geschichte schreiben, wenn ich (diesen Auszug) damals nicht angefertigt hätte. Die Arbeit, an der ich oft sechs bis sieben Mal umschrieb und änderte, gab mir ein solches Interesse für historische Sachen, daß ich davon gleichsam geleitet wurde."

In die deutschen Aufsätze streute Janssen infolge seines vielen Lesens gar manches ein, was nicht ganz zur Sache gehörte; der streng mathematische Rector Cammann aber merzte ihm alles Derartige mit unerbittlicher Strenge wieder aus und gab ihm wiederholt eine minder günstige Note. Da meinte einmal der geweckte Tertianer, wie in der Vorahnung künftiger Vollkraft: „Ich will doch mal sehen, ob meine Aufsätze auf dem Gymnasium nicht anders beurtheilt werden!"

Ein rührendes Zeugniß von dem frommen Sinne, der Janssen damals beseelte, giebt eine im Besitze des Herrn Dr. Steiner in Xanten befindliche Präparation und theilweise Uebersetzung zu dem ersten Buche von Xenophons Anabasis, die er im März 1846 angefertigt. Nach jedem Kapitel trug er theils in lateinischer, theils in französischer Sprache einen Spruch aus der Heiligen Schrift oder aus Thomas von Kempen ein; an mehreren Stellen findet sich: O. a. m. d. g. (Omnia ad maiorem dei gloriam, Alles zur größern Ehre Gottes).

Im Herbste 1846 trat Janssen in die Obersecunda des Gymnasiums zu Recklinghausen über. Er litt in seiner Gymnasialzeit viel an den Augen und in Folge häufigen Nasenblutens an allgemeiner Körperschwäche. In späteren Jahren wurde er wiederholt von gefährlichen Blutungen heimgesucht — besonders heftig um Ostern 1856, im Sommer 1860 und schließlich im Winter 1891. Im Frühjahre 1876, während seines Landtagsaufenthaltes in Berlin, hatte er fast

drei Wochen lang heftiges Nasenbluten, an einem einzigen Tage mehr als zwanzigmal. Nicht weniger als achtmal war er vor seiner letzten Krankheit dem Tode nahe. Auch sonst schwebte er wiederholt in Lebensgefahr; auf seiner Romreise, im December 1863, entging er in der Eisenbahn zwischen Lyon und Avignon glücklich den Nachstellungen eines Raubmörders[1]); ein paar Monate nach seiner Rückkehr von Rom, im Frühjahr 1864, wurde er, bei einem Ritt auf den Niederwald von einem Esel mit aller Wucht in einen vorstehenden Baumzacken geschleudert, lebensgefährlich im Unterleib verletzt; am 18. Februar 1882 handelte sich's nur um einige Secunden, und er wäre in seinem Klassenzimmer von einer herabstürzenden Decke erschlagen worden; denn als er unmittelbar nach dem Sturz in dasselbe eintrat, bedeckten sein Pult mehrpfündige Stuckreste.

Seine Freunde betrachteten es deshalb als eine augenfällige Gnade der Vorsehung, daß er überhaupt sein großes Lebenswerk in Angriff nehmen konnte. Fast als eine noch größere Gnade sahen sie es aber an, daß er durch seine ungezügelte Lesesucht im jugendlichen Alter nicht ernstlich Schaden an seiner Seele nahm.

„Schon als Knabe", schreibt Janssen in der Vorrede zum ersten Bande seiner „Selbstbiographie" Stolbergs, „wurde ich durch seine (Stolbergs) vaterländischen Gedichte begeistert; seine Religionsgeschichte und sein Leben Alfreds gehörten zu den ersten Büchern, aus welchen ich Vorliebe für historische Studien gewann; ich verdanke demselben einen guten Theil

1) Derselbe hatte sich unmittelbar vor Abgang des Zuges in das Coupé erster Klasse, in welchem Janssen allein saß, eingedrängt und machte durch die Zudringlichkeit, mit welcher er Janssen eine Prise und Cigarren aufzunöthigen suchte, auf diesen einen unheimlichen Eindruck. Als durch eine glückliche Fügung unterwegs noch einige Herren in das Coupé stiegen, verließ er es, um sich ein anderes Opfer zu ersehen. Am Morgen verbreitete sich dann unter den Insassen des Zuges die Schreckenskunde, daß ein allein fahrender Reisender in seinem Coupé ermordet liege. Janssen selbst, welcher uns den Fall im Herbst 1891 mittheilte, schrieb es einer besondern Gnade Gottes zu, daß er jene Fahrt unversehrt zurücklegte.

meiner Ausbildung.“ Außer den vaterländischen Gedichten Stolbergs begeisterten ihn jene von Körner und Schenkendorf. Es wäre jedoch irrig, wenn man hieraus schließen wollte, daß Janssen in seinen Jugendjahren sich ausschließlich mit derartigen Literaturerzeugnissen beschäftigt hätte: er las eben unterschiedlos alles, was ihm in die Hände fiel, darunter leider, da ihm eine Leihbibliothek offen stand, auch recht viel Schlechtes. Wenn auch die schlimmsten Folgen des Giftes, dank dem guten Grunde, welchen die selige Mutter gelegt, und der nachhaltigen Anregung, die er wiederum aus besseren Büchern schöpfte, ihm erspart blieben: er sollte es wenigstens nicht ungestraft kosten. So hatte er sich aus den Romanen und Räubergeschichten der Leihbibliothek ganz ungeheuerliche Vorstellungen von Klöstern gebildet. Dies führte zu einem Erlebniß, das auf seine Richtung, so spaßhaft es auch sein mochte, einen tiefen Eindruck ausübte. Als er im Herbst 1846, den Ranzen auf dem Rücken, mit Freund Gietmann nach dem Gymnasium in Recklinghausen wanderte und vor Dorsten das Franziskanerkloster gewahrte, da fragte er allen Ernstes den Freund, ob dieser den Muth habe, mit zu den Franziskanern zu gehen; er wolle doch einmal so verrufene Mönche sehen. Sie würden ihnen ja wohl nichts zu Leide thun; er habe auch einmal gehört, daß die Mönche armen Studenten Nachtquartier gäben. Die beiden „armen Studenten“ baten nun um Nachtquartier und wurden auf das gastfreundlichste aufgenommen. Am nächsten Morgen hatten sie kaum die Klosterpforte wieder überschritten, als Janssen in heiligem Eifer ausrief: „Man hat uns belogen und betrogen; so schlimm sind die Mönche nicht, als sie uns geschildert sind!“ Und als etwa vierzig Jahre später der Jugendfreund ihn an diese „unnöthige Bettelei“ erinnerte, schenkte er dem Kloster zum Danke mehrere seiner Werke.

Director des Gymnasiums zu Recklinghausen war damals Karl Nieberding, Vater des gegenwärtigen Staatssecretärs des deutschen Reichs-Justizamtes, gleich ausgezeichnet als Gelehrter wie als Mensch. Janssen, den er um einige

Wochen überleben sollte — er starb hochbetagt am 28. Januar 1892 im Ruhestande zu Gleiwitz, wohin er 1856 als Gymnasialdirector versetzt war —, wurde von demselben besonders angeregt durch seine Vorträge über Literaturgeschichte und über Psychologie. In die Geheimnisse der geschichtlichen Studien führte ihn Oberlehrer Heumann tiefer ein, der ihn bald zu vertrautem Umgang an sich heranzog. Heumann stand allerdings als Kind seiner Zeit auf josephinischem Standpunkt, aber er suchte ehrlich die Wahrheit, und Janssen gestand gerne, daß er jederzeit von ihm viel gelernt habe; gerade durch ihn wurde er namentlich mit der Universalgeschichte von Cesare Cantù bekannt. In den Gymnasialferien wirkten vornehmlich sein früherer Rector Cammann, der begabte Kaplan Anton Mömken (geb. 9. Februar 1811 zu Schellen, † 9. Juni 1894 als Dechant in Burgwaldniel) und die Pfarrer Dr. Heinrich Rütjes in Obermörmter († 20. Februar 1886) und Theodor Janssen (damals in Vynen, später in Aldekerk, † 1886) belebend und veredelnd auf ihn ein.

Nach wohlbestandener Abiturientenprüfung bezog Janssen im Herbst 1849 die Akademie zu Münster zum Studium der Theologie. In seinem Abgangszeugniß (vom 25. August 1849) heißt es unter anderm, daß seine sittliche Aufführung gegen Mitschüler, gegen Vorgesetzte und im allgemeinen „in allen den genannten Beziehungen sehr gut" war. „Sein Benehmen zeugte von Ruhe und Festigkeit des Charakters." — „Mit ziemlich guten Anlagen verband er einen ernsten und ausdauernden Fleiß, welcher sich gleichmäßig über alle Unterrichtsgegenstände erstreckte. . . Durch Aufmerksamkeit während des Unterrichts, durch Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in seinen Schulleistungen erwarb er sich die volle Zufriedenheit seiner Lehrer." In bezug auf seine „Kenntnisse und Fertigkeiten" insbesondere in der deutschen Sprache wird ihm bezeugt: er weiß „ein angemessenes Thema richtig aufzufassen und gut zu behandeln; er hat sich eine befriedigende Kenntniß der Grammatik und Prosodie, und eine deutliche Uebersicht über die Geschichte der Nationalliteratur erworben,

so daß ihm die mündliche Prüfung erlassen werden konnte". Ebenso wurde ihm die mündliche Prüfung in Geschichte und Geographie erlassen. „Er hatte eine vollständige und klare Uebersicht über das ganze Gebiet der Geschichte, sowie er auch die wichtigeren Einzelheiten der Geschichte der Hauptstaaten in ihrem ursächlichen Zusammenhange gut anzugeben weiß. Seine geographischen Kenntnisse sind befriedigend." In der Physik und der Naturbeschreibung zeigte er sich zwar mit der Natur und deren Gesetzen im ganzen wohl bekannt, dagegen „mit der allgemeinen Classification der Naturkörper war er nicht bekannt"; im Gesang endlich sollte er „im Treffen der Töne und im vierstimmigen Gesange einige Fertigkeit[1]) erlangt" haben. Das im allgemeinen vollauf durch die Zukunft bestätigte Zeugniß schloß mit dem Ausdrucke „der gegründeten Hoffnung", daß Janssen „seine Studien mit Eifer fortsetzen und auch ferner durch sittliche Haltung sich auszeichnen werde".

Diese Hoffnung war wirklich „gegründet". In Münster übte auf ihn den nachhaltigsten Einfluß der Historiker Wilhelm Heinrich Grauert, der über neuere Geschichte seit dem Westfälischen Frieden las. Janssen hat dem trefflichen Lehrer, der damals einen Ruf nach Wien annahm, sein Lebelang ein dankbares Andenken bewahrt.[2]) Im zweiten Semester siedelte er, wieder mit Freund Gietmann, auf Veranlassung ihres gemeinsamen Freundes und Mitschülers Peter Beckmann[3]) nach Löwen über.

Die Wahl von Löwen bewies vor allem, wie ernst es Janssen um seine Studien war; die heutige Unterscheidung

[1]) Hierin hat sich die Commission allerdings gründlich geirrt; denn wenn man an Janssen etwas zu bedauern hatte, so war es gerade der völlige Mangel solcher Fertigkeit, der sich bei einzelnen Gelegenheiten um so empfindlicher fühlbar machte, je weniger man ihn bei seiner wohltönenden Stimme voraussetzte.

[2]) Grauert, geb. 25. März 1804 zu Amsterdam, † zu Wien bereits am 10. Januar 1852.

[3]) Professor Dr. Beckmann, geb. zu Recklinghausen 1827, † 13. November 1885 als erster Oberlehrer am Realgymnasiums zu Münster.

zwischen Sommer- und Winteruniversitäten war ihm jedenfalls fremd. „Es ist Alles dort rein katholisch und sehr strenge,“ schrieb er von Münster aus am 1. Februar 1850 den Eltern. „Man wird dort noch strenger gehalten als hier auf dem Gymnasium; Wirthshäuser, Theater u. s. w. darf man gar nicht besuchen; also könnt Ihr Euch schon abnehmen, daß ich nicht des Plaisirs wegen hingehe, sondern um etwas zu lernen.“ Namentlich zog er, wie aus dem gleichen Briefe erhellt, in Rechnung, daß er in Löwen „in kurzer Zeit ganz gründlich französisch und englisch sprechen lernen“ könne. „Dort nämlich“, schrieb er weiter, „wird Alles auf französisch vorgetragen, und die meisten Leute sprechen dort französisch. Engländer sind sehr viele da.“ Ueberhaupt war er mit Recht von vornherein überzeugt, daß „das ganze Wesen dort“ ihm gut entsprechen und wohlthätig auf ihn wirken werde.[1])

Zwei Dinge zeichnen eben, wie Professor Möller auf der katholischen Generalversammlung zu Aachen im Jahre 1862 so schön dargelegt hat, „die katholische Hochschule Löwens vor allen aus: die Orthodoxie ihrer Lehre in allen Fächern des Wissens und die über die moralische Haltung ihrer Studirenden wachende Disciplin.“ Sie ist in hervorragendem Sinne „die alma mater der Jugend, welche die Familien ihr anvertrauen. Der Vicerector und dessen zwei Assessoren sind damit betraut, den regelmäßigen Besuch der Vorlesungen sowie die moralische Haltung der Studirenden zu überwachen. Aber hier herrscht keine engherzige Beschränkung der jugendlichen Freiheit, und die Ausübung dieser Aufsicht geschieht mit schonender Milde. Durch väterlichen Rath sucht man die, die sich vergessen haben, auf den guten Weg zurückzuführen, die Nachlässigen anzufeuern, und mit Hilfe der Eltern selbst, die im Nothfalle von dem Betragen ihrer Söhne in Kenntniß gesetzt werden, gelingt es gewöhnlich, die Fehlenden zu bessern. Nur die Unverbesserlichen und allen besseren Einflüssen taub Bleibenden werden von der Univer-

---

[1]) Vergl. Pastor a. a. O. S. 11.

sität ausgeschlossen. Deshalb sind auch die anderwärts nur zu häufig vorkommenden Ausbrüche jugendlicher Roheit in Löwen unbekannt; und wenn auch unter einer so zahlreichen Jugend einzelne Auswüchse unvermeidlich sind, so ist doch der allgemeine Geist ein solcher, daß die das Schlechte Suchenden sich verbergen müssen, dagegen das Gute offen hervortritt."

Das frische kirchliche Leben, das zu Löwen auf der Universität und in den Vereinen herrschte, muthete in seiner Neuheit die Freunde ungemein an. Sie wohnten in der Rue de la Monnaie (Nr. 4) zusammen mit dem spätern Jesuitenmissionär Paul von Haza-Radlitz. Unter des letztern Führung lernten sie die ersten Angehörigen der vielverleumdeten Gesellschaft Jesu kennen. Sie wurden in dem Collegium von dem P. Rector Rosa, einem vorzüglichen Kenner des Deutschen, so liebevoll aufgenommen, daß sie ihre Besuche oft wiederholten. Auch die Patres besuchten sie zuweilen in ihrem Quartier. Im Herbste 1850 wurde P. Petrus Beckx, der nachmalige General, von Köthen her ein Hausfreund der Familie v. Haza, als Rector nach Löwen versetzt[1]). Einen besonders tiefen Eindruck machte auf Janssen

[1]) Höchst wahrscheinlich wurde Janssen durch den jungen v. Haza mit P. Beckx, mit dem er anfangs 1864 in Rom zusammentraf, schon damals bekannt. — P. Rosa blieb bis an sein Lebensende (1857) Bibliothekar des Collegiums und erbaute dessen prächtige, praktisch eingerichtete Bibliothek; er hatte dem Collegium von 1843 an vorgestanden und eine zeitlang Theologie docirt, vornehmlich aber in der Seelsorge für die armen Volksklassen sich verdient gemacht. — Paul v. Haza verließ Löwen im Sommer 1851, studirte dann in Berlin und trat im August 1852 zu Münster in die Gesellschaft Jesu, die jetzt noch zwei jüngere Brüder von ihm zu den Ihrigen zählt. Er sah Janssen im spätern Leben noch einmal in Mainz und erneuerte mit ihm die Jugendfreundschaft, als dieser dort in dem neu errichteten katholischen Casino am 28. December 1864 einen Vortrag über Polen hielt. Einige Wochen darnach, auf Mariä Lichtmeß, legte P. Paul in St. Christoph die feierlichen Gelübde coram populo ab; 1867 ging er nach Amerika und wirkte hier bis kurz vor seinem Tode (16. Juli 1884) auf das segensreichste als Missionär, namentlich unter den polnischen und rheinischen Ansiedlern der Franklin- und Osage-County. In seiner Missionsthätigkeit, die er, ohne Rücksicht

der in der Folgezeit in deutschen Landen so berühmt gewordene Kanzelredner P. Petrus Roh, welcher den Maimonat hindurch alltäglich in französischer Sprache predigte. Der an der Universität in mehreren Conferenzen blühende Vincentius-Verein mit seinen mannigfaltigen Liebeswerken, den ein Universitätsprofessor leitete, bot reiche Gelegenheit zur Uebung der christlichen Nächstenliebe, und Janssen nahm diese Gelegenheit eifrig wahr.

An der Universität hörte er philosophische und theologische Vorträge, die ersteren in französischer, die letzteren in lateinischer Sprache. Unter den gefeierten Lehrern, welche damals den Ruhm Löwens in die katholische Welt trugen, schloß er sich vorzüglich an den Philosophen Nicolaus Joseph Laforêt, den geistreichen Canonisten Heinrich Joh. Feije[1]) und an Joh. Möller an, den gediegenen Kenner des Mittelalters. Mit ausgesprochener Vorliebe vertiefte er sich in das Studium eben dieses verkannten Zeitraums, wie er sich das bereits als Primaner vorgenommen hatte. „Wenn wir später selbst forschen können," hatte er damals, da von der Finsterniß

auf seine persönlichen Neigungen, am besten bei dem armen Volk angebracht glaubte, kam ihm von den jüngeren Jahren her, außer seinen nicht gewöhnlichen Sprachkenntnissen, seine cavaliermäßige Ausbildung im Reiten sehr zu statten. In weiteren Kreisen Amerikas ist er durch manches gemüthvolle Gedicht und insbesondere durch eine Piushymne bekannt geworden. (Nach brieflichen Mittheilungen aus Löwen und aus Westfalen.)

[1]) Monsgr. Laforêt, geb. 23. Jan. 1823, seit 1848 Professor, der langjährige Präsident des Löwener Papstcollegiums, schrieb um jene Zeit seine Études sur la civilisation européenne dans ses rapports avec le christianisme (2 Bde., Brüssel 1851). Seit 1866 lebenslänglicher Rector, starb er als ausgehender Vierziger am 26. Januar 1872. — Monsgr. Feije, päpstlicher Hausprälat, geb. 19. Nov. 1820 zu Amsterdam, von 1850 bis 1885 Professor des Kirchenrechts († 24 Mai 1894), ist in Fachkreisen besonders geschätzt wegen seines ausgezeichneten Werkes De impedimentis et dispensationibus matrimonialibus. (4. Aufl. 1893). Feije kannte, wie uns aus Löwen mitgetheilt wird, „Janssen sehr gut als seinen frühern Schüler, und erinnerte sich dessen so wohl, daß er anläßlich des Löwener Universitäts-Jubiläums vorgeschlagen hatte, demselben das [Ehren-] Doctorat [der Rechte] zu ertheilen".

des Mittelalters die Rede war, gesagt, „wollen wir doch sehen, ob das Mittelalter wirklich so finster gewesen ist, wie es geschildert wird.“ Neben den mittelalterlichen Studien erforschte er auf Veranlassung Feijes, eines geborenen Holländers, die Genesis der niederländischen Revolution; die Ergebnisse dieser Forschungen veröffentlichte er zunächst in der zu Münster erscheinenden deutschen Ausgabe der „Civiltà Cattolica“ (Jahrgang I, 1855), unter der Aufschrift: „Ueberblick über die erste Periode der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts“, und später in seiner Schrift über Schiller[1]).

Auf einer Pfingstreise, die er während der Löwener Studienzeit mit seinem Freunde Gietmann machte, nahm Janssen aus dem Trappistenkloster Westmall, vier Stunden von Antwerpen, wo die beiden einen Tag und eine Nacht verweilten, unvergeßliche Eindrücke mit. Von diesen noch ganz erfüllt, übersetzte er auf Anregung der befreundeten Jesuitenpatres im nämlichen Sommer eine kleine Schrift aus dem Französischen, worin eine Jesuitenmission im Bagno zu Toulon geschildert wird; den Verlag übernahm Deiters in Münster.

Bis zum Herbste 1850 war Janssen, einem Gelöbnisse treu, festen Willens gewesen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Aber im Hinblick auf seine körperliche Schwäche und aus Aengstlichkeit, daß er keinen sichern Beruf zum heiligen Dienste besitze, stand er nunmehr von der Theologie ab und wandte sich vorwiegend geschichtlichen und sprachlichen Studien zu. Im folgenden Herbste siedelte er für vier Semester nach Bonn über. Hier zogen ihn hauptsächlich an der verdiente Historiker Joseph Aschbach und der Philo-

[1]) Ein Exemplar dieser Uebersetzung vermochten wir leider nicht aufzutreiben; ebenso wenig von der wahrscheinlich concurrirenden: „Die Jesuiten im Bagno. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Ordens. Aus dem Französischen von L. v. D.“ (gr. 8. 87 S. Würzburg 1850, Commissionsverlag der Stahel'schen Buchhandlung). Nach dieser letzten Uebersetzung ist die Schilderung von P. Hattler im 6. Jahrgange des „Sendboten-Kalenders“ (Freiburg 1879) bearbeitet: „Ein Herz-Jesu-Fest im Strafhaus“. Vergl. auch die Besprechung im Katholik 1850, I, S. 424—428.

soph Franz Jakob Clemens[1]), der mannhafte Vertheidiger kirchlich-katholischer Interessen und erfolgreiche Vorkämpfer neuscholastischer Philosophie und Theologie. Auch den ehrlichen, wortkargen Friedrich Christoph Dahlmann hielt Janssen als Lehrer hoch. Er hat Dahlmann stets ein dankbares Andenken bewahrt und ihm später in den „Zeit- und Lebensbildern" (4. Auflage II, 154—202) einen längern Abschnitt gewidmet. Am 5. August 1853 wurde Janssen in Bonn zum Doctor der Philosophie promovirt. Seine Dissertation, De Wibaldo Abbate (Bonn 1853, VI u. 70 S.), erhielt das Prädicat: docte et sagaciter conscripta (eine gelehrte, scharfsinnige Arbeit).

Nach zeitweiligem Aufenthalt im Elternhause verbrachte er den Winter 1853/54 in Münster und erweiterte hier seine Dissertation zu dem deutschen Lebensbilde: „Wibald von Stablo und Corvey (1098—1158), Abt, Staatsmann und Gelehrter" (Münster, Coppenrath 1854, V. u. 294 S.). Die Wahl des Gegenstandes ist nach mehr als einer Seite bezeichnend für seine Richtung: Wibald, den er in seinem historischen Erstlingswerke wieder zu den lange vorenthaltenen Ehren brachte, war, wie er selbst, ein Sohn aus dem arbeitenden Volke, ja stammte sogar aus einer hörigen Familie. „Wibald ist bisher", so begründet Janssen seine Arbeit, „in der Geschichte weniger hervorgehoben worden, und doch war sein Leben und Wirken als Abt, Staatsmann und Gelehrter so vielseitig und segensreich, daß man ihn den größten Männern des zwölften Jahrhunderts beizählen muß." Er weist das Verfahren späterer Schriftsteller, welche „das ruhm-

---

[1]) Eine treffliche Charakteristik von Clemens — er starb erst 46 Jahre alt am 24. Februar 1862 zu Rom —, die uns Janssens Liebe zu dem ausgezeichneten Lehrer begreiflich macht, hat Hülskamp s. Zt. im „Literarischen Handweiser" (Nr. 3, Sp. 89) entworfen: „scharf im Denken, warm im Fühlen, ernst im Wollen, rastlos im Wirken, anregend im Lehren, liebenswürdig im Verkehr, gewandt in allen Lebensformen, bei höheren Interessen fast unduldsam streng, fast rücksichtslos entschieden, vor und über allem aber eifrig in Andacht, Frömmigkeit und Tugendübung".

volle Andenken des Mannes noch zu erhöhen wähnten, wenn sie ihn als Sprößling eines edlen Geschlechts bezeichneten", entschieden als unhistorisch zurück. Im gleichen Sinne rechnet er es dem in dieser Hinsicht ihm gesinnungsverwandten Gfrörer als ein bleibendes Verdienst in der deutschen Geschichte an, „daß er zuerst auf die große und heilbringende Wirksamkeit aufmerksam gemacht, welche die geistlichen Fürsten des Mittelalters auf die Leitung und Gestaltung unseres Vaterlandes ausgeübt haben". Ihr Einfluß auf die kirchliche, staatliche und gesellschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes möge kaum hoch genug angeschlagen werden: „Aus dem Volke hervorgegangen, wurden sie nicht durch Geburt, sondern meist durch ihre sittliche und geistige Tüchtigkeit auf einflußreiche Fürstenstühle berufen und waren dort in ihrem Wirken durch kein Familien-Interesse beengt; an die Milde und Gerechtigkeit ihrer Regierung erinnert uns noch heute ein Sprüchwort, welches gleichsam als Erfahrungssatz von Jahrhunderten dasteht: Unterm Krummstab ist gut wohnen." Hohe Genugthuung gewährte Janssen die gute Aufnahme seiner Schrift in den verschiedensten Kreisen. Namentlich erfreute ihn die warme Anerkennung Böhmers, der später gerne scherzte, der Erfolg des Buches sei zu nicht geringem Theile dem glücklich gewählten Titel zu danken, welcher gleichzeitig für den Mann der Kirche wie des Staates und der Wissenschaft etwas geboten habe. Von Seiten des preußischen Cultusministeriums trug dasselbe dem jungen Forscher ein Stipendium zu mehrmonatigem Aufenthalt in Berlin ein[1]). Ein Hauptverdienst der Arbeit beruht darin, daß Janssen, wie Wattenbach in seinen „Geschichtsquellen" (5. Aufl. II, 240) betont, von neuem auf den hohen Werth von Wibalds Conceptbuch, jenem „großen Schatz" von Briefen, hingewiesen. Die beabsichtigte Herausgabe konnte Janssen freilich nicht ermöglichen, sondern er mußte sie Jaffé überlassen, der damit seine Bibliotheca rerum Germanicarum (Bd. I: Monumenta Corbeiensia) eröffnete[2]).

---

[1]) Pastor S. 17.

[2]) Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Besprechung des

Zum Abschlusse seiner Studien brachte Janssen das Sommersemester 1854 in Berlin zu, um hier die Bibliotheken zu benutzen und die Größen der Universität zu hören. Unter den letzteren sprachen ihn vor allen an Karl Ritter, „der eigentliche Schöpfer der allgemeinen vergleichenden Erdkunde“, und der ebengenannte Geschichtsforscher Wilhelm Wattenbach. „Ritter hatte in Berlin“, wie der dankbare Schüler später in seinen „Zeit- und Lebensbildern“ (4. Aufl. I, 163) von dem gefeierten Lehrer erzählt, „stets überaus gefüllte Collegien. Vor allem wurden die Vorlesungen über die allgemeine Erdkunde und namentlich die kleineren, die sogenannten Publica, über Palästina, Griechenland und Italien, zahlreich besucht. Die Zahl der Zuhörer in denselben betrug nicht selten drei- bis vierhundert. Diese ihm erwünschte und ihn erfrischende Wirksamkeit als Professor setzte Ritter bis zu seinem Lebensende fort, obwohl sie ihn in den letzten Jahren bei seinem so weit vorgeschrittenen Alter“ — 1854 zählte Ritter schon 75 Jahre — „große Anstrengungen kostete. Auch verloren, was in der Geschichte der Universitäten eine seltene Erscheinung ist, seine Vorlesungen bis zuletzt in keiner Weise

Jaffé'schen Werkes in den „Historisch-politischen Blättern“ Bd. 57 (1866, I) S. 379 f. mit der treffenden Charakteristik Wibalds Janssen zuschreibt. „Jedermann“, heißt es hier über Wibald, „muß dem Mann Interesse abgewinnen, welcher vier Königen und Kaisern diente und lange Zeit hindurch die Regierung leitete: der als Admiral die kaiserliche Flotte, dann wieder ein Heer gegen die Slaven führte; der als Gelehrter eine hohe Stufe einnahm, sich dabei eine demüthige Bescheidenheit gewahrt hat, die sich so recht in einer Stelle eines Briefes an Bernward von Hildesheim ausspricht: ‚Wenn wir in der Pluralsform schreiben, so geschieht das nicht aus Herzenseitelkeit und dem Glanz der Worte zuliebe, noch damit durch den Wortschwall die Rede mächtiger und breiter werde: wir thun das nach unserer mönchischen Gewohnheit und sprechen von nichts als von unserm Eigenthum im Singular als: durch meine Schuld habe ich gesündigt.‘ Diese Gesinnung begleitete Wibald durch das Leben, nie hat er sich durch die hohe Stellung zu Selbstüberhebung verleiten lassen, und indem er als kaiserlicher Rathgeber stets die Pietät vor dem Stuhle Petri bewahrte, wußte er mit bewundernswerther Klugheit den Ansprüchen beider Gewalten zu beider Vortheil gerecht zu werden.“

ihre anziehende Kraft. Um sich klar zu machen, wie groß der Einfluß war, den er auf die Bildung der preußischen Armee ausübte, braucht man nur auf seine eifrigen Zuhörer v. Roon und v. Moltke zu verweisen, die es oft genug anerkannt haben, was sie dem verehrten Lehrer zu verdanken hätten."

Von den übrigen bedeutenden Persönlichkeiten, mit welchen Janssen in der preußischen Hauptstadt in Verkehr trat, seien nur die bekannten Geheimräthe von der „katholischen Abtheilung", Matthias Aulike, Theodor Brüggemann, v. Ellerts und Ulrich sowie Fürst Boguslaw Radziwill genannt. Janssen war in Berlin zugleich Mitglied des ersten katholischen Studentenvereins „Leseverein", der jetzigen Ascania.

Im Spätsommer 1854 habilitirte er sich als Privatdocent der Geschichte an der Akademie zu Münster. Seine Antrittsrede am 7. August verbreitete sich über die niederländischen Unruhen bis auf Herzog Alba. Für das folgende Wintersemester gedachte er über die Geschichte des 16. Jahrhunderts zu lesen; in der Zwischenzeit arbeitete er unter anderm auf dem münsterischen Provinzialarchiv im Auftrage des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens an der Fortsetzung der Regesta Historiae Westfaliae von Erhard, zu welchen er überdies in der Beilage zu Wibald von Stablo (S. 291 f.) eine Reihe von Berichtigungen lieferte. Aber ehe er noch seine akademische Lehrthätigkeit begonnen hatte, folgte er im October einem Rufe nach Frankfurt am Main als katholischer Geschichtsprofessor am städtischen Gymnasium.

III.

In Frankfurt. Aus dem Freundeskreise.

In Frankfurt war Janssen bereits als Student, mit einem Empfehlungsbriefe von Aschbach ausgerüstet, im April 1853 bei Stadtbibliothekar Johann Friedrich Böhmer, Clemens Brentanos „literarischem Vormund" und „liebenswürdigstem Philister Urkundius Regestus", einige Tage auf Besuch gewesen. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch mit Professor Hermann Anton Wedewer, dem Inspector der katholischen „Selectenschule", wie er in seinen warm empfundenen Erinnerungen „Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten"[1]) erzählt, „für alle Zukunft gute Bekanntschaft gemacht".

„Nach meiner Uebersiedelung nach Frankfurt, zu der er die erste Veranlassung gegeben, lebte ich", so berichtet Janssen weiter, „mehrere Jahre lang, wie zur Familie gehörend, in seinem Hause, und das Band unserer Freundschaft wurde immer enger geknüpft. Mit einem Gefühl unverbrüchlicher Dankbarkeit darf ich sagen, daß ihm unter seinen Frankfurter Freunden keiner näher stand als ich, keiner mit ihm in den religiösen und politischen Ueberzeugungen eine treuere Gemeinschaft hatte, keiner ihn — in guten und in trüben Tagen — in der vollkommenen Lauterkeit seines Wollens und Strebens besser kennen und schätzen lernte, besonders auch darin schätzen lernte, daß er, nach Böhmers treffender Bemerkung, nichts von der Kunst etwas aus sich zu machen

[1]) Freiburg, 1873, Abdruck aus den „Historisch-politischen Blättern", Bd. 78 (1873, I) S. 81—101. 200—217. 363—383.

verstand und sich um diese Kunst so wenig wie Böhmer selbst irgendwie bemühte."[1])

Hatte Wedewer die erste Veranlassung zu der Uebersiedelung nach Frankfurt gegeben, so gab den Ausschlag hiebei die Rücksicht auf Böhmer, mit dem Janssen dadurch in den innigsten wissenschaftlichen und schöngeistigen Freundesverkehr trat. Böhmer, der nach dem Urtheile Wattenbachs „allein mehr gewirkt hat als die meisten Vereine, und von dem sich der anregendste, lebendigste Einfluß nach allen Seiten verbreitete"[2]), ist der eigentliche Geschichtslehrer Janssens geworden. Er hat zudem dessen empfänglichen Sinn für die Kunst, welchen in der Jugend die reichen mittelalterlichen Kunstschätze des kleinen Xanten geweckt hatten, sowie für die großen Schöpfungen der Weltliteratur genährt und geläutert. Janssens kunstkritische Schulung, von welcher er später namentlich in den kunstgeschichtlichen Abschnitten seiner „Geschichte des deutschen Volkes" so glänzende Proben ablegte, haben dann der Kunsthistoriker Johann David Passavant, der Altmeister Eduard Steinle und der „liebe" August Reichensperger vor allen vertieft und vollendet.

Janssen und Böhmer sahen einander regelmäßig. Zwei- oder dreimal wöchentlich lasen sie, wie wir aus einem Briefe Böhmers an Frau Rath Schlosser vom 17. September 1855 ersehen, „gemeinsam Clemens Brentano'sche Sachen", Janssen „mit voller Empfänglichkeit", Böhmer „mit den sehnsüchtigsten Erinnerungen an den heimgegangenen Freund", den ihm „Niemand ersetzen kann"[3]). An einem Abend in der Woche hatten sie eine historische Conferenz, wobei es Janssen, wie Böhmer unterm 5. April 1856 an Professor Aschbach in Wien schreibt, niemals „an Stoff für seine Lernbegierde gefehlt hat".

[1]) Aus dem Leben u. s. w. S. 2. Wedewer starb 16. April 1871 im 70. Lebensjahre.

[2]) Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Bd. I (6. Aufl., 1893) S. 30.

[3]) Böhmers Leben rc. III, 155.

Janssens schwache Gesundheit bereitete Böhmer stets schwere Sorgen. „Janssen", so äußert er sich in dem ebenerwähnten Briefe an Frau Rath Schlosser, „kränkelt leider beständig, so daß ich ihm gerathen habe, mal für ein ganzes Jahr alle anstrengenden Arbeiten aufzugeben und sich bloß etwa mit deutscher Literatur zu beschäftigen." Gar oft deutet Böhmer in Briefen an Freunde an, wie empfindlich ihn Janssens Verlust treffen würde, und kaum genug des Lobes kann er für dessen unermüdliches ernstes Streben finden. Leider hat Janssen, als Erbe des literarischen Nachlasses von Böhmer, in seiner Bescheidenheit sich nicht dazu verstehen können, diese Lobsprüche weiteren Kreisen bekannt zu geben; wir sind daher zumeist darauf angewiesen, dieselben zwischen den Zeilen herauszulesen; immerhin konnten uns nicht alle vorenthalten werden. So schreibt Böhmer u. a. am 4. April 1858 an Oberbibliothekar Professor Bähr in Heidelberg († 28. November 1872): „Sie werden mir und meiner kleinen Mittwochs-Abendgesellschaft sehr willkommen sein, wenn Sie sich am nächsten Mittwoch einfinden wollen; namentlich freut sich Janssen auf Ihr Kommen. Er ist mir ein immer liebèrer Freund geworden. Einen größern wissenschaftlichen Eifer und Ernst, eine tiefere Empfänglichkeit für alles Schöne in Natur und Kunst, gepaart mit soviel Bescheidenheit und Gemüthstreue, wie bei ihm, wird man nicht leicht bei einem jüngern Manne antreffen."

„Ihre mir zurückgelassenen wohlgeordneten Excerpte aus Johann von Müllers Briefen", schreibt Böhmer unterm 7. Juli 1859 an Janssen selbst, der damals zur Kur in Langenschwalbach weilte, „sowie das Inhaltsverzeichniß und die chronologische Zusammenstellung dieser so elend herausgegebenen Nationalschätze habe ich seit Ihrer Abreise wiederholt und mit voller Befriedigung durchgesehen und mich dabei an die Abende unserer gemeinsamen Lectüre erinnert." Zum Schlusse ermahnt er den jungen Freund, er solle während seiner Badekur „nur an das sibi vivere [sich selbst leben] denken und an den Wahlspruch des alten Mönchs bei

Cäsarius von Heisterbach: sinere res vadere sicut vadunt [den Dingen ihren freien Lauf lassen]. Sonst wird man nicht gesund. Unsere edle, gebieterische Freundin auf Stift Neuburg", droht er dann scherzend, „soll Ihnen einmal gelegentlich oder besser ex professo eine ordentliche Strafpredigt über das Rauchen halten, der auch unser Innsbrucker Freund [Professor Julius Ficker], wenn er die Freundin kennte, mit Nutzen würde beiwohnen können. Tabaksnoth gehört zu den Plagen der Zeit, wie früher Pockennoth: so las ich vor langen Jahren irgendwo."[1])

Mit welcher Liebe und Verehrung hat hinwiederum Janssen über Böhmer sich ausgesprochen! Besonders ist in dieser Hinsicht der nachstehende Brief an einen Jugendfreund hervorzuheben, weil wir darin zugleich ein anschauliches Bild seiner damaligen Verhältnisse erhalten. „Meine schwere Krankheit", schreibt er am 6. Sept. 1856 an den Freund, „habe ich glücklich überstanden, Gott sei Dank! — der Arzt hatte an meinem Aufkommen sehr gezweifelt — und fange jetzt nach einer halbjährigen unfreiwilligen Muße wieder an, täglich wenigstens vier bis fünf Stunden zu arbeiten. Längere Zeit darf ich noch nicht am Studirtische sein. Die Familie Wedewer, bei der ich wohne, hat es an Fürsorge und Pflege nicht fehlen lassen. Ich habe allen Grund zur Zufriedenheit mit meinen hiesigen Verhältnissen; mein Verkehr kann für mich nicht erfreulicher sein, als er ist. Ich möchte wünschen, daß Du

---

[1]) Böhmers Leben 2c. III, 295. 296 f. Böhmer war ein ebenso erklärter Feind, wie Janssen ein leidenschaftlicher Freund des Rauchens. Wie Herm. Wedewer im „Katholik" (1892, I, S. 393) berichtet, haßte Böhmer dieses „Laster" „bis zu dem Maße, daß er nicht nur die Gesellschaft eines rauchenden Menschen floh, sondern sogar jedes Buch, welches ein Raucher gelesen hatte, in langer Lüftung vor dem Fenster desinficirte und als Oberbibliothekar der Frankfurter Stadtbibliothek scharfe Mandate gegen das Rauchen zu Hause in Gegenwart der von der Stadtbibliothek entliehenen Bücher erließ". „Trotz dieses unverzeihlichen Fehlers fand Janssen bei Böhmer Einlaß, mußte aber selbstredend sich nicht nur bei, sondern auch längere Zeit vor dem Besuch des Rauchens enthalten und überdies seinen nach Tabak riechenden Ueberrock weit vom Zimmer ablegen."

nur ein paar Tage Gelegenheit hättest, Böhmer zu genießen. Das ist ein ganzer Mann, von einer geistigen Anregung und Belehrung, wie ich während meiner Universitätsjahre Niemanden kennen gelernt habe. Du weißt, wie dankbar ich bin gegen Grauert in Münster, gegen Möller, Arendt[1]), Feije und Laforêt in Löwen, gegen Aschbach und Clemens in Bonn, aber alle diese Männer stehen mir weit hinter Böhmer zurück. Bei dem funkelt und sprüht alles von Geist und Leben. Er hält sich sehr zurückgezogen, aber wer sein Vertrauen gewonnen, den führt er in seine geordnete geistige Werkstätte ein, in seine Arbeiten, in seine Lectüre. Gegen mich ist er von einer Güte, die mich wahrhaft rührt. Ich sehe ihn fast täglich und kann nun mit ihm auch wieder größere Spaziergänge machen. Wie geht sein Herz auf, wenn er von seinen verstorbenen Freunden spricht, unter denen besonders Clemens Brentano und ein ehemaliger hiesiger Bürgermeister Thomas ihm am nächsten gestanden! Schon im vorigen Jahre gönnte er mir wöchentlich einen vollen Abend zur gemeinsamen Lectüre von Quellen der deutschen Geschichte. Auch Dichter lesen wir miteinander, und ich habe dann stets sein tief poetisches Gemüth und sein tief eindringendes Verständniß zu bewundern. Mit dem bekannten Mediciner Karl Passavant, der mir ebenfalls sehr freundlich

---

[1]) Der Historiker und kirchliche Archäologe Wilhelm Amadeus Arendt (geb. 25. Mai 1808 in Berlin, † 22. August 1865 auf einer Reise in Speyer), der, im Wintersemester 1831/32 an der protestantisch-theologischen Facultät zu Bonn als Docent für neuere Kirchengeschichte habilitirt, im April 1832 zu Landau convertirte und aus diesem Anlaß an seine frühere Facultät die Aufsehen erregende „Zuschrift" richtete: „Darlegung der Beweggründe meines Uebertritts in die katholische Kirche" (Speyer 1832). Nach kurzer Lehrthätigkeit an der katholischen Universität zu Mecheln siedelte Arendt mit dieser im December 1835 nach Löwen über und nahm hier den Lehrstuhl für kirchliche Archäologie ein. Arendt lebt in der Wissenschaft fort durch sein Werk: „Leo der Große und seine Zeit" (Mainz 1835). Die von ihm geplante Geschichte des Mittelalters, zu welcher dieses „gewissermaßen als Vorbereitung, als Einleitung dienen sollte", ist nicht erschienen. Vergl. Rosenthal, Convertitenbilder Bd. I, S. 450. 459.

gesinnt ist, habe ich die Lectüre von Dante begonnen. Ueber Frau Rath Schlosser und ihren Kreis schrieb ich Dir schon früher. Den Maler Steinle hoffe ich noch näher kennen zu lernen. Am Gymnasium ist meine Stellung sehr angenehm. Der Director Classen[1]), ein edler und feingebildeter Mann, ist mir sehr gewogen; zu irgend einem Streit ist es noch nicht gekommen, und wird es, hoffe ich zuversichtlich, auch nie kommen."[2])

Außer im Hause Böhmers verkehrte Janssen, wie wir soeben von ihm selbst gehört, bald auch in dem auserlesenen Freundeskreise der Frau Rath Schlosser, geborenen Sophie du Fay, der „gestrengen Frau Rath", wie sie schon als jüngere Frau „ob ihrer ernsten Willensstärke und ihres fast männlichen Studieneifers" bei den Freunden hieß. „In ihrem Wesen", so schildert sie Janssen in Böhmers größerm „Leben" (I, 93), „verbanden sich Eigenschaften, welche sich zu widersprechen schienen: neben einem ruhig klaren Blick und einer scharfen, oft kühlen Kritik besaß sie die volle Wärme und die schlichte Einfachheit eines echten Frauengemüthes." Zu ihrem Freundeskreise zählten, um nur einige zu nennen, Geistlicher Rath und Stadtpfarrer Beda Weber, der geistreiche Dichter und Schilderer; Eduard Steinle, der geniale Maler; Frau Geheimrath Marianne Willemer, die gleichzeitig von Goethe und von Clemens Brentano gefeierte „allerliebste kleine Müllerin auf der Gerbermühle"; Staatsrath Freiherr v. Linde, Erzbischof Hermann v. Vicaris erprobter Freund und Berather († 12. Juni 1870); der junge Rechtsfreund

---

[1]) Johannes Classen, namentlich bekannt durch seine Niebuhr-Biographie und seine treffliche Thukydides-Ausgabe, war kaum ein Jahr vor Janssen nach Frankfurt gekommen. Er folgte Ostern 1864 einem ehrenvollen Rufe an das Johanneum seiner Vaterstadt Hamburg, als dessen Director er bis 1874 wirkte. Classen starb 31. August 1891 nahezu 86 Jahre alt. Von seinen zahlreichen lernfrohen Schülern verdienen vor allem genannt zu werden die Brüder Ernst und Georg Curtius und Emmanuel Geibel, der „seinem theuren Lehrer und Freund" sein „Klassisches Liederbuch" (1875) gewidmet hat.

[2]) Nach einer eigenhändigen Abschrift von Janssen.

der Frau Rath, der jetzige Centrumsführer Dr. Ernst Lieber, der zugleich um die zweite Auflage der werthvollen Hymnenübersetzung des seligen Raths Schlosser: „Die Kirche in ihren Liedern" (2 Bde., Freiburg 1863) sich ein vorzügliches Verdienst erwarb. Lieber und Janssen hatte die Frau Rath schon 1861 zu Duzfreunden gemacht.

Unter den wechselnden Abtheilungen der Freitagsgäste, welche sie in ihrer Stadt- und Winterwohnung an der Neuen Mainzerstraße in Frankfurt um sich versammelte, fehlte Janssen fast nie. Die umsichtige Wirthin wußte ihre Einladungen immer so einzurichten, „daß sich Gruppen zusammenfanden, die in Folge der von ihr angeregten Gespräche eine ‚That' zu fördern im Stande waren"[1]). Das hauptsächliche Stelldichein der Schlosserschen Freunde war jedoch Stift Neuburg, der herrliche Landsitz im Neckarthal, wo vor allem die geistigen Spitzen des katholischen Deutschlands sich heimisch fühlten.

Wie viele, für das katholische Leben Deutschlands segensreiche Freundschaften wurden auf Stift Neuburg geschlossen! Janssen brachte hier in den Sommermonaten jedes Jahr im anregendsten Verkehr einen Theil seiner Ferien zu. Hier schloß er seine langjährige Freundschaft mit Domkapitular Wilhelm Molitor von Speyer († 12. Januar 1880), dem feinsinnigen Dichter und gelehrten Canonisten. Molitor stand, „wie kaum ein anderer deutscher Geistlicher mit den hervorragenden Katholiken aller Länder in ständiger Beziehung, namentlich war er ein einflußreiches Mitglied der internationalen katholischen Vereinigung, welche sich die Unterstützung und Vertheidigung des Heiligen Stuhles zur Aufgabe macht"[2]). Er hat an Janssen mehrere Gedichte gerichtet und im Jahre 1877 „dem Restaurator der deutschen Geschichte" seine lehrhafte Volks-Erzählung „Der Kaplan von Friedlingen" gewidmet.

Auf Neuburg knüpfte Janssen seine freundschaftlichen

---

[1]) [A. M. v. Steinle], Janssen im Frankfurter Freundeskreise, Hist.-pol. Blätter Bd. 109 (1892, I) S. 755.

[2]) So Dr. Haffner, der jetzige Bischof von Mainz, in der „Literarischen Rundschau" 1880, Sp. 98.

Beziehungen zu den hochw. Bischöfen Weis, Räß und v. Ketteler an; hier wurde er im Herbste 1863 mit Cardinal Karl August Graf v. Reisach bekannt, der ihm bald darauf gastliche Aufnahme in Rom gewährte. Auf dem Stift verkehrte auch fast täglich der bereits genannte Heidelberger Oberbibliothekar Bähr, der „rechtlich gesinnte Mann", wie Böhmer in einem Briefe an Janssen ihn nennt, dem der badische Kirchenstreit viel Kummer machte[1]).

Ein Mann, der zu den Vertrautesten auf dem Stifte zählte und entscheidenden Einfluß auf Janssens Eintritt in den geistlichen Stand geübt hat, war der unverdientermaßen vergessene Convicts-Director und spätere Domkapitular, Dom- und Stadtpfarrer Dr. Dietrich Becker von Speyer, der scharfe Denker und feinfühlige Aesthetiker († 31. Januar 1879). Er hat auf Janssens Anregung und unter Janssens Mitwirkung der gemeinsamen Freundin nach ihrem Tode (24. Mai 1865) anonym ein würdiges literarisches Denkmal in den „Historisch-politischen Blättern" gesetzt (Bd. 57 [1866, I] S. 85—108). Besonders schön ist darin ein hinterlassenes schriftliches Selbstbekenntniß der Seligen, das rührende Einblicke in ihre edle Seele gewährt. Gar mancher Zug in ihrem Lebensbilde macht uns zugleich den Einfluß klar, den sie und ihr Freundeskreis auf ihren berühmten Schützling Janssen übten.

„Eine Unwahrheit zu sagen", rühmt Becker der Freundin nach, „auch in ganz indifferenten Dingen, wäre ihr geradezu eine Unmöglichkeit gewesen. Niemand von allen, die sie kannten, sah sie je in ihren Worten auch nur um eine Linie von der strengsten Wahrheit abweichen. Ganz so war sie auch in all ihrem Thun und Lassen. Nie that sie etwas, womit es ihr nicht voller Ernst gewesen wäre, wovon sie nicht innerlich überzeugt gewesen wäre. Aus dem, was sie that, war es denen, die sie kannten, immerfort sofort klar, was sie über die betreffende Sache dachte. Ihr Aeußeres war der unverfälschte Spiegel ihres Innern. Sie ertrug es darum auch durchaus nicht, daß in ihrer Nähe, und soweit ihr Einfluß

[1]) Böhmers Leben III, 120.

und ihr Ansehen reichte, irgend eine Unwahrheit oder Uebertreibung oder Affectation zum Vorschein kam. Augenblicklich erhob sie sich dagegen mit einem Eifer, der manchmal an Aufregung und fast an Heftigkeit grenzte. Ihre Freunde erlebten es nicht selten, daß sie in der Gesellschaft ein unwahres Benehmen oder Reden aufs schärfste zurecht wies. Mochte der Betreffende eine noch so hohe Stellung einnehmen, sie scheute sich **nicht** vor ihm."

Voll Begeisterung hegte sie den Plan der Gründung einer freien katholischen Universität für Deutschland. Sie sah in einer solchen Anstalt das Mittel, die besseren Kreise des katholischen Deutschlands zu sammeln und so in unserm Vaterland die katholische Wissenschaft zum Siege zu bringen. „Ganz besonders lag ihr die katholische Literatur und Kunst am Herzen. Sie brachte nicht nur alle bedeutenden Erscheinungen der katholischen Literatur und sehr viele Werke der Kunst in ihren Besitz, sondern empfahl solche auch in den weitesten Kreisen." „Bis in ihr hohes Alter las sie auf dem Stifte, wenn Abends nach der Theestunde die vorübergehenden Besuche sich entfernt hatten und nur die länger weilenden Gäste noch um den Tisch im großen Saale versammelt waren, irgend ein Werk der ältern oder neuern Poesie vor. Sie begann dieses Vorlesen immer mit einer gewissen spannenden Feierlichkeit und fesselte dadurch sofort die Aufmerksamkeit. Dann zeigte sich auf dem Antlitz der würdevollen, in edlem Anstand dasitzenden Matrone eine so hohe und ausdrucksvolle Begeisterung, in ihre Stimme legte sie eine so ergreifende, dramatische Wärme, und ihr Vortrag wurde so kräftig und bedeutungsvoll, daß sie die Zuhörer immer vollständig für den vorgelesenen Gegenstand gewann. Ueber das Vorgelesene wußte sie in der anregendsten Weise eine Conversation zu veranlassen. Sie machte auf die Schönheit des gelesenen Werkes, die sie mit einer seltenen Genialität herausfand, aufmerksam und führte durch die Freude, mit der sie dies that, auch andere in das Verständniß ein." „Von unseren deutschen Schriftstellern kannte sie viele persönlich, und über andere hatte sie

von ihrem Gemahl und ihren Bekannten so vieles erfahren, daß sie manches aufhellen konnte, worüber man in keiner Literaturgeschichte irgend eine Andeutung fand."

Unerschöpflich schier war ihre Wohlthätigkeit, „und was dieser den schönsten Werth verlieh, war, daß sie dieselbe als eine religiöse Pflicht ansah, daß sie die Almosen aus Gehorsam gegen den Heiland spendete, der uns dies befahl, und daß sie dazu aus Liebe zu den Armen bewegt wurde, in denen sie ihre Nächsten und die Brüder des Heilandes erkannte. Die opere pie, wie sie scherzhaft diese ihre Pflichterfüllung gegen die Armen nannte, waren für sie ein täglicher Beruf, dem sie einen großen Theil ihrer Zeit widmete" [1]). Die Lücke, die ihr Tod in Janssens Leben riß, ward niemals ausgefüllt.

Um die Osterzeit weilte Janssen mit besonderer Vorliebe zu Freiburg im Breisgau in dem gastlichen Hause seines „treugemutheten" Verlegers Benjamin Herder, jenes „geistigen Befreiers", mit welchem ihn warme Herzensfreundschaft verband. Bei Herder gingen, wie Hettinger in seinen Bildern „Aus Welt und Kirche" so anmuthend schildert, die besten Männer des Landes aus und ein; er selbst, „hochgebildet und von guten Formen, eine durchaus innerliche Natur und ein treuer Sohn der Kirche, mit einem Herzen lauter wie Gold, machte nicht nur in verbindlichster Weise den Wirth, sondern verstand es auch vortrefflich, jedem seiner gelehrten Gäste neue wissenschaftliche Aufgaben zu stellen." Bei ihm hatte man „Gelegenheit, so manche kennen zu lernen, deren Namen die Katholiken Badens in dankbarer Liebe gedenken werden. Da war der Geh. Hofrath Karl Zell, der gründliche Alterthumsforscher und elegante Latinist . . ., ein Katholik in des Wortes rechter Bedeutung, ein wahrer Gelehrter ohne Hochmuth noch Dünkel, voll Freundlichkeit und Milde gegen Jedermann, ein herzlicher, stiller Wohlthäter für Bedürftige jeder Art, wie ihn der ‚alte Soldat', Dr. Karl Bader, gleichfalls einer aus dem Freundeskreise, geschildert hat. Da war der Specialhistoriker Dr. Joseph Bader, der Hofrath

[1]) Vergl. a. a. O. S. 96. 98. 99. 100. 104.

und Professor der Rechte Dr. Franz Joseph Buß, der Gründer der Piusvereine" [1]). Nicht minder würdevoll als Herder selbst wußte dessen tugendhafte Gattin Emilie, geborene Streber, deren vorbildliches Walten P. Weiß in seinem herrlichen Lebensbilde Herders ergreifend geschildert hat, „das Haus zu vertreten und mit den zahlreichen Gelehrten, die hier weilten, so zu verkehren, daß diese an ihr manches fanden, was ihnen förderlich war" [2]).

Janssen und Herder hatten sich 1858 auf Stift Neuburg bei Frau Rath Schlosser zusammengefunden. Herders geübter Blick erkannte in dem jungen Freunde alsbald den ungewöhnlichen Gehalt. „Schon frühe, da andere kaum an ihn dachten", sagte ihm Herder, wie P. Weiß auf Grund der Herder'schen Briefe hervorhebt, mit der Zeit einen ganz ausnehmenden Erfolg vorher. „Die Wirklichkeit", fährt P. Weiß fort, „hat selbst seine kühnsten Erwartungen übertroffen" — zu seinem unaussprechlichen Troste. Noch in seinen letzten Lebenstagen sagte Herder zu P. Weiß, daß es ihm „in diesen Stunden, in denen er mit größerem Ernst als je auf sein Wirken, seine Erfolge und seine Verantwortung hinblicke, eine ganz besondere Freude und Zuversicht bereite, Janssens Werke verlegt zu haben".

Durch Herder wurde Janssen auch mit dem greisen Bekenner Erzbischof Hermann von Vicari bekannt, der ihn im Sommer 1866 zum Geistlichen Rath ernannte. Für Erzbischof Hermann hat er u. a. im Jahre 1867 den letzten Hirtenbrief abgefaßt, das bedeutsame Ausschreiben „zur achtzehnten Säcularfeier des Martyrfestes des hl. Petrus" mit der Aufschrift „Das Papstthum in der Geschichte" [3]). Gleich nach dem Ableben des unvergeßlichen Kämpfers und Dulders sprach Janssen den Wunsch aus, es möchten vertraute Berather des Seligen dessen Biographie schreiben. Auf seine

---

[1]) Aus Welt und Kirche, 3. Aufl. (Freiburg 1893) S. 416.

[2]) Benjamin Herder (Freiburg 1889) S. 53.

[3]) Zeitgemäße Broschüren, Jahrgang III, Nr. 3 (Frankfurt 1866/1867; neu aufgelegt 1893).

Veranlassung sagte Geistlicher Rath Adolf Strehle, der ehemalige Hofkaplan des Erzbischofs, den ersten Theil (von 1800 bis 1852) zu, Kanzleidirector Dr. Heinrich Maas, der bekannte Canonist und seit den Tagen des Kirchenstreites ein Hauptverfechter der kirchlichen Rechte und Freiheiten in Baden, den zweiten, von Vicaris Eintritt in das Erzbischöfliche Ordinariat an (1853 – 1868). Nachdem Strehle, dessen Aufzeichnungen schon mit dem Jahre 1842 endeten, 1878 gestorben war, bevor er diese überarbeiten konnte, verstand sich auf Janssens ständiges Andringen Director Maas anstatt der ursprünglich geplanten Biographie zu einer umfassenden historischen Darstellung der Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche in Baden vom Jahre 1800 bis auf unsere Tage. Als Janssen dann in den Ostertagen 1891 in Freiburg selbst die ersten Druckbogen des vollendeten Werkes[1]) empfing, zeigte er sich hocherfreut über das Gelingen. Ihm im Vereine mit Herder war es, beiläufig bemerkt, auch zu danken, daß Director Maas, der sich wie wenige Juristen eingehend und praktisch mit allen kirchenpolitischen Fragen beschäftigt hatte, in dem entscheidenden Zeitpunkte des Culturkampfes die hervorragende Schrift „Zum Frieden zwischen Kirche und Staat" abfaßte, welche nach der Versicherung unterrichteter Berliner Kreise viel zur Betretung des Friedensweges in Berlin beigetragen hat. Janssen theilte vollständig den Standpunkt des Verfassers: auf der Grundlage der gleichen politischen Rechte aller Confessionen auch die Freiheit der katholischen Kirche zu verlangen und in Sachen der Religion weder Zwang zu wollen noch zu dulden.

Bei seinen häufigen Besuchen in Freiburg verkehrte Janssen vorzugsweise mit dem leutseligen Kirchenhistoriker Johann Baptist Alzog († 1. März 1878) und dem gottbegnadeten Volksschriftsteller Alban Stolz († 16. Oktober 1883). Letzterer hielt gar viel auf ihn, und er wiederum hatte „daran besondere Freude". „Stolz nennt

[1]) Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden. Mit besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit des Erzbischofs Hermann v. Vicari. Freiburg 1891.

Janssen", so heißt es in einem Briefe von Heinrich v. Andlaw, „unsern liebenswürdigen Demokraten. Er wird sich", meint Andlaw äußerst zutreffend dann weiter, „seine Concepte nicht verwirren lassen, aber er ist Demokrat im Sinne des Mittelalters und wird nie vergessen, daß er aus dem Handwerkerstande hervorgegangen und selbst voreinst ein Handwerk lernen sollte."

In seinem letzten, erst nach seinem Tode veröffentlichten Kalender von den „acht Seligkeiten" hat Stolz eine rührende Geschichte überliefert, die Janssen mit einem armen Arbeiter begegnet ist. Wir lassen dieselbe in ihrer einfachen, kernigen Fassung am besten wörtlich folgen:

„Ein geistlicher Professor", so lautet sie, „erzählte mir einst, er sei vor der Stadt, wo er wohnt, einmal spazieren gegangen. Da sei ihm ein gering gekleideter Arbeiter begegnet und habe zu ihm gesagt: ‚Verreck, du Pfaff!' Der Geistliche ist in seinem ganzen Wesen sanftmüthig und freundlich; deshalb verstand es sich von selbst, daß er kein böses Wort erwiderte; er ging aber auch nicht stumm an dem rohen Menschen vorüber, sondern redete ihn gelassen an und fragte ihn: warum er mit einem so bösen Wunsch ihn begrüßt habe, wie man doch nicht einmal zu einem Hunde spreche u. s. w. Dabei hat er wahrscheinlich ihm gezeigt, wie die Geistlichen den armen Leuten doch gar nichts zu leid thun und sie nicht plagen, wie vielerlei große und kleine Herren mit Schnäuzern es thun; im Gegentheil, daß die Geistlichen von dem ärmsten Menschen sich rufen lassen, wenn er krank oder am Sterben ist, und nichts dafür begehren. Desgleichen geht der arme Geselle auf seiner Wanderschaft nicht zum Amtshaus, um etwas zu bekommen, wohl aber zum Pfarrhaus. Während derartigem Zuspruch zog der Mann auf einmal den Hut herunter und sagte: ‚Hochwürdigster Herr! Sie haben recht; ich bin gerade bei einer Versammlung von Kommunisten gewesen, wo besonders auch über die Geistlichen geschimpft worden ist, und da wurde ich eben ganz aufgeregt und habe dann diese zornige Rede ausgestoßen.' — Nach einiger Zeit kam der nämliche Mann zu dem Geistlichen auf das Zimmer

und sagte, er habe schon sieben Jahre lang nicht mehr gebeichtet und wolle jetzt eine Generalbeicht ablegen bei ihm, was dann auch geschah."

In den letzten Lebensjahren pflegte Janssen zu Freiburg unter dem gastlichen Dache seines Bonner Studienfreundes Erzbischof Johannes Christian Roos zu wohnen. Als es in Frankfurt mehr und mehr um ihn einsam wurde, hatte Freiburg mit dem ausgedehnten Freundeskreise und den hohen landschaftlichen Reizen es schließlich in einem Maße ihm angethan, daß er dasselbe als ständigen Aufenthalt ins Auge faßte.

Die Weihnachtsferien verbrachte Janssen am liebsten auf Schloß Bronnbach bei der verwittweten Herzogin Adelheid von Braganza, der Schwester des Fürsten Karl zu Löwenstein, des hochverdienten Commissars der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. Der fürstlichen Gönnerin hat er seine kleinere Schrift über Stolberg gewidmet. Auch in Kleinheubach bei dem Fürsten war er wiederholt Feriengast. Auf Schloß Bronnbach feierte er um Ostern 1885 in stiller Zurückgezogenheit sein silbernes Priester-Jubiläum. Damals nahm er mit ausnehmendem Ernste an den geistlichen Uebungen des bekannten Jesuitenpaters Philipp Löffler theil. Als einmal in Bronnbach bei der Auferstehungsfeier der Ministrant fehlte, ging Janssen in aller Demuth mit dem Schellchen voran[1]). Zu Bronnbach war es auch, wo Freund Molitor ihm 1878 am Feste des hl. Kaisers Heinrich die gehaltvollen Distichen gespendet:

Dir an der Wieg' einst stand dein Engel strahlenden Blickes,
Legte zum schlummernden Kind leise ein schimmerndes Schwert.
Blumen kränzten es wohl, voll Duft und heiterer Anmuth,
Aber im Blüthengewind barg sich der schneidige Stahl.
Wahre die Blumen und pflege sie wohl als holdes Geleite,
Das, was du schaffst und wirkst, braucht auch den farbigen Schmuck.
Doch, mein Kämpe, sei treu; hol' aus mit wuchtigem Flamberg.
Schlage die Masken hinweg, schmettre die Lüge in Staub.

---

[1]) Die letzten beiden Züge nach der freundlichen Mittheilung von Herrn Professor Dr. Göpfert in Würzburg, der an dem fürstlichen Hofe zu Bronnbach wiederholt mit Janssen zusammenweilte.

Wenn er in der Nähe weilte, besuchte er auch gerne den Fürstlich Löwenstein'schen Archivrath Alexander Kaufmann zu Wertheim († 1. Mai 1893), den gemüthvollen rheinischen Dichter und Historiker, der ihm in mancherlei Zweifeln und Schwierigkeiten seinen Rath geliehen.

Mehrmals verweilte Janssen auf kürzere Zeit zu Luzern bei Professor Aloys Lütolf, dem geschätzten Kirchenhistoriker. Die Freunde unternahmen dann Ausflüge nach Engelberg, auf den Rigi u. s. w. Der von ihnen gehegte Plan: nach Art von Janssens „Zeit- und Lebensbildern" gemeinsam eine Sammlung von biographischen Arbeiten über katholische Historiker herauszugeben, wurde leider durch Lütolfs frühzeitigen Tod (8. April 1879) zu nichte.

In Frankfurt am Main traten Janssens Herzen besonders nahe die nächsten beiden Nachfolger des Stadtpfarrers Beda Weber († 28. Februar 1858), Eugen Theodor Thissen, „das goldene Herz", wie seine Freunde ihn nannten[1]), und seit 1870 Ernst Münzenberger, der selbstvergessene Seeleneiferer und Gutthäter, der scharfsichtige Kunstkenner und Sammler. Münzenbergers ungewöhnlich große und werthvolle Büchersammlung war u. a. besonders reich an deutschen Flugblättern, namentlich polemischen Schriften und Predigten aus dem ersten Jahrhundert der Kirchenspaltung. Manche derselben, welche Janssen in dem zweiten bis sechsten Bande seines großen Geschichtswerkes benutzt hat, fehlen auf den meisten öffentlichen Bibliotheken, sogar auf solchen ersten Ranges. Nach der glücklichen Vollendung seines Geschichtswerkes gedachte er vor allem die seltensten und wichtigsten dieser Stücke in einer Sammlung von zwei bis drei Bänden neu abzudrucken und sie mit kurzen erläuternden Bemerkungen auszustatten. Auch mehrere äußerst seltene Schriften aus anderen Privatbibliotheken, wie die von Geistlichem Rath Marx in Frankfurt[2]) und die von

[1]) Nach seinem Weggange von Frankfurt Domkapitular zu Limburg an der Lahn, woselbst er 27. September 1877 starb.

[2]) Dr. Franz Lothar Marx, † 22. Oktober 1831 als Director der Liebfrauenkirche. Die etwa 3000 Bände starke, haupt-

Fürst Löwenstein in Kleinheubach, sollten mit aufgenommen werden[1]).

Aus der Zahl der übrigen Freunde wurden schon genannt Altmeister Steinle, dem er sein erstes Wort „an meine Kritiker", und sein kunstgeschichtlicher Beirath, der rüstige, kerndeutsche Parlamentarier August Reichensperger, dem er die verschiedenen Auflagen seiner „Zeit- und Lebensbilder" gewidmet hat. An Reichensperger reihte sich als vertrautester Berather, zumal auf literarhistorischem Gebiete, der geniale Goethebiograph Alexander Baumgartner aus der Gesellschaft Jesu, der uns manch tief empfundenes Gedicht zu Janssens Preis beschert und ihm auf dem Sterbelager durch Wochen reichen Trost gespendet hat. Nächst ihnen seien hier noch hauptsächlich genannt: der kindlich fromme, bis ins hohe Greisenalter so jugendfrische wie schaffensfreudige Dogmatiker Domdecan Johann Baptist Heinrich, das geistige Haupt der Mainzer Schule, und der jetzige Bischof von Mainz, Dr. Paulus Leopold Haffner, mit Janssen und Thissen Begründer und später auch zeitweiliger Leiter der „Zeitgemäßen Broschüren", wo er in den „Randzeichnungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes" (1882) einen geistvollen „Nachtrag zu Lessings Rettungen" geliefert hat. Besondere Erwähnung verdient sodann der gefeierte Apologet Franz Hettinger in Würzburg.

Den persönlichen Verunglimpfungen von seiten literarischer Gegner gegenüber, welche den Freund zum Vaterlandslosen und zum Todfeinde der Protestanten zu stempeln suchten, hat Hettinger auf Grund langjähriger eigener Anschauung das volle Gegentheil bezeugt. „Es sind nun gerade zwanzig Jahre," schrieb er 1883, anläßlich einer Besprechung von Janssens „Zweitem Wort", „daß ich den Verfasser vorliegender Schrift zum ersten Male sah; er war noch nicht

---

sächlich aus theologischen und historischen Werken bestehende Bibliothek, ein Vermächtniß an die Frankfurter katholische Gemeinde, befindet sich in dem Liebfrauenpfarrhause (Holzgraben 19).

[1]) Vergl. Lit. Handweiser 1886, Sp. 371; 1890, Sp. 409 f. Desgl. Alte u. Neue Welt 1887, S. 70.

lange in das reifere Mannesalter eingetreten; liebenswürdig und anregend im Umgange, ein Freund der Natur und Kunst, offen und empfänglich für alles Edle und Schöne, verband er mit seiner Ehrfurcht und Liebe zur heiligen Kirche eine flammende Begeisterung für unser deutsches Vaterland. Sie war es auch, die ihn angetrieben, dessen Geschichte zu schreiben; in manchen Stunden war seine bereits begonnene Arbeit Gegenstand unserer Unterhaltung, und mehr als einmal sah ich mich veranlaßt, für Männer eine Ehrenrettung zu versuchen, gegen die er, wie gegen den Großherzog von Frankfurt, Karl Theodor von Dalberg, wegen ‚Zertretung der deutschen Ehre und des alten Rechtes' mit Böhmer schwere Anklagen erhob. Dabei stand Janssen mit vielen Protestanten in freundschaftlichem Verkehre; seine heitere, klare Natur öffnete ihm eben überall die Thüre zu den Herzen. So habe ich ihn zum ersten Male gesehen, so ihn immer gekannt."[1])

Zu jenen protestantischen Freunden zählten, wie wir ergänzen können, unter anderen der seit 1863 bei dem Deutschen Bundestage beglaubigte preußische Gesandte Rudolf v. Sydow, der ehrwürdige Präsident Ludwig v. Gerlach und der angesehene Rechtslehrer und Culturhistoriker Wilhelm Arnold in Marburg.

Unter den Bundestagsgesandten, in deren Kreise Janssen durch Staatsrath v. Linde eingeführt wurde, war Herr v. Sydow seinem Herzen besonders nahe getreten. Die Familie Sydow war, „wo immer sie weilte, ein Mittelpunkt edler Geselligkeit und ein Vereinigungspunkt auserwählter, hochbegabter Menschen"[2]). Hier bot sich Janssen reiche Gelegenheit zum Verkehr mit der Frankfurter Diplomatie. Herr v. Sydow selbst war eine tief religiöse Natur. Obgleich Protestant, hatte er als Regierungspräsident des katholischen Sigmaringen, wohin er 1853 versetzt worden war, es „im ehrlich verstandenen Interesse Preußens" geglaubt, „daß das kirchliche Leben in dem ihm anvertrauten Ländchen wieder mehr gekräftigt werde; die

---

[1]) Lit. Rundschau 1883, Sp. 272 f.

[2]) Pfülf, Herm. v. Mallinckrodt (Freiburg 1892) S. 225.

Erfahrungen von 1848 waren ihm frisch im Gedächtniß. Namentlich wünschte er auch den religiösen Sinn in den höheren Schichten und in Bekanntenkreisen zu heben, in der Ueberzeugung, daß dies die festeste Bürgschaft der Königstreue sein werde". Deshalb war es ihm „darum zu thun, fähige Beamte aus Preußen heranzuziehen, die mit entschieden conservativer Gesinnung auch die Treue des kirchlichen Bekenntnisses verbänden". So wünschte er seinerzeit auch den Katholiken Hermann v. Mallinckrodt nach Sigmaringen, um ihn allmählich zum „Rath" für die dortige Regierung heranzuziehen[1]).

Herrn v. Sydow congenial war die hochgebildete, fromme Frau des Hauses, Maria, eine Tochter des coburg-gothaischen Staatsministers Freiherrn v. Stein zu Nord- u. Ostheim. Sie war „nicht ohne große vorherige Kämpfe und reifliche Ueberlegung"[2]) im Jahre 1860 katholisch geworden und hatte in Frankfurt alsbald Janssen zu ihrem geistlichen Führer und Freunde erkoren. Als die „treue große Seele" nach 20monatigem schrecklichen Leiden, das sie mit freudiger Hingebung getragen, am 3. März 1866 von dieser Welt abgerufen wurde, vermißte Janssen vor allem die verständnißinnige Theilnahme, welche sie seinen Arbeiten entgegengebracht hatte. Er hielt das Gedächtniß der „unvergeßlichen lieben Freundin" wach durch Annahme ihres Wahlspruches: „Durch Kreuz zum Licht" — Per crucem ad lucem[3]). Mit Herrn v. Sydow stand er bis zu dessen Tode (14. März 1872) in freundschaftlichem Verkehre.

In den letzten Lebensjahren verkehrte Janssen auch regelmäßig in der Familie des bekannten Kunsthistorikers Henry Thode, damals Director der Sammlungen des Städel'schen Kunstinstituts, jetzt Professor in Heidelberg, der seine Bekanntschaft bei Freiin Karolina v. Stein, der Pröpstin des Cronstettischen Damenstiftes und jüngsten Schwester der seligen Frau v. Sydow, machte.

---

[1]) Pfülf S. 116 f.

[2]) Rosenthal, Convertitenbilder Bd. I (1866) S. 1009.

[3]) Pastor S. 52 f.

Neben der Betrachtung der älteren religiösen Kunstbestrebungen bildete hier, wie Herr Professor Thode uns freundlichst mittheilt, namentlich die neue, ganz anderen Zielen zugewandte Kunst des phantasievollen Frankfurter Malers Hans Thoma, an der Janssen bald ein warmes Interesse gewann, den „Gegenstand häufiger lebendiger Discussionen". Thodes Vorträge über Raphael und Michelangelo sowie sein Buch über die Nürnberger Malerschule, mit dessen Ausführung er sich damals beschäftigte, „führten zugleich zu häufigem Meinungsaustausche über die Fragen der Beziehungen des mittelalterlichen Kunstschaffens zur Religion und Cultur, bei deren Beantwortung trotz mancher Vereinigung im einzelnen es freilich bei der Verschiedenheit der Gesichtspunkte nicht zu einem endgültigen Verständnisse kommen konnte". Janssen und Thode gelangten daher „bald zu einer stillschweigenden Festsetzung der Grenzen, welche von keinem der Discutirenden überschritten wurden, da eine Einigung doch nicht zu erhoffen stand. Dank diesem feinfühligen Verständnisse und dem liebenswürdig verbindlichen Wesen des Prälaten" aber durften Herr Thode und seine Frau (eine Tochter Hans v. Bülows) sich „dieses Verkehres als eines an Anregungen auf allen Gebieten reichen dankbar erfreuen". Ihr Wegzug von Frankfurt im Herbst 1891 ging Janssen recht nahe.

Auch sonst unterhielt Janssen gute Beziehungen zu Protestanten. Den letzten Abend vor seiner Todeskrankheit verbrachte er noch in einer befreundeten protestantischen Familie. Sein behandelnder Arzt war ein strenger Protestant, und der Director des alten Frankfurter Stadt-Gymnasiums, Karl Reinhardt, obwohl ein Mitglied des (Anti-Janssen-)Vereins für Reformationsgeschichte, bekundete namens des protestantischen Lehrercollegiums in warmem Nachrufe seine „Verehrung" für den „hervorragenden Gelehrten und den liebenswürdigen, stets freundlichen und wohlwollenden Menschen."[1])

Die häuslich gemüthlichsten Jahre während seines ganzen Frankfurter Aufenthaltes waren für Janssen jene, die er mit

[1]) Programm 1892, S. 31.

seinem alten Vater dortselbst verlebte, von 1865 bis 1869. „Der alte Herr Janssen", eine gerade, ehrliche Kernnatur, war in Frankfurt allgemein beliebt; er gehörte zu den Leuten, von welchen man in Wahrheit sagen kann: Er hat mit Bewußtsein niemals einer Fliege weh gethan. Sein Wort hatte auf den Sohn einen wohl nie versagenden, zumal sänftigenden Einfluß. Mit dem Vater allein, pflegte Janssen sich in dem gemüthlichen Xantener Platt zu unterhalten; denn wie für die vaterstädtische Sprache, so hegte er für die Vaterstadt überhaupt stets eine ausgesprochene Vorliebe. Als dort vor mehreren Jahren ein Freund ihn nach der heiligen Messe durch den Dom und seine Umgebung begleitete, stieß er überall, wie dieser uns erzählte, auf lebhafte Jugenderinnerungen. Im Kreuzgange machte er seinen Führer darauf aufmerksam, daß der Xantener Volksmund mit Unrecht die Franzosen der Verunstaltung der reichen, kunstgeschichtlich merkwürdigen Grabmalbildnereien zeihe: das hätten zu seiner Zeit die Buben aus Leichtsinn gethan; er selbst aber sei daran ganz unschuldig[1]). Auf dem Wege zu der Wohnung seiner Verwandten war es eine Freude, zu sehen, wie er aus den Kirchgängern, die ihm begegneten, jedesmal sofort Bekannte aus seiner Jugendzeit herausfand und sich dann auf das leutseligste mit ihnen unterhielt.

Bei des Vaters Tode (26. Februar 1869) war die Trauer, sowohl aus bürgerlichen wie aus den höchsten Kreisen, allgemein. „Wolle mich nicht trösten," schrieb unmittelbar nach demselben der Sohn an einen Freund, „Schmerz muß Schmerz sein; er muß sein Recht haben. Die vier Jahre, welche mein Vater bei mir zugebracht hat nach dem Tode der Stiefmutter, deren Andenken uns beiden gleichmäßig theuer war, sind für mich in ihrer völlig ungetrübten Gemüthlichkeit

---

[1]) Eine andere kunsthistorische Fabel in Bezug auf die Xantener Bildwerke hat er in seinem sechsten Bande berichtigt (13. u. 14. Aufl. 1893, S. 46f.). Von einer Deutung der beiden Aeltesten des zweiten, aus dem Jahre 1531 stammenden Stationsbildes vor der St. Victorskirche auf Luther und Calvin, wie sie dem „Volksmund" zugeschrieben werde, habe er in seiner Jugend zu Xanten nie etwas gehört.

und Harmlosigkeit wie im Fluge weggeeilt. Er hatte“, fährt Janssen den Verewigten schildernd fort, „nur eine gewöhnliche Schulbildung empfangen, aber er war voll Interesse und Verständniß für höhere Dinge und behielt noch während seiner letzten schweren Krankheit eine auffallende geistige Frische. Alle, die ihn hier gekannt haben, freuten sich über die Herzlichkeit und Kindlichkeit seines Gemüthes, die mit dem Alter noch zuzunehmen schien. Als frommer, kernfester Katholik war er ein Feind aller confessionellen Reibereien und sagte mir noch kurz vor seinem Tode: ‚Halte fest daran, was die Mutter dir gesagt: thue alles für deinen Glauben, lebe und sterbe für ihn, aber laß dich in deinem Verkehr nie in religiöse Streitigkeiten ein, verletze niemanden und liebe alle Menschen!‘ Dieselben Worte sagte er zu meinem Freunde Professor Stumpf-Brentano, der sich oft und gern mit ihm unterhielt, wenn er während der Ferien hier war. ‚Man darf sich aber‘, fügte er hinzu, ‚in seinem Glauben auch nichts Ungebührliches gefallen lassen. Wird man dann angegriffen, muß man sich wehren, sonst ist man ein Feigling.‘ Ein alter Major — mein Vater war voll Erinnerungen an seine Militärzeit als Gardist in Potsdam — habe oft gemahnt: ‚Jungens, wer sich Unrecht gefallen läßt, wenn es seine Ehre angreift, ist ebenso ein Wicht wie der, welcher Unrecht thut.‘ An dieses Wort, sagte der Vater, habe er oft gedacht, dasselbe gelte für einen jeden, besonders wenn der Glaube angegriffen werde; denn der sei die eigentliche Ehre des Menschen[1]). Für mich war es“, schreibt Janssen dann

---

[1]) Von dem lebendigen Glauben des alten Herrn gibt ein kleiner Zug, den Wedewer (a. a. O. S. 386) mittheilt, rührendes Zeugniß. Eines Tages kam Herr Janssen recht unwillig aus einer Predigt in Frankfurt nach Hause und erzählte, der Geistliche habe „alltieds van de Glöwe“ (beständig von dem Glauben) gepredigt — wofür denn das? „Ik glöwe!“ fügte er eifernd hinzu; da brauche man doch nicht lange von dem Glauben zu reden, das verstehe sich von selbst. Daß es in Frankfurt Menschen gebe, für welche sich das nicht von selbst verstehe, war dem frommgläubigen Greise ebenso neu wie unverständlich.

zum Schlusse, „der liebste Lohn, wenn das Auge meines Vaters auf meinen Arbeiten ruhte, und wenn ich sah, wie er sich darüber freute. Jetzt stehe ich wieder allein! . . . Er starb ohne allen Todeskampf. Indem er sich mit dem Kreuzzeichen bezeichnete und noch vernehmlich die Worte sprach: ‚Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!‘ schlief er ein.“

IV.

Der Priester.

Kein Schritt hat entscheidender und nachhaltiger auf Janssens Leben eingewirkt als sein Eintritt in den Priesterstand. Trotz alles Bangens vor der schweren Verantwortung des Seelenhirten hatte er stets inmitten seiner weltlichen Studien ein sehnsüchtiges Verlangen nach den heiligen Weihen getragen. Nachdem freundschaftliches Zureden sein letztes Bedenken besiegt, bereitete er sich endlich in aller Stille auf dieselben vor.

Am Weihnachtsabende 1859 begann er zur Einleitung im Kapuzinerkloster zu Aschaffenburg unter der Führung des volksthümlichen Paters Franz Borgias Fleischmann geistliche Exercitien abzuhalten. In seiner pietätvollen Schrift zur Erinnerung an diesen „echten, kerngesunden deutschen Kapuziner" hat er uns davon eine denkwürdige Schilderung entworfen[1]).

„Noch niemals", schreibt er hier, „war ich früher in einem Kapuzinerkloster gewesen, noch nie hatte ich irgend einen Verkehr mit einem Kapuziner gehabt. Ich wurde etwas beklommenen Herzens, als Borgias sich mir als Leiter der Exercitien ankündigte; denn er erschien mir äußerst streng, ja kalt, und beantwortete meine vertrauliche Mittheilung, daß ich den Entschluß gefaßt, Priester zu werden, mit einem langen, tiefen Schweigen, während dessen er mich unverwandt anblickte. Den Eindruck, den dieses Schweigen und dieses

---

[1]) „Der Kapuziner Franz Borgias" (Frankfurter Broschüren 1868, Nr. 8); später den „Zeit- und Lebensbildern" einverleibt (Bd. I, 4. Auflage, S. 380—404).

ruhig forschende Auge auf mich ausübten, werde ich nie vergessen. Die ersten Worte, die er dann zu mir sprach, lauteten: ‚Haben Sie Liebe zur Einsamkeit, Liebe zum betrachtenden Gebet, innige Verehrung zur heiligsten Jungfrau? Wenn nicht, bitte, werden Sie nicht Priester; denn Sie werden dann kein würdiger und glücklicher Priester. Bedenken Sie, daß Sie vor dem schwierigsten und verantwortlichsten Werk Ihres Lebens stehen, aber auch vor dem segensreichsten, wenn Sie es treu und in demüthiger Gesinnung vollführen.‘ Darauf kniete er, ohne noch ein weiteres Gespräch anzuknüpfen, nieder, und wir beteten den Rosenkranz, den er mir dann während der Exercitien täglich zu beten vorschrieb. ‚Es war eine Zeit innerster Versunkenheit,‘ sagte er, ‚als der Rosenkranz in Deutschland außer Uebung gekommen und sogar kirchliche Oberen, wie wir darüber gedruckte Zeugnisse besitzen, das Volk von dem Gebrauche des Rosenkranzes abhielten.‘ Ich hatte Saint-Jures ‚Geisteserneuerung für angehende und wirkliche Kleriker‘ mitgebracht. Er fand das Buch vortrefflich als Leitfaden für die geistlichen Uebungen, bestimmte gleich das Pensum für den nächsten Tag, und sich verabschiedend, wünschte er: ‚Glückliche Weihnachten! Wenn der Heiland zu uns kommen soll, müssen wir ihm entgegengehen.“

Während der acht Tage, die Janssen damals in dem Kloster zubrachte, zog die ganze Persönlichkeit des Paters und die Art seines Wirkens ihn unwiderstehlich an, und alles an demselben erregte seine Theilnahme. Seitdem war er bis zu dessen Tode „jährlich regelmäßig mehrmals, oft eine ganze Woche lang, bei ihm im Kloster zu Lohr, wohin er als Superior versetzt worden war, und konnte ihn dort in seinen täglichen Berufsarbeiten, in seinen wissenschaftlichen Studien, in seiner liebenden, aufopfernden Sorgfalt für die ihm untergebenen Mönche und Brüder, und auch in seinen Erholungsstunden näher kennen lernen“. Die „Rückerinnerungen an den Verkehr der Patres und Brüder unter einander, an ihre durch Gottesliebe geheiligte Bruderliebe und gegenseitige Zuneigung“ zählte er zu den traulichsten seines Lebens. „Mon-

talembert", glaubte er, „hat nichts übertrieben in dem, was er in der Einleitung seines trefflichen Werkes ‚Die Mönche des Abendlandes' über das Glück im Kloster, über die arbeitsvolle Ruhe und liebliche Gleichförmigkeit des Klosterlebens und über den, trotz aller Entbehrung, heitern Sinn der Mönche geschrieben hat. Nicht ein einziges Mal habe ich in irgend einem der vielen Kapuzinerklöster, die ich gern besuchte, irgend einen störenden Eindruck bekommen. Herzliche Freude war es mir, daß ich stets die Volksthümlichkeit der Kapuziner, die Ehrfurcht des Volkes vor den armen Mönchen bemerken konnte, eine Ehrfurcht, die der heilige König Ludwig von Frankreich mit Recht als den schönsten irdischen Lohn für die lebendige und wirksame Theilnahme erklärte, welche die Mönche dem Volke in allen seinen Freuden und Schmerzen zuwenden."[1]) „Die Kapuziner", sagte ihm, wie er gern erzählte, ein bayerischer Bischof, „sind und bleiben unsere volksthümlichsten Ordensmänner, und sie verdienen es zu sein." Die Erinnerung an Aschaffenburg und an Lohr hat ihm später wohl die Feder geführt, als er im fünften Bande seiner Geschichte die Verdienste der Orden überhaupt und des Kapuzinerordens insbesondere um die Erhaltung der katholischen Religion in Deutschland so warm schilderte.

Anfangs 1860 begab Janssen sich auf einige Monate nach Tübingen. Unterdessen wurde er von Böhmer schwer vermißt. „Ich vermisse Janssen sehr", schrieb dieser unterm 19. Februar 1860 an Hofrath Bähr, „und es würde mir eine empfindliche Lücke sein, wenn er nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand, zu dem er sich vorbereitet, veranlaßt werden sollte, Frankfurt zu verlassen und in eine andere Stellung einzutreten. Aus eigenem Willen wird er nicht fortgehen. Dafür hat er Frankfurt zu gern; er findet sich in den hiesigen Verhältnissen vollkommen zurecht, viel besser, als ich mich darin seit lange zurechtfinden kann. Am Gymnasium ist er bei Collegen [mit fast verschwindenden Ausnahmen insgesamt Protestanten] und Schülern gleichmäßig beliebt.

[1]) Vergl. Zeit- und Lebensbilder Bd. I, 4. Aufl., S. 383. 388. 398.

Professor Gutermann, den Sie ja auch kennen, und den ich dieser Tage zufällig auf der Bibliothek traf, wurde ganz warm, als er von ihm sprach. Janssen ist in seinen Briefen", fügte Böhmer hinzu, „voll des Lobes über die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit der Tübinger Professoren der Theologie; namentlich rühmt er Hefele und Aberle. ‚Aber auch der anderen Professoren, die meiner Unkenntniß aufhelfen, kann ich', schreibt er, ‚nur mit inniger Dankbarkeit gedenken; auch habe ich mit ihnen manche gemüthliche Stunden bei den abendlichen Zusammenkünften. Nicht weniger freundlich gegen mich sind Keller und Holland[1]). Mit letzterm speise ich in demselben Gasthofe, bei ersterm verbrachte ich kürzlich einen genußreichen Abend.'"

Am 26. März 1860, einem Passionsmontag, wurde Janssen durch den Hochw. Bischof Dr. Peter Joseph Blum in der bischöflichen Kapelle zum hl. Sebastianus in Limburg zum Priester geweiht. In seinen beruflichen Verhältnissen änderte sich dadurch nichts. Aber um so inniger war seine Hingebung an den heiligen Dienst, je weniger seelsorgliche Verpflichtungen ihm oblagen. Zumal in den ersten Jahren seines Priesterthums wetteiferte er mit der Seelsorgsgeistlichkeit in der Verwaltung des heiligen Bußsakramentes und der Tröstung der Armen und Leidenden. Wo es galt, eine Seele zu retten, ging er auch der Gefahr tödtlicher Ansteckung nicht aus dem Wege. So besuchte er im Jahre 1866 einen cholerakranken italienischen Soldaten und brachte ihm die letzte Wegzehrung. Die tägliche Vereinigung mit dem menschgewordenen Gotte im allerheiligsten Sakramente gab ihm, wie er oft in vertrautem Gespräch erklärte, seine eigentliche Kraft, und es war ihm eine schmerzliche Entbehrung, wenn er zeitweilig an der Darbringung des heiligen Meßopfers behindert war. Er fühlte sich darum

[1]) Adelbert v. Keller († 13. März 1883) und Wilhelm Ludwig Holland († 22. August 1891), die bekannten Germanisten und Romanisten. Der Schluß des Briefes ist hier zum ersten Male nach einer Abschrift von Janssen mitgetheilt.

hochbeglückt, als er im Frühjahr 1871 mit Erlaubniß des Papstes sich eine Hauskapelle einrichten konnte.[1])

„Was man sich in der Jugend stets wünscht," sagte er damals zu einem Schüler, „das schenkt einem das Alter. Ich hatte mir als Knabe eine kleine Kapelle neben meinem Zimmer aufgebaut und hatte keinen sehnlichern Wunsch, als sie immer zu haben; nun hat Gott mir dies erfüllt." — „Seit ich wieder die heilige Messe lese", meinte er ein andermal (März 1871), „geht alles besser, Gesundheit und Arbeit."

Wie er gerade als Priester die Arbeit hochhielt, so war er auch beflissen, namentlich jüngere Priester zu wissenschaftlicher Arbeit aufzumuntern. „Frömmigkeit und Wissenschaft", sagte er gerne mit dem alten Görres, „sind die zwei Augen des Priesters, und ein Einäugiger ist niemals schön." Die ganze Kirchengeschichte zeigte ihm, „daß der Klerus nur dann eingreifend und erfolgreich auf alle Stände wirkt, wenn er nicht bloß geistlicher, sondern auch geistiger Träger der Zeit ist, wenn er nicht bloß die Gewissen und Gemüther, sondern

---

[1]) Die Einrichtung der Kapelle zeugte von dem feinsten Kunstsinne. Das Prachtstück war der gothische Flügelaltar aus der Zeit vom Anfange bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, den einst Freund Münzenberger auf dem Speicher einer protestantischen Kirche in Schleswig-Holstein oder in Sachsen entdeckt hatte. Geöffnet zeigt derselbe als Hauptbild die Mutter Gottes mit dem Jesukinde, in Nischen ihr zu Seiten die in reicher Glanzvergoldung strahlenden Reliefbilder der hh. Georg, Agatha, Barbara und Katharina. Auf den Innenflächen der Flügel sind noch je zwei Heilige auf Goldgrund gemalt. Die jedenfalls neue Predella — die Restauration hatte Bildhauer Weiß in Frankfurt besorgt — enthält eine sinnreiche Darstellung der hl. fünf Wunden, so zwar, daß die Wunde des Herzens zugleich die Thüre des kleinen, kostbar ausgestatteten Tabernakels bildet. Der Altar nebst vier Leuchtern und dem stilgerechten silbervergoldeten und edelsteinbesetzten Crucifix, das Freunde dem Seligen zum silbernen Priesterjubiläum gewidmet hatten, schmückt nunmehr als bleibendes Denkmal der Verehrung Janssens zu der lieblichen hl. Landgräfin von Thüringen die neue Elisabethen-Kirche zu Eisenach. (Hauptsächlich nach den gütigen Mittheilungen des Herrn Pfarrers Kremer in Eisenach.)

durch Wissenschaft auch die Geister beeinflußt"[1]). Er suchte jüngere Geistliche auf jegliche Weise zu geschichtlichen Studien anzuregen und pflegte ihnen auf Spaziergängen oder bei anderen Gelegenheiten Anleitung und Winke zu solchen zu geben. Er beklagte es tief, wenn ein begabter Geistlicher in eine Stellung kam, die demselben die Beschäftigung mit der Wissenschaft unmöglich machte oder doch wesentlich erschwerte.

Ueber dem Auge der Wissenschaft vernachlässigte er niemals das Auge der Frömmigkeit. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verrichtete er sein Breviergebet. Im Klostergarten zu Aschaffenburg hatte Pater Borgias ausführlich über dessen Wichtigkeit mit ihm gesprochen und die pünktliche fromme Verrichtung desselben als eines der sicheren Kennzeichen eines pflichttreuen Priesters bezeichnet. Unauslöschlich blieb das Wort des Ordensmannes in Janssens Seele eingegraben: „Das Brevier ruft den Priester zu bestimmten Stunden des Tages aus der Welt hinweg, um sich in Gott zu sammeln, und wer diese Sammlung vernachlässigt, verliert sein tägliches Seelenbrod."

Ebenso blieb ihm unvergeßlich des Paters Abschiedsermahnung: „Der Wissenschaft als Priester dienen wollen, ist ein schöner Beruf, aber wir müssen Sorge tragen, daß wir in ihrem Dienste nicht Gefahr laufen, an unserer Seele zu verlieren, was wir für unsern Geist an Kenntnissen gewinnen. Auch in der Betreibung der Wissenschaft ist, was der Herr belohnt, nur, nach Petri Worten, der verborgene Mensch des Herzens, und Wissenschaft ohne Weisheit ist ein verderbliches Geschenk."[2])

Doch nun auch Näheres über Janssens Lehrthätigkeit!

---

[1]) Vergl. den Vortrag „Karl d. Gr." 1. Aufl., S. 25.
[2]) Zeit- und Lebensbilder, 4. Aufl., Bd. I, S. 384.

V.

Der Geschichtsprofessor.

Nachdem Janssen auf Anfrage sich bereit erklärt hatte, die katholische Geschichtslehrerstelle an dem städtischen Gymnasium zu Frankfurt am Main zunächst provisorisch auf ein Jahr gegen eine Remuneration von 1200 Gulden zu übernehmen, schlug ihn die katholische Kirchen- und Schulcommission dem Senat der freien Reichsstadt, welchem sie drei Candidaten vorzuschlagen hatte, unterm 17. Oktober 1854 vorzugsweise zur Berücksichtigung vor. Janssen wurde daraufhin durch Beschluß der genannten Commission vom 30. Oktober 1854 unter den vorher vereinbarten Bedingungen angestellt; der provisorische Charakter der Anstellung war ausdrücklich mit der Wichtigkeit der zu besetzenden Stelle begründet. Bereits fünf Monate später, unterm 30. März 1855, als Janssen einen Ruf an das Lyceum Hosianum zu Braunsberg erhielt, beantragte die Commission, um ihn dem Gymnasium zu erhalten, bei dem Senate die definitive Anstellung und die Ertheilung des Professortitels. In ihrer Eingabe betonte sie vor allem, wie sie „bei einer am 22. l. M. von Herrn Dr. Janssen mit seinen Schülern abgehaltenen Prüfung“ Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß die von ihm bis dahin erzielten Ergebnisse „im höchsten Grade befriedigend sind und insbesondere die von demselben gewählte Behandlung des Lehrgegenstandes vorzugsweise geeignet ist, die Schüler zu eignem Studium anzuregen und zu befähigen“. „Nicht minder“, führte das Schriftstück des weitern aus, „hat sich der derzeitige Director des Gymnasiums, Herr Professor Dr. Classen, in anerkennender Weise über die bisherige Wirksamkeit des Herrn Dr. Janssen

als Lehrer und über dessen collegialisches Verhältniß zu den übrigen Lehrern des Gymnasiums ausgesprochen und sich dahin erklärt, daß er es sehr würde bedauern müssen, wenn Herr Dr. Janssen für das Gymnasium nicht definitiv gewonnen werden könnte." Dem Antrage wurde schon unter dem 3. April 1855 bereitwilligst entsprochen. In kurzer Zeit hatte Janssen sich auch in fernerstehenden Frankfurter Kreisen einen so angesehenen Namen erworben, daß er selbst zu geschichtlichen Vorträgen in dem Hause Rothschild herangezogen wurde.

In der That war Janssens Behandlung des Lehrgegenstandes „vorzugsweise geeignet, die Schüler zu eignem Studium anzuregen und zu befähigen". „Seine Methode", äußert sich in einem Briefe ein Schüler von ihm, der inzwischen selbst eine reiche Erfahrung als Lehrer gesammelt und bewährt hat, „entsprach vielleicht nicht den Anforderungen der Lehrmeister vom grünen Tisch; aber sie begeisterte, sie riß fort, sie erfüllte mit der Lust mehr zu hören, zu lesen, zu lernen, und sie weckte den Trieb zur Forschung, namentlich aber zur ernsten kritischen Prüfung. Seine Methode war die akademische, aber diese konnte eben nur er mit Erfolg anwenden. Er verlangte von dem Schüler Außerordentliches. Wir arbeiteten am meisten für seine Stunden; denn bei der Wiederholung mußte alles sitzen." Er trug nach eigenen Heften vor; daneben hatte er das Lehrbuch. In großen Zügen suchte er das eigenthümliche Gepräge eines jeden Zeitraums zu klarem Verständniß zu bringen; dann verweilte er hinwiederum mit Vorliebe bei bezeichnenden Einzelheiten oder gab einläßlichere Erläuterungen zu dem Lehrbuche. Seine Stimme klang ungemein sympathisch, jedoch sprach er so schnell, daß nur die wenigsten ihm nachschreiben konnten. Besonders anregend waren seine Uebersichten über die Quellen und die späteren Bearbeitungen, die er der Behandlung der einzelnen Zeiträume vorauszuschicken pflegte. Vor allem empfahl er die Lectüre der Quellen. Bis zum Jahre 1864 knüpfte er an die Wiederholung der mittelalterlichen Geschichte die Lectüre

und Erklärung von Einhards Vita Caroli M. oder Wipos Vita Chuonradi II. oder Lamberts Annales, oder er verband diese Lectüre mit einem eigenen Curs über die mittelalterliche Geschichtschreibung. Einigemal (1861 und 1863) hielt er auch einen besondern Curs über die neuere historische Literatur; einmal (1855) einen solchen über die erste klassische Periode der deutschen Literatur. In den Jahren 1868 und 1869 behandelte er im Anschluß an die Repetition der alten Geschichte einzelne Stücke aus Weidners Historischem Quellenbuch.[1])

Nur einige bezeichnende Beispiele seiner Lehrweise seien angeführt!

So urtheilt er über die Geschichtschreibung des Thukydides und des Herodot: „Thukydides zeichnet sich aus durch seinen tief politischen Sinn und seine scharfe Kritik, die sich sowohl auf die Vorzeit als auf die Gleichzeit erstreckt. Herodot betrachtet die gewordenen Dinge mit objectiver Ruhe, Thukydides dagegen wendet seinen Blick besonders auf die werdenden und betrachtet, wie die werdenden Dinge sich zu den gewordenen verhalten. Die vergangenen Dinge behandelt er nur, um eine Einleitung zu geben, und diese Einleitung ist in jeder Beziehung wahrhaft bewundernswerth, hauptsächlich auch in Beziehung auf die darin waltenden Grundsätze der Kritik." Solche Kritiken äußerten auf manchen Schüler einen unvergänglichen Eindruck. Janssen hat dergestalt z. B. bei dem nachmaligen Herausgeber des Thukydides Dr. Simon Widmann, jetzt Rector des Progymnasiums zu Oberlahnstein, die Vorliebe für diesen begründet.

Und wie wußte er erst die jugendliche Empfänglichkeit für die großen Gestalten des Mittelalters zu wecken! Die Macht des Papstthums im Mittelalter gab ihm „das großartigste Beispiel von der Macht der Ideen im Leben der Völker", die er im Gegensatze zu der herrschenden Anschauung von der Macht der physischen Gewalt bestimmend für

[1]) Hier wie später meist nach den amtlichen Jahresberichten des Frankfurter städtischen Gymnasiums.

den Gang der Geschichte hielt. Dem Papstthume, führte er aus, „stand keine Waffengewalt zu Gebote, ohne die Macht der Ideen würde selbst die gewandte und weltumfassende Politik des Römischen Stuhles, die in der Geschichte ihres gleichen nicht findet, nicht ausgereicht haben, wäre es den großen Vertretern des Papstthums nicht gelungen, die christlichen Völker für die von ihnen verfochtenen Ideen zu begeistern. Wie groß die päpstliche Eminenz, die Staatsweisheit des päpstlichen Stuhles unter den großen Päpsten war, zeigen uns vor allem die noch vorhandenen Kirchen- und Staatsschriften, die an Form und Gehalt alles übertreffen, was bisher in diesem Fache geleistet worden"[1]).

In welch warme Farben war seine Schilderung Karls des Großen getaucht, des „erhabensten Herrschergenius unserer Geschichte!"[2]) — „Friedrich I.", so urtheilte er über den Helden der Kyffhäusersage, „war vorzugsweise ein Mann der That, obwohl es ihm nicht an Verstand und Urtheilskraft fehlte. Seine ganze Politik trug den Charakter der Rückhaltslosigkeit und Offenheit, ja oft der Schroffheit und Ungerechtigkeit, besonders während des von ihm heraufbeschworenen Schismas. Auch während seiner schlimmsten Kämpfe mit der Kirche hing er mit Treue dem Glauben seiner Väter an. Der Grund seiner Kämpfe war bei Friedrich I. nicht Unglauben, wie bei Friedrich II., sondern die Folge seines absolutistischen Systems; niemals suchte er, wie es später oft geschah, dogmatische Streitigkeiten gegen den Römischen Stuhl zu benutzen. Er war durch und durch deutsch, ganz und gar fremd italienischem Wesen, und in diesem Punkte unterscheidet er sich von den späteren Staufen, von denen Friedrich II. ein halber Italiener war." — Von Janssens Behandlung der Neuzeit gibt namentlich sein Vortrag

---

[1]) Nach einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1868; vergl. übrigens den Neudruck von Janssens Schrift „Das Papstthum in der Geschichte" (Frankfurt 1893) S. 21.

[2]) Hierüber weiteres unten.

über „Gustav Adolf in Deutschland“[1]), auf den wir noch unten zu sprechen kommen, ein anschauliches Beispiel.

Eine Mittheilung, die er 1869 in einer Geschichtsstunde machte, sei hier noch der Vergessenheit entrissen: „Damit etwas sehr Wichtiges, wenn ich sterben sollte, nicht ganz aus der Welt mit mir zu Grabe gehe, theile ich es Euch mit. Es raubten Schweden die Bibliotheken der Bisthümer Mainz, Würzburg u. a. aus und schleppten sie nach Schweden. Nun heißt es, diese herrlichen Schätze gingen verloren, indem die Schiffe in der Ostsee versanken. Aber ein Schwede theilte mir mit, das sei nicht wahr, sondern die wichtigsten, werthvollsten Werke ständen seit ihrer Wegnahme bis jetzt noch unangerührt in großen, festen, verschlossenen Kisten in Stockholm. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte.“[2])

Wie in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“, so nahm er auch im Unterrichte stets vornehmlich Rücksicht auf die Culturgeschichte; für Schlachtenschilderungen dagegen hatte er keinen Sinn. Ungemein werthvoll für den zukünftigen Philologen und Juristen insbesondere war seine eingehende Beschäftigung mit den griechischen und den römischen Alterthümern im engern Sinne. So verbürgt man uns Aeußerungen von späteren Juristen, auch protestantischen und jüdischen, die zeitweilig vertretungsweise bei Janssen Geschichtsunterricht erhielten, daß sie, dank diesem, in den Grundzügen des römischen Rechtes bereits völlig beschlagen waren, als sie auf die Universität kamen.

Vorzügliches Gewicht legte Janssen auf das „Gerippe der Geschichte“, die Jahreszahlen. „Zahlen, Zahlen lernen!“ lautete seine Losung. Er dictirte solche in der Regel in Tabellenform, in ansehnlichen Reihen; zeitweilig ließ er die verschiedensten Regentenfolgen vorwärts und rückwärts aufsagen. Nicht geringeres Gewicht legte er auf den fleißigen Gebrauch historischer Kartenwerke.

---

[1]) „Drei geschichtl. Vorträge“ (Frankfurt 1891) S. 45 ff.

[2]) Nach einer uns gütigst überlassenen Aufzeichnung von Herrn Dr. Widmann.

Seine Stunden begannen regelmäßig mit dem Ueberhören der Aufgaben. Er nahm dabei das Heftchen eines Schülers zur Controle in die Hand und berichtigte gelegentlich das eine oder andere darin unterlaufene Mißverständniß. Neben dem Abhören suchte er sich durch häufige schriftliche Klassenarbeiten, sogenannte Extemporalien, von der Festigkeit des Gelernten zu überzeugen. Außerdem empfahl er, zumal für die Ferien, die Anfertigung von größeren Aufsätzen, insbesondere auch von Auszügen aus größeren Werken, nach freier Wahl. Von Böhmer überliefert uns Janssen den schönen Ausspruch: „Das bloße Wissen, selbst das reichste, hat keine zündende Kraft, nur das Herz entzündet. Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen! Die Jugend fühlt wie durch Instinkt, ob man ihr bloß Wissen beibringen will, oder ihr Leben geben, gleichsam ein Stück vom Herzen ihr schenken will; ob der Lehrer sich noch als einen Lernenden betrachtet, oder ob ihm, weil er fertig, nach Goethes Wort, nichts mehr recht zu machen, als was er selber machte. In diesem Unterschied der Lehrer liegt der wesentliche Unterschied in dem Erfolg ihres Wirkens."[1]) Janssen hatte „des Wissens Gut nicht mit dem Herzen gezahlt": er hatte etwas, wie ein Schüler liebevoll von ihm schreibt, „was kein Lehrer sich geben kann, er hatte für alle Schüler ein Herz". Bei aller Strenge der Anforderungen behandelte er seine Schüler wie ein Vater. Die meisten redete er gegen die Satzung mit „Du" an, jedoch wechselte er im Eifer der Rede beständig ab zwischen „Du" und „Sie". Als er einmal, ernstlich böse, einer Klasse ankündigte, er werde von jetzt ab „Sie" zu ihnen sagen, da that dieser die „Pönitenz" so wehe, daß alle nach Schluß der Stunde ihn innig baten, er möchte doch verzeihen und sie auch fernerhin duzen. Die Reuigen waren dann aber auch sein Stolz, und er trat thatkräftig für sie ein.

Begabtere Schüler zog er bald zu traulicherem Umgang an sich. Namentlich verstand er solche wie spielend in die

---

[1]) Böhmers Leben I, S. 403. 402.

„Geheimnisse“ der Diplomatik einzuführen: er legte einem ohne weiteres eine leichter lesbare mittelalterliche Handschrift zum Abschreiben vor, mit der Weisung, wenn man etwas nicht lesen könne, es einfach auszulassen und sich nicht länger dabei aufzuhalten; beim nochmaligen Lesen des Ganzen werde man schon das Richtige finden. Die jungen Urkunden-„Forscher“ füllten so meist von selbst die anfänglich gelassenen Lücken aus und durften sich stufenweise an schwereren Aufgaben erproben. Für manches Jahr lieferten da die Archivalien für „Frankfurts Reichscorrespondenz“ reichen Stoff zu derartigen Uebungen.

Janssens Unterricht erstreckte sich auf die Schüler von Unterquarta bis Oberprima, d. h. im Anfang auf vier theils einjährige, theils zweijährige Klassen mit im ganzen sieben Jahrgängen, welche sich mit der Zeit, zumal infolge der Einführung von sogenannten Wechselcöten, in einer Weise zersplitterten, daß schließlich (seit Michaelis 1884) die nominellen sechs Klassen der Anstalt auf achtzehn Abtheilungen vertheilt wurden. Meist hatte er die sämtlichen Stunden für die Quarta und die Tertia und eine oder zwei Stunden für die Secunda und die Prima zusammengelegt und ertheilte so bei einer Gesamtzahl von neun bis zwölf Stunden den einzelnen Cursen im Durchschnitt wöchentlich zwei bis vier Stunden; obendrein konnten diese nur theilweise innerhalb der regelmäßigen Schulzeit abgehalten werden und wurden im Sommersemester — bei einem Schulbeginn um 7 Uhr! — vielfach auf die Zeit von 12 bis 1, von 1 bis 2 und von 5 bis 6 Uhr oder auch auf den sonst freien Mittwoch-Nachmittag verlegt. So unbequem diese Einrichtung auch war, so begegnete sie doch lange Jahre hindurch keinen Schwierigkeiten.

Auch eine weitere „Inconvenienz“, die sich mit dem „reformirten“ Lehrplan von Ostern 1870 ab einstellte, wurde vorerst glücklich überwunden: da Janssen es von sich ablehnte, die Geographie zu übernehmen, so verzichtete man „für den Augenblick“, allerdings in der Hoffnung auf eine spätere Aenderung, auf die damals angestrebte Verschmelzung von

Geographie und Geschichte. Als in dem Schuljahre 1876/1877 der gesamte obligatorische Unterricht auf die Morgenstunden zusammengelegt wurde, mußte laut Gymnasialprogramm 1877 (S. 53) „der gesamte Separatunterricht für die Katholiken in Religion und Geschichte dabei zunächst unberücksichtigt bleiben, weil er Klassencombinationen erfordert hätte, die am Morgen unmöglich waren; dennoch gelang es den größern Theil dieses Unterrichts auch am Vormittage unterzubringen". Durch Verfügung des Königl. Provinzialschulcollegiums in Kassel wurde sodann unterm 28. Juli 1877 über den katholischen Separatunterricht Bericht gefordert.

Nachdem derselbe mehrere Semester hindurch auf dem gedruckten Stundenplane des Gymnasiums überhaupt nicht mehr eingetragen war, erstattete die Direction „im Einverständniß mit dem Herrn Professor Dr. Janssen" über den „Nothstand" am 20. Mai 1879 den Behörden ausführlichen Bericht[1]).

Janssen selbst hatte bereits unterm 27. April 1878 dem katholischen Kirchenvorstande einläßlich die ungewöhnlichen Schwierigkeiten dargelegt, die eine geordnete Ertheilung seines Unterrichts fast unmöglich machten.

„Der Nothstand", schrieb er damals, „ist eingetreten in Folge der äußern Entwicklung der Anstalt. Bei Einführung des katholischen Geschichtsunterrichts und bei Uebernahme

[1]) „Der Separat-Geschichtsunterricht für die Katholiken", heißt es hierüber in dem Programm 1880 S. 84 f., „macht seit der großen Erweiterung der Schule sehr viele Noth, da die für die geringe Zahl der Katholiken nothwendigen Klassencombinationen während der regelmäßigen Unterrichtszeit sich nicht bewerkstelligen lassen, die Lage dieser Lectionen aber außerhalb derselben (z. B. an sonst freien Nachmittagen) für die Schüler eine große Last sind. Da nun (seit Einführung der Wechselcöten) jetzt auch noch die Unterschiede der Oster- und Herbstklassen hinzukommen, wird es geradezu zur Unmöglichkeit, die auf verschiedenen Stufen stehenden, zu verschiedenen Zeiten in Quarta und Tertia eintretenden Schüler zu einem einheitlichen Geschichtscursus zu verbinden. Der Director . . . hofft, daß dieser ebenso abnorme als äußerlich unhaltbare Separatunterricht demnächst ganz oder theilweise beseitigt werde."

desselben durch den Unterzeichneten im Jahre 1854 war dieser Unterricht nur an Schüler von vier Klassen zu ertheilen. Dermalen aber sind Schüler aus elf Klassen auf denselben angewiesen, und dies zunächst in Folge der Trennung der Klassen III, II und I in Ober- und Untertertia, in Ober- und Untersecunda und in Ober- und Unterprima; ferner in Folge der Einführung von Parallelklassen aufwärts von Quarta, wo der Geschichtsunterricht beginnt, bis incl. Untersecunda. Durch die Einführung von sogenannten Wechselcöten gehen nun von Quarta an mit jedem Jahr aufsteigend die Schüler nicht mehr von Jahr zu Jahr, sondern von Semester zu Semester in neue Klassen über, ein Theil derselben um Ostern, ein Theil um Herbst. Früher war für die nichtkatholischen Schüler wie für die katholischen nur ein einziger Geschichtsfachlehrer thätig, und für die Katholiken jeder Klasse waren auf dem Stundenplan so ziemlich dieselben Unterrichtsstunden festgestellt, wie für die Schüler anderer Confession. Jetzt aber wird für die nichtkatholischen Schüler der Unterricht von fünf Lehrern ertheilt, und es müssen für den katholischen Geschichtsunterricht wegen der nothwendigen Vereinigung von Schülern aus zwei, drei oder vier Klassen (Parallelklassen und Wechselcöten) zu einer Abtheilung Stunden bestimmt werden, welche innerhalb der regelmäßigen Unterrichtszeit, wenigstens zum Theil, oft zum großen Theil, unmöglich aufgefunden werden können. Hieraus ergibt sich noch der besondere Mißstand, daß die katholischen Schüler unbeschäftigt sind während der Stunden, in welchen die übrigen Schüler Geschichtsunterricht empfangen.

„Daß unter besagten Verhältnissen für die katholischen Gymnasiasten von einer Einhaltung und Durchführung des für den Geschichtsunterricht am Gymnasium vorgeschriebenen Normal-Lehrplanes nicht die Rede sein kann, ersieht man auf den ersten Blick. Diese Thatsache allein schon muß zu einer Aenderung der bestehenden Einrichtung nothwendig hinführen.

„Eine in die Stellung des katholischen Lehrers und seines Unterrichtes tief eingreifende Aenderung ist bereits dadurch

herbeigeführt worden, daß der katholische Geschichtsunterricht von Seiten der Behörden nicht mehr als ein für die Katholiken obligatorischer betrachtet wird, daher es den katholischen Schülern resp. deren Eltern zur freien Wahl gestellt ist, ob sie den protestantischen oder den katholischen Unterricht besuchen, auch nach Neigung darin wechseln wollen. . . . . . .

„Von den fünf katholischen Schülern der Quarta", führt er dann im einzelnen aus, „nehmen dermalen drei an dem Unterricht des protestantischen Lehrers, zwei an meinem Unterrichte theil. Von diesen zwei war einer bereits ein Semester in der Klasse und hat orientalische Geschichte und den größten Theil der griechischen Geschichte gehabt; der zweite ist jetzt eingetreten und hat noch gar keinen Unterricht in der Geschichte erhalten. Wie soll ich nun geordnet unterrichten können, zumal im nächsten Herbst wiederum ein Schüler aus der Quinta in die Quarta kommt? Zu den dermaligen zwei Quartanern gesellen sich drei Untertertianer. Einer derselben war früher mein Schüler und hatte nach der zeitigen Klassencombination Mittelalter durchzunehmen, dann ging er zu dem protestantischen Lehrer über, bei dem er wiederum Mittelalter durchnahm; jetzt ist er in Untertertia sitzen geblieben, meldet sich mit einem Zettel seines Vaters wieder bei mir an, kommt in meinem Unterricht mitten in die Geschichte des Alterthums hinein und steigt im Herbst auf, um dann mitten in das Pensum der Obertertia hineinzukommen. Auch der zweite der drei Untertertianer war bereits ein halbes Jahr in der Klasse und steigt zu Herbst, der dritte dagegen steigt erst nächste Ostern auf. In Secunda, in welcher Klasse ich eben neuere Geschichte seit Ludwig XIV. durchnehme, ist ein Schüler eingetreten, der noch niemals die Geschichte von Karl V. bis Ludwig XIV. gehabt hat.

„So tröpfelt mir", schrieb er zum Schlusse, „von Semester zu Semester aus den verschiedenen Klassen ein oder anderer Schüler zu, so daß es mir auch beim besten Willen nicht mehr möglich ist, den Schülern einen sichern und geordneten Bestand des Wissens zu vermitteln. Den durch die

Ausgestaltung des Gymnasiums in ein Doppel-Gymnasium mit Wechselcöten herbeigeführten Mißständen und den bezüglich der Anwendung des Unterrichtes ergehenden Verfügungen der Schulbehörde entgegenzutreten, fühle ich mich außer Stande."[1])

Durch Verfügung des Provinzial-Schulcollegiums vom 9. Oktober 1880 wurde „der Separatunterricht in der Geschichte für die Katholiken, unbeschadet der Rechte der katholischen Gemeinde und mit Ausnahme der Prima, einstweilen sistirt", und das Schulprogramm kann daraufhin zu Ostern 1881 berichten (S. 63), daß der „Uebelstand" jetzt durch Sistirung „beseitigt" sei — gewiß eine sonderbare „Beseitigung" eines Uebelstandes! Janssens Schulthätigkeit war nunmehr auf wöchentlich drei, zuletzt von fünf bis sechs Primanern besuchte Stunden beschränkt. An ihre Stelle tritt von Ostern 1884 ab ein jeweils erneuerter Jahresurlaub, und es nehmen fortan die sämtlichen katholischen Schüler, wie seither schon jene der unteren Klassen, an dem „allgemeinen" Geschichtsunterrichte theil. Janssen selbst aber, „das älteste Mitglied" des Lehrercollegiums, wird in dem letzten Osterprogramm vor seinem Tode in dem Lehrerverzeichnisse gar nicht mehr aufgeführt.

Auch sonst mußte er mancherlei Verdrießlichkeiten mit in den Kauf nehmen. Nicht die geringste war die schwache Zahl der katholischen Schüler überhaupt, so zwar, daß einzelne Abtheilungen in Ermangelung von Schülern zeitweilig wegfielen. So hatte er z. B. in dem Schuljahre 1872/1873 in Untertertia, im Sommer 1877 in Oberprima, in dem Schuljahre 1877/1878 in Unterprima nicht einen einzigen Schüler[2]).

---

[1]) Nach einer Abschrift von Dr. Richard Foesser.

[2]) Ueber die Zahl der kathol. Schüler des Frankfurter städtischen Gymnasiums konnten wir zuverlässige Angaben nicht auftreiben, da in den Schulprogrammen der stiftungsgemäß protestantischen Anstalt bis 1885 Angaben über die Confession der Schüler und auch von da ab solche über die confessionelle Vertheilung der Klassen oder die Theilnahme an dem katholischen Geschichtsunterrichte fehlen. Vom Sommersemester 1884 bis Februar 1891 bewegte sich die Gesamtzahl der katholischen Schüler zwischen 56 und 78, d. i. durchschnittlich 67; vor 1866 waren die Zahlen beträchtlich niedriger.

In den Tagen des Culturkampfes stand sogar seine Absetzung ernstlich in Frage; „allein der Frankfurter Magistrat hatte Anstand genug, einem derartigen Ansinnen nicht nachzugeben“. Als Janssen damals aus Kassel mit der Unterschrift des Oberpräsidenten v. Ende unter Weglassung der geziemenden Titel und der gewöhnlichsten Formeln schlechthin seine „Entlassung“ aus der Prüfungscommission für Einjährig-Freiwillige mitgetheilt wurde, schrieb er einfach darunter: „Für die gütige Entlastung besten Dank: Johannes Janssen“, und sandte das Actenstück in genauer Nachahmung der empfangenen Adresse an „Herrn v. Ende in Kassel“. Er hat nie mehr etwas von der Angelegenheit gehört.[1]) Im Jahre 1883, zum vierten Luthercentenarium, mußte er's erleben, daß ein katholischer Schüler des Gymnasiums bei der Aufführung des Lutherfestspiels die Hauptrolle spielte[2]). Unter solch unerquicklichen Zuständen, namentlich in den letzten Jahren, konnte er aus seiner Lehrthätigkeit begreiflicherweise die so nothwendige innere Freudigkeit nur in geringem Maße schöpfen. Nichtsdestoweniger harrte er, als er bereits zum Bezuge seiner vollen Pension berechtigt war, so lange seine Gesundheit es noch gestattete, pflichtgetreu auf dem bescheidenen Posten aus, um denselben, der in seiner Art ein Unicum war, wo möglich für die Zukunft zu erhalten. Denn er hegte seit langem nicht unbegründete Zweifel, ob nach seinem etwaigen Abgange überhaupt noch katholischer Geschichtsunterricht an der Anstalt ertheilt werden würde. Hatte er doch schon zur Zeit seiner Landtagsthätigkeit, für welche man ihm allerdings den nachgesuchten Urlaub (von Ostern bis 16. Juni 1875 und vom 5. Januar bis August 1876) anstandslos bewilligte, die bittere

---

[1]) Wedewer im Katholik 1892, I, S. 397.

[2]) So Dr. Hülskamp im Lit. Handweiser 1891, Sp. 720. Nach anderen Mittheilungen handelte es sich um ein Stück von Hans Sachs, in welchem Ausfälle gegen katholische Einrichtungen vorkamen und insbesondere ein verkommener Mönch auftrat. Janssen reichte deshalb eine Beschwerde bei dem Provinzial-Schulcollegium ein, welches nach eingeholtem Berichte dem Lehrer, der das Stück ausgesucht hatte, einen scharfen Verweis ertheilte.

Erfahrung machen müssen, daß die katholischen Schüler zum größten Theil auf den protestantischen Geschichtsunterricht angewiesen waren; bloß die combinirten Curse aus Quarta und Tertia hatten von Neujahr bis Ostern 1876 wöchentlich drei Stunden katholischen Geschichtsunterricht.

Mit derselben Pflichttreue pflegte Janssen „selbst bei angegriffener Gesundheit, wenn der Arzt ihm für lange Wochen und Monate den Aufenthalt in stärkender Gebirgsluft verordnet hatte, nicht über Frankfurts Nähe hinauszugehen und von der Sommerfrische im Taunus aus regelmäßig zu den Schulstunden in die Stadt zu fahren“ [1]). Und nachdem sein Unterricht bereits auf die Aussterbeliste gesetzt war, versammelte er noch öfter an bestimmten Tagen die älteren Schüler zu Spaziergängen um die Anlagen der Stadt und hielt ihnen dabei historische Vorträge.

Von Janssens Verhältniß zu seinen Collegen am Gymnasium hat uns bereits Böhmers Schilderung sowie der amtliche Bericht der katholischen Kirchen- und Schulcommission das freundlichste Bild entworfen [2]). Es verdient dies um so nachdrücklicher betont zu werden, als nach Janssens Tode von gegnerischer Seite solches geradeswegs bestritten worden ist. [3]) Auch in anderer Hinsicht ist es rühmenswerth: lebte doch beim Eintritte Janssens in seine Frankfurter Stellung noch frisch im Munde der Schüler die Erinnerung, wie der 1853 emeritirte Director [4]) der ausgesprochen protestantischen Anstalt zum Schlusse des Unterrichts näselnd an die Nichtprotestanten die „duldsame“ Mahnung ergehen ließ: „Katholiken und

---

[1]) Lit. Handweiser a. a. O.

[2]) Vergl. oben S. 48.

[3]) So knüpft die Berliner „National-Zeitung“ vom 8. März 1893 an die Versicherung von Pastor: keiner der andersgläubigen Schüler habe je ein verletzendes Wort aus Janssens Munde vernommen, die hämische Bemerkung: „Nur schade, daß die ganze Thätigkeit Janssens seine schillernden Redensarten widerlegt!“

[4]) Der im übrigen grundgelehrte Demosthenes-Forscher Johann Theodor Voemel, geb. 6. Oktober 1791 zu Hanau, † 8. April 1868 zu Frankfurt.

Juden hinaus, wir wollen ein anständiges christliches Gebet halten!"

Besonders freundlich gestaltete sich Janssens Verhältniß zu seinen protestantischen Fachgenossen Georg Ludwig Kriegk und Theodor Creizenach.

Dem erstern, der nach fünfzehnjähriger Lehrthätigkeit an dem Gymnasium im Jahre 1863 die Stelle eines Stadtarchivars übernahm und sich namentlich durch seine Umarbeitung der ersten acht Bände von Schlossers „Weltgeschichte für das deutsche Volk" und durch seine Veröffentlichungen über die Geschichte des deutschen Bürgerthums im Mittelalter und im vorigen Jahrhundert bekannt machte, hat Janssen wiederholt das ehrenvollste Zeugniß ausgestellt. So schreibt er beispielsweise am Schlusse eines längern Aufsatzes über Kriegks „Deutsche Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert"[1]), aus welchem die Mittheilungen über das städtische Gymnasium in Frankfurt hervorgehoben seien: „Wir haben uns in den letzten Jahren angelegen sein lassen, Kriegks verschiedene geschichtliche Werke, insbesondere die über das deutsche Bürgerthum, in katholischen Zeitschriften zu besprechen und wegen ihrer ruhigen, objectiven Forschung zu empfehlen. Aus seinen protestantischen Grundsätzen macht Kriegk nirgends Hehl; aber er gehört noch zu der alten, würdigen Geschichtsschule, die es ernst nahm mit der historischen Wahrheitserkenntniß, freimüthig und unerschrocken ihre Ueberzeugungen aussprach, von blendender äußerer Größe sich nicht berücken und in ihren Anschauungen von dem herrschenden Zeitgeist sich nicht bestimmen ließ. Gegenwärtig wird diese Schule in Deutschland immer mehr verdrängt von der großen Zahl politischer Parteischreiber, Hofsophisten und Schönredner, die in ähnlicher Weise wie ihre Vorgänger im Zeitalter des römischen Cäsarenthums und im

[1]) „Aus dem reichsstädtischen Leben im vorigen Jahrhundert", Alte und Neue Welt, 9. Jahrg. (Einsiedeln 1875) S. 539—542; 550 bis 552; 571—573; die Gymnasialbilder S. 550 f. Dieser Aufsatz sollte zugleich „in manchen Beziehungen" eine „Ergänzung und auch Berichtigung" zu der „in Böhmers Leben entworfenen Skizze des öffentlichen Wesens in der alten Reichs- und Krönungsstadt" bieten.

Zeitalter Ludwigs XIV. die öffentliche Meinung irreleiten und verführen."[1])

Mit Creizenach, dem belesenen, geistvollen Herausgeber des „Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne v. Willemer", unterhielt er die „denkbar freundlichsten" Beziehungen. Creizenachs Dienstbeflissenheit hat insbesondere „Böhmers Leben" „manche Förderung verdankt"[2]). Mehrmals half Janssen für den erkrankten Collegen aus, so noch in dessen letzter Krankheit. Aus diesem Anlaß verzeichnet das Programm von 1878 (S. 30) in der Liste der Gaben für die Wittwen- und Waisenkasse der Gymnasiallehrer: „Von Herrn Professor Dr. Janssen (Vicariatsgelder) Mk. 78.50."[3]) Als die Vertretung für Creizenach aufgehört, begab sich eine Abordnung von protestantischen und jüdischen Primanern zu dem Director des Gymnasiums, um zu erwirken, daß sie künftighin — neben dem „allgemeinen" Geschichtsunterricht — an jenem von Janssen theilnehmen dürften. Das Gesuch wurde erklärlicherweise abschlägig beschieden, aber es liefert wiederum ein so rühmliches Zeugniß für Janssens verträgliches Verhältniß zu Andersgläubigen, daß es gegentheiligen Behauptungen gegenüber nicht entschieden genug betont werden kann.

Selbst der Culturkampf vermochte Janssens freundliches Verhältniß zu seinen protestantischen Collegen im allgemeinen nicht zu trüben. Von einigen wenigen Heißspornen des Evangelischen Bundes abgesehen, war er bei diesen „sehr beliebt". Sein guter Glaube wurde wohl von keinem seiner Collegen, der ihn persönlich kannte, bezweifelt und seine Liebenswürdig-

[1]) A. a. O. S. 573. In gleichem Sinne Hist.-pol. Bl. Bd. 74 (1874, II), S. 111—130: „Deutsche Culturbilder". Weitere Besprechungen Kriegks lieferte er u. a.: (Bonner) Theol. Literaturblatt V (1870), Sp. 557 ff.; Hist.-pol. Bl. Bd. 69 (1872, I), S. 675—680; 855—866 („Zur Geschichte des deutschen Bürgerthums im Mittelalter").

[2]) Vergl. Bd. I, S. 92 Note. Creizenach starb 6. December 1877; Kriegk, der 1875 in Ruhestand getreten war, 28. Mai 1878.

[3]) Janssen und Creizenach im Vereine mit einem Frankfurter Künstler Stix erwiesen sich nach dem Programm von 1876 (S. 4) „besonders hilfreich", als im September und Oktober 1875 die Schüler „unter Führung der Klassenlehrer zahlreich und wiederholentlich die Kunst- und Gewerbe-Ausstellung besuchten".

keit und kindliche Gutmüthigkeit von allen hochgeschätzt, wie das mehrfach im Collegium auch nach seinem Tode zur Sprache kam. Sogar jener Lehrer, dem seine Beschwerde wegen der verletzenden Aufführung einen Verweis eingetragen hatte, zur Zeit Director des Realgymnasiums zu W., wurde deshalb an ihm nicht irre. Er schätzte, wie aus vielen seiner Aeußerungen hervorging, Janssen „außerordentlich hoch" und stand mit ihm auch für die Folge äußerlich gut. Er hatte insbesondere von den janssenfeindlichen Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte eine sehr geringe Meinung und erachtete Janssen diesen gegenüber ungemein überlegen. Janssen konnte es auch nicht über sich gewinnen, einen tief gesunkenen Priester, als alle anderen ihn im Stiche ließen, als Collegen fallen zu lassen; er allein suchte, so sehr es ihm verdacht wurde, als es sich um dessen Absetzung handelte, ihn zu halten; er durfte sich aber auch das hauptsächlichste Verdienst daran zuschreiben, daß derselbe das angerichtete Aergerniß wieder gut machte[1]).

Darum war es mehr denn bloße Förmlichkeit, wenn Gymnasial-Director Reinhardt im Namen des Lehrkörpers in dem bereits angezogenen Nachrufe von Janssen rühmte: „Obwohl die unmittelbare Berührung mit der Schule im letzten Jahrzehnt seltener wurde, blieb er doch stets mit uns in freundschaftlichen Beziehungen. Wir verehrten in ihm den hervorragenden Gelehrten, den liebenswürdigen, stets freundlichen und wohlwollenden Menschen. Zahlreiche Schüler, die in früheren Jahren den anregenden Unterricht dieses geistvollen Lehrers genossen haben, trauern um sein Hinscheiden."[2]) Es war das wahrheitsgemäße Zeugniß einer gelehrten Körperschaft, die trotz der weiten Kluft, welche sie von den Anschauungen des Seligen trennte, dessen wissenschaftliche Bedeutung und dessen lautere Gesinnung sonder Rückhalt anerkannte. Dem katholischen Geschichtsprofessor wird deshalb in den Jahrbüchern des protestantischen städtischen Gymnasiums zu Frankfurt am Main allzeit ein Ehrenblatt gewidmet sein.

[1]) Meist nach mündlichen und brieflichen Mittheilungen aus Frankfurter Professorenkreisen.

[2]) Programm 1892, S. 31.

VI.

Literarische Arbeiten bis zu Böhmers Tode.

In der Vorrede zu dem ersten Bande seiner „Geschichte des deutschen Volkes" gewährt Janssen einen genauern Einblick in seine eigentlichen Fachstudien. „Nach meiner im Herbst 1854 erfolgten Uebersiedelung nach Frankfurt", theilt er hier mit, „beschäftigte ich mich, unter Böhmers Augen und Anleitung, in den ersten Jahren mit den in den Kaiserregesten behandelten Zeiträumen, seit 1857 aber wandte ich mich fast ausschließlich dem Studium des ausgehenden Mittelalters und der neuern Zeit zu und beschränkte auf diese Periode meinen Plan: die Geschicke unseres Volkes darzustellen.

„In meinen archivalischen Forschungen bot mir das Frankfurter Archiv, auf dessen ganz hervorragende Bedeutung für die Geschichte des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts Böhmer schon im Jahre 1836 bei Herausgabe seines Frankfurter Urkundenbuches hingewiesen hatte, die ergiebigste Ausbeute. Ich veröffentlichte daraus in den Jahren 1863 bis 1873 für die Zeit von König Wenzel bis zum Tode Maximilians I. in zwei Bänden ‚Frankfurts Reichscorrespondenz nebst anderen verwandten Aktenstücken', und excerpirte in den Jahren 1873 bis 1875 die wichtigsten Schriftstücke desselben für das Zeitalter der Kirchentrennung bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Für dieses Zeitalter gewann ich auch werthvollen Stoff aus vielen, ehemals in Trier und in Mainz vorhandenen Archivalien, Einiges in den Archiven zu Luzern, Zürich, Wertheim und anderen. In den ersten fünf Bänden meines Werkes habe ich diese Materialien benutzt."

Neben seinen Forschungen für die „Geschichte des deutschen Volkes" brachte er 1855 im Vereine mit Wilhelm Junkmann in Braunsberg seines verstorbenen Landsmannes Heinrich Cornelius Scholten[1]) unvollendet hinterlassene „Geschichte Ludwigs IX., des Heiligen, Königs von Frankreich" zum Abschluß[2]). Außerdem veröffentlichte er in dem gleichen und dem folgenden Jahr als dritten Band der „Geschichtsquellen des Bisthums Münster": „Die münsterischen Chroniken von Röchell, Stevermann und Corfey"[3]).

Ueber seinen gelehrten Arbeiten verlor er nie die Fühlung mit der Gegenwart, sondern er suchte seine Studien auch zu deren Frommen nutzbar zu machen. Die erste glänzende Probe nach dieser Richtung legte er im Frühjahr 1861 ab durch die hochpatriotische Schrift „Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten" (Frankfurt, bei C. A. Hermann, 72 S.; 2. Aufl. Freiburg 1883). An der Hand bisher großentheils unbekannter historischer Thatsachen wies er hier nach, wie die „Rhein-Idee" und die traditionelle deutschfeindliche Politik nicht erst seit den Tagen Heinrichs IV., sondern bereits seit dem 10. und 11. Jahrhundert von den französischen Königen aufgenommen und zielbewußt bis in die Neuzeit verfolgt worden war. Der Nachweis wirkte um so eindringlicher, als die geschilderten Thatsachen unwillkürlich zur Vergleichung mit den Vorgängen und Fragen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit aufforderten. Denn alle Schlagwörter und Zettelungen der französischen Politik, die damals die Welt in Athem hielten, hatten, wie hier unumstößlich gezeigt

---

[1]) Geb. 25. Oktober 1814 zu Lüttingen bei Xanten, † 15. Februar 1852 zu Berlin.

[2]) Band II, gr. 8. XVI und 305 S., Münster bei Coppenrath; Bd. I war 1850 erschienen.

[3]) Münster bei Theissing, gr. 8. XXIV und 357 S. Band I: „Die münsterischen Chroniken des Mittelalters", (1851), hatte Julius Ficker; Band II: „Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich" (1853), Karl Adolf Cornelius besorgt.

wird, schon seit Jahrhunderten in Frankreich ihre Dienste gethan. So war es zum Beispiel mit Napoleons III. Ränken und Zettelungen gegen Oesterreich, so mit seinen Tauschanerbietungen gegen die Rheinlande und seinen Bündnissen mit der gesamten europäischen Revolution; so mit dem so erfolgreich für Italien ausgespielten „Princip der Nichtintervention" und der in den verschiedenen Theilen Italiens aufgeführten Komödie der Volksabstimmungen (dem suffrage universel) u. s. w. — kurz mit der ganzen Politik des Tuileriencabinets[1]). In flammenden Worten mahnte Janssen zum Schlusse die Volksgenossen, angesichts der drohenden Gefahren für deutsches Land und deutsches Erbe ein Ende zu machen der alten Zwietracht, Rathlosigkeit und Zerrissenheit (S. 98 ff.). „Mit diesem Schriftchen", schrieb Böhmer am 22. Mai 1861 an Hurter, „hat er bei allen Parteien verdientes Glück gemacht. Es ist doch merkwürdig, daß nun auch protestantische Demokraten einsehen, wie der Dreißigjährige Krieg viel mehr ein politischer Krieg gewesen, als ein Religionskrieg." Eine bemerkenswerthe Ausnahme machte freilich die kleindeutsche „Historische Zeitschrift" von Sybel (Bd. VII, S. 233), in welcher der jugendliche Maurenbrecher, später (1878/79) zu Bonn der Geschichtslehrer des jetzigen Deutschen Kaisers für die sog. Reformationszeit, den Verfasser zum „Geschichtsfälscher" stempelte, der es „liebe", die Dinge „in das Gegenbild der geschichtlichen Wahrheit zu verkehren". Solch „freundlichen Insinuationen" gegenüber, an die er mit der Zeit sich noch gewöhnte, konnte der Geschmähte getrost schweigen; wurden doch in dem gleichen Organe auch Männern wie Höfler und Hurter „Lügen" und „alberne Lügen" vorgeworfen.[2])

Maurenbrecher war übrigens später, in seiner „Geschichte der katholischen Reformation" (I, S. 380) billig genug,

[1]) Vergl. darüber der Reihe nach (2. Aufl.) S. 8. 4. 40. 88. 26. 58. Diese und weitere Vergleichungspunkte sind treffend ausgeführt in der Besprechung von Repetent Gebhard, (Tüb.) Theol. Quartalschrift 1861, S. 473 ff.

[2]) Vergl. Hist.-pol. Bl. Bd. 52 (1863, II) S. 822.

so sehr er auch „die einseitige Tendenz“ Janssens bemängelte, dessen Darstellung des ausgehenden Mittelalters wenigstens nicht „das Lob ausgedehnter Belesenheit und sorgfältiger Studien“ zu bestreiten. Ja, er „hielt es geradezu für verdienstlich, daß Janssen die reformatorischen Bestrebungen vor Luther und die geistigen wie kirchlichen Zustände in Deutschland beim Ausgange des Mittelalters zu schildern versucht in völliger Selbständigkeit von dem Urtheil der protestantischen Reformatoren: daß auf diese Weise die Dinge“, bekennt er dann, „vielfach sich günstiger darstellen als in der bisher üblichen Beleuchtung, stimmt mit den Ergebnissen meiner eigenen Arbeiten überein“. (Vergl. Lit. Handw. 1880, Sp. 309 f.)

Neben der glücklichen Wahl des Stoffes und der Fülle neuer Ergebnisse waren es nicht zum wenigsten die Wärme und die Kunst der Darstellung, welche den Erfolg des Schriftchens begründeten. Denn der letztern legte Janssen gerade für historische Arbeiten einen entscheidenden Werth bei. „Das größere gebildete Publikum“, so schrieb er zur „Nutzanwendung“ am Schlusse einer längern Besprechung des Werkes von Onno Klopp über Friedrich II. von Preußen, „welches historische Werke liest, ist in unserer Zeit durch Romane und die tägliche Zeitungslectüre an leichte ansprechende Formen gewöhnt worden und beschäftigt sich nicht mit Büchern, die in schwerfälligem, abstrusem Stil geschrieben sind, ohne gehörige Rückblicke und Ueberblicke in ein Labyrinth von Thatsachen führen und es eigens darauf abgesehen zu haben scheinen, sich für zahlreiche dankenswerthe Notizen durch ein Gähnen von Seiten des Lesers bezahlt zu machen. Nomina sunt odiosa, aber das Gesagte erklärt uns die Thatsache, weshalb gar manche katholische Geschichtswerke, obgleich sie Wunder des Fleißes und gründlicher Forschung und überraschend reich an neuen Resultaten sind, doch nicht in die weiteren Kreise des Volkes eindringen und selbst auf den Stuben der Gelehrten verkümmern. Wenn obendrein ihre Autoren es für nothwendig halten, auf allen zehn Seiten einmal von ihrem katholischen Glaubensbekenntniß zu sprechen und ihre Berichte mit

conventioneller salbungsvoller Brühe zu übergießen, so dürfen wir uns über ihren geringen Erfolg noch weniger wundern. Ranke hat den Geschmack des großen Publikums recht gut verstanden, wenn er am Schluß der Vorrede seiner englischen Geschichte sagt: man werde diejenige Geschichte für die beste halten, die am besten geschrieben sei; und wir Katholiken sollten uns oft an den Ausspruch eines großen ‚Meisters im Stil‘, an Görres, erinnern: ‚Nur jene Historiker greifen ein in das Leben des Volkes, die das Wort zu handhaben wissen, die lange Studien gemacht haben, aber keine langathmigen Sätze machen, die gründlich sind, aber nicht untief, gelehrt, ohne mit gelehrter Retorte allen Spiritus zu verflüchtigen; die auch mit den Waffen der Gegner zu fechten wissen, und vor allem nur die, welche entzünden und begeistern, weil sie aus dem Herzen sprechen; denn das Herz macht den Historiker, wie die Brust den Redner macht.‘" [1])

---

[1]) Katholik 1861, II, S. 29. „Kein deutscher Fürst", urtheilt er in der gleichen Besprechung (S. 14) über den „großen" Preußen-König, „hat stärker an der Zerklüftung des Gesamtvaterlandes, an dem Ruin des Reiches gearbeitet, als Friedrich, indem er . . . den kirchlichen Dualismus der Deutschen auch auf das politische Gebiet verpflanzte und den einen Riß durch den andern erweiterte. Erst seit seinen gewaltsamen Eingriffen in alle bestehenden Staatsordnungen ward es in Norddeutschland gebräuchlich, protestantisch und preußisch, kaiserlich und katholisch als identisch zu betrachten; erst durch ihn sah man den Norden und den Süden als zwei getrennte Theile an. Und doch hat man Friedrich als einen nationalen Helden gefeiert, weil man nicht wußte oder wissen wollte, wie sehr er darauf hingearbeitet: den Einfluß Rußlands in den deutschen und europäischen Angelegenheiten zu erhöhen; wie oft er die Franzosen, die er als seine natürlichen Verbündeten betrachtet, gegen Deutschland gehetzt und z. B. bei Roßbach nur wider Willen geschlagen hat." — Was insbesondere den ins Endlose angeführten Ausspruch Friedrichs II. anlangt: „In meinen Staaten mag ein jeder nach seiner Façon selig werden", so glaubte Janssen wie David Friedrich Strauß, daß jener Ausspruch in des Königs Sinne nur soviel hieß: „In meinen Staaten mag jeder auf eigene Hand ein Narr sein, so lange seine Narrheit dem Staatswohl nicht zu nahe tritt" — im Gegensatze zu Strauß fand er jedoch darin „einen neuen Beweis der Verderblichkeit des Fridericianismus für das deutsche Volk". (Siehe Kath. Bewegung 1873, S. 164.)

Fast ein gleiches „verdientes Glück“ hatte Janssen mit seiner gleichfalls in lauterster patriotischer Absicht verfaßten, zuvor in dem Mainzer „Katholik“ (1862, II) unter der Aufschrift „Studien über Schiller als Historiker“ veröffentlichten Arbeit über „Schiller als Historiker“ (Freiburg 1863; zweite, neubearbeitete Auflage 1879), der „ersten besondern und ausführlichen“ über diesen Gegenstand. Auf Grund der eigenen Bekenntnisse des Dichters im Briefwechsel mit seinen Freunden, sowie der neueren Quellenforschungen erbringt er hier den Nachweis, daß die vielgelesenen Geschichtswerke Schillers nicht unwesentlich aus dessen Phantasie geschöpft sind, für welche die Geschichte ihm ja „nur ein Magazin war“. „Die Gegenstände“, meinte Schiller eben, „müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden“. Insbesondere weist Janssen nach, welch „ein verhängnißvoller Irrthum“ es sei, dem mit Recht als einer der „nationalsten deutschen Dichter“ Gefeierten auch für seine „undeutsche“ Geschichte des Dreißigjährigen Krieges ein „nationales Verdienst“ beizulegen und ihre Lectüre der Jugend zur Kräftigung des Patriotismus zu empfehlen. Die Hoffnung, die damals ein Kritiker ausgesprochen, daß es nun künftig bei den Unterrichteten eine ausgemachte Sache sein werde, was die Geschichtsbücher des Dichters objectiv werth sind, hat sich seitdem zum Theile glänzend verwirklicht; heutzutage hat wenigstens kein Unterrichteter mehr den Muth, auf die Schiller'schen Mythen vom Dreißigjährigen Kriege zu schwören. Ein Hauptverdienst an diesem Erfolge aber hat die Schrift Janssens.

„Wenn die Weiterbildung eines Volkes“, so hatte er kurz vorher[1]) in erleuchteter Erfassung der vaterländischen Aufgabe des Historikers geschrieben, „in einem nothwendigen Zusammenhange steht mit der richtigen und klaren Einsicht

[1]) In der leider nicht zu Ende geführten, zum Theil ebenfalls in „Schiller als Historiker“ verwertheten „Charakteristik der Resultate neuerer Forschungen über den Dreißigjährigen Krieg“ (Tüb.) Theol. Quartalschrift 1861, S. 532—568.

in seine Vergangenheit, und die Geschichte mehr wie irgend eine andere Wissenschaft dazu berufen ist, diese richtige und klare Einsicht dem mitlebenden Geschlecht zu verschaffen und so als rückwärtsschauende Prophetin auch die Wege der Zukunft zu enthüllen; wenn sie dazu berufen ist, mit der ganzen Gründlichkeit ihrer Forschung, der ganzen Unparteilichkeit ihrer Gesinnung, mit all ihrem Gerechtigkeitsgefühl und aller Wärme ihres Patriotismus der gegenwärtigen Generation den Spiegel dessen vorzuhalten, was den Vorfahren zur Förderung oder zum Verderben gereicht, um dadurch die Nationalkraft unseres Volkes zu stärken, sie edler Entschlüsse fähig zu machen und sie auf hohe Ziele hinzulenken: so tritt dieser vaterländische Beruf für keine Epoche der deutschen Vergangenheit näher an sie heran als für die jener dreißigjährigen Wirrsale, während der wir im Bruderkampf unser Herzblut verspritzten und in unseligem Hader uns Wunden schlugen, die noch jetzt nicht vernarbt sind. Aber die frühere Geschichtschreibung hat diesen Beruf nicht erfaßt", sondern im Gegentheile „auch den späteren Geschlechtern Parteihaß und confessionelle Erbitterung eingeflößt. . . . Der Confessionsgeist hatte den Nationalgeist gänzlich verdrängt". Um so freudiger begrüßt Janssen daher den Umschwung, „den unsere Forschung unabhängig vom kirchlichen Bekenntniß der Historiker seit jener Zeit erfahren hat, wo sie von dem frischen Hauch einer nationalen Gesinnung durchweht ist". Und in der nahen Voraussicht des deutschen Einigungswerkes ist es ihm „ein Trost und eine erhebende Hoffnung, daß die Wissenschaft jetzt inniger wie früher mit dem Leben in Verkehr und Wechselwirkung getreten, und unsere rasch voranschreitende religiöse, nationale und geistige Metamorphose uns, eher als wir es vermuthen, großen Ereignissen gegenüberstellen wird, die die Frage lösen wollen, ob wir noch ein Volk und ein kräftiges Volk; die uns eine neue Geschichte geben werden und damit auch einen neuen, allen gemeinsamen Standpunkt für das Studium der vergangenen. Oder sollten wir", fragt er voll Zuversicht, „zweifeln an der großen Zukunft eines Volkes, welches tiefere religiöse B e d ü r f n i s s e und ein größeres Sittlichkeitskapital wie

irgend ein anderes besitzt; welches niemals trotz aller Erschütterungen sein innerstes Kraftgefühl verloren, trotz aller Künste und Intriguen, trotz administrativen Despotismus und des Unsegens der Kleinfürstenpolitik das Bewußtsein seiner Einheit und seiner frühern Größe, trotz der rücksichtslosesten polizeilichen Bevormundung eine stete Liebe zur persönlichen Freiheit bewahrt hat und aus langer Betäubung vor noch nicht langen Jahren wiedererwachte, gerade in dem Augenblicke, wo man es in ewigen Todesschlaf versunken wähnte? Für ein solches Volk schlägt die Vorsehung einmal ein Blatt in der Weltgeschichte um."[1])

Von der bereits genannten Urkundensammlung „Frankfurts Reichscorrespondenz" erschien der erste Band um Ostern 1863[2]). Das Werk bildet heute noch eine Hauptquelle für die deutsche Geschichte des ausgehenden Mittelalters und wird es auch neben der monumentalen Ausgabe der vielfach die gleichen Archivalien verwerthenden „Reichstagsacten" bleiben. „Es gibt", urtheilte ein Fachmann in den „Historisch-politischen Blättern", „keine Seite der Reichsgeschichte, wozu die Frankfurter ‚Reichscorrespondenz' nicht die schätzbarsten neuen Beiträge liefert, . . . kein Geschichtschreiber des ausgehenden Mittelalters wird ein Kapitel seiner Arbeit abschließen können, ohne Janssens ‚Reichscorrespondenz' zu Rathe gezogen zu haben. Sie wird dem Historiker so unentbehrlich sein wie dem Geistlichen das Brevier." Von ganz hervorragender Wichtigkeit sind die in den Nachträgen des ersten Bandes aufgenommenen Schriftstücke aus der Regierungszeit König Ruprechts von der Pfalz, die neben den werthvollsten Aufzeichnungen über die Finanz- und Steuerverhältnisse des Reiches bis dahin großentheils unbekannte diplomatische Verhandlungen des Königs mit deutschen und auswärtigen Fürsten, sowie die Instructionen für die königlichen Gesandten an den Heiligen Stuhl enthalten. Sodann im zweiten Bande

[1]) A. a. O. S. 533 f. 536 f.

[2]) Bd. I: Aus der Zeit König Wenzels bis zum Tode König Albrechts II. 1379—1439 (gr. 8. XII u. 818 S. Freiburg).

die reichhaltigen neuen Mittheilungen über die Reichstage von Köln 1505, von Konstanz 1507, von Worms 1509, von Augsburg 1510, von Trier und Köln 1512, von Mainz 1517 und von Augsburg 1518.

Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß Janssen durch die Herausgabe dieses Quellenwerkes die Cirkel der Historischen Commission in München auf das empfindlichste störte. Die Mitarbeiter an den Reichstagsacten, so berichtete im Sommer 1863 ein Freund an Böhmer, sind „wenig darüber erfreut, daß Janssen ihnen in der Publication so vieler wichtiger Actenstücke zuvorgekommen, und nehmen es ihm besonders übel, daß er im ersten Bande seines Werkes kein Verzeichniß der Fundorte seiner Archivalien angegeben hat [ein solches war ausdrücklich dem zweiten Bande vorbehalten]. Denn sie möchten dieselben Archivalien abdrucken". Es währte denn auch nicht lange, bis Julius Weizsäcker, der Herausgeber der „Reichstagsacten", in Sybels „Historischer Zeitschrift" gegen die Edition „begründete und schwere Bedenken" erhob und Janssen „Unzuverlässigkeit im Ediren", „liebenswürdige Ungenirtheit in der Behandlung von Zahlen", „offenbare paläographische Unkenntniß" und Aehnliches vorwarf. All diese Anschuldigungen aber gründeten sich wesentlich und hauptsächlich darauf, daß Janssen für seinen Abdruck eben andere Vorlagen benutzt hatte. Unter solchen Umständen war es diesem nicht nur ein Leichtes, den Angriff zurückzuschlagen, sondern er erhielt dadurch auch eine gute Gelegenheit zu wirksamem Gegenstoß[1]).

Als das Werk abgeschlossen vorlag, war übrigens die „Historische Zeitschrift" trotz der bitteren Pillen, die Janssen hier gelegentlich dem einen und andern ihrer vornehmsten Geister und Schützlinge verabreicht hatte[2]), so gerecht zu-

---

[1]) Hist.-pol. Bl. Bd. 52 (1863, II) S. 821—828.

[2]) So namentlich Bd. I, S. 176 Droysen, dem Geschichtschreiber der preußischen Politik, der in einer Wahlverschreibung König Sigmunds vom Jahre 1410 ein von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg aufgestelltes „Programm der Reichspolitik" ersieht und daran

zugestehen: „Wir waren in der Lage, mehrere hier mitgetheilte Briefe, besonders Kaiserschreiben, mit den Vorlagen zu vergleichen, und gewannen die Ueberzeugung, daß, soweit unser Blick reichte, sorgfältig gearbeitet, auch der Druck gut überwacht worden ist. Von nicht geringem Werthe sind die erläuternden Anmerkungen; knapp gehalten, bieten sie doch sehr erwünschte Auszüge aus Actenstücken, deren wörtlicher Abdruck nicht zweckmäßig schien, und dann die erforderlichen Literaturnachweise. Es würde hier zu weit führen, die Bedeutung der ‚Reichscorrespondenz' als des in seiner Art zur Zeit hervorragendsten Quellenwerks für die deutsche Geschichte im Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit im einzelnen zu würdigen. Herr Janssen hat sich durch seine Arbeit ein bleibendes Verdienst erworben, welches im vollen Umfang von uns anerkannt wird" (Bd. 32, S. 128 ff.).

Unter stets neuen Störungen zog sich der Abschluß der „Reichscorrespondenz" noch durch ein volles Jahrzehent hin. Von dem zweiten Bande wurde die erste Abtheilung 1866, die zweite erst Ende 1872 veröffentlicht[1]). Das Werk war für den Herausgeber nachgerade ein Gegenstand der Sorge und Bedrängniß geworden. Angesichts des großen Planes zu der deutschen Geschichte, mit welchem er seit seinen Studienjahren sich trug, schien ihm hier der Werth der Arbeit sich nicht entfernt mit der aufgewandten Mühe zu decken, da jene schließlich ein Protestant hätte gerade so gut wie er ausführen können. Ein weiterer Band: „Neue Quellen zur deutschen Geschichte im 15. und 16. Jahrhundert", zu welchem er seit dem Drucke des ersten bis zur Vollendung des zweiten Bandes bereits mehrere hundert Briefe und Urkunden gesammelt hatte, ist Entwurf geblieben. Auch der Plan, dem zweiten Bande der „Reichscorrespondenz" eine ausführliche Besprechung über den Werth der mitgetheilten

tiefsinnige Betrachtungen über die „endlich ans Ruder tretende deutsche Politik" knüpft. Ebenda stellt Janssen eine Reihe von irrigen Zeitangaben Droysens richtig.

[1]) Bd. II: Aus der Zeit Kaiser Friedrichs III. bis zum Tode Kaiser Maximilians I. 1440—1519 (gr. 8. XL u. 1001 S. Freiburg.)

Schriftstücke im einzelnen vorauszuschicken, ist nicht zur Ausführung gelangt. Ebensowenig der spätere, diese Arbeit in dem weitern Bande der „Quellen" nachzuliefern.

Noch erübrigt an dieser Stelle einiger literarischen Besprechungen zu gedenken, die uns von Janssen aus dem Ende der fünfziger und dem Anfange der sechziger Jahre erhalten sind; sie sind durch einen ebenso frischen wie entschiedenen Ton gekennzeichnet und geben uns werthvolle Aufschlüsse über seine Anschauungen auf den verschiedensten Gebieten.

Auf das nachdrücklichste kämpfte er von Anfang an gegen die unduldsame Gesinnung der um jene Zeit begründeten „Historischen Zeitschrift" von Sybel, die sich ausgesprochenermaßen den Kampf gegen den „Ultramontanismus", d. h. gegen alle katholische Geschichtschreibung und Lebensäußerung, zur Aufgabe gesetzt hatte. Er wollte dabei jedoch „nicht Personen, sondern nur Ansichten bekämpfen" und hegte die Ueberzeugung, „daß auch die Gegensätze der christlichen Parteien nicht endlos" seien: „non credo inimicitias aeternas". Aber unter dem steten Eindrucke literarischer Tendenzen, die er nach bestem Wissen für falsch und verderblich erachten mußte, konnte er sich „nicht eines Unmuthes erwehren, der seinem Worte ein bestimmtes und zwar etwas hartes Gepräge gibt. Auf dem Gebiete der Geschichte", meinte er mit Georg Waitz, „ja mehr fast auf diesem als auf dem irgend einer andern Disciplin, gibt es Strömungen, die krankhaft und verderblich in hohem Grade sind; die in der Anwendung, die sie auf das Leben suchen, und in dem, was sie in der Wissenschaft selber thun, großen Schaden stiften. Diese muß man offen, entschieden, rücksichtslos bekämpfen. Man muß sich nicht scheuen, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, darf sich nicht für zu gut halten, Unkraut auszujäten, und wenn man einen ordentlichen Haufen bei einander hat, ein lustiges Feuer zu machen".

Dem gerade von der Sybel'schen „Zeitschrift" so „wohlorganisirten" literarischen Cliquenwesen in seiner „so großen Rücksicht und treuen Kameradschaft für Juden und von

Juden" rückt er mit scharfer Satire zu Leibe: „Kaum hat Jude Oelsner ein Werk von vierzig Seiten über das kaiserliche Tabaksmonopol geschrieben, als Jude Cohn den Genossen als ‚sehr sorgfältigen' Forscher belobt, und kaum ist Jude Cohn seinerseits wegen einiger Bemerkungen über die Pegauer Annalen als ‚sehr scharfsinnig' angepriesen und die Welt bei einer zweiten Stelle darauf aufmerksam gemacht worden, daß selbiger einmal auch eine ‚gründliche' Recension in den ‚Göttinger Gelehrten Anzeigen' abgefaßt, so greift er zum zweiten Mal zur Trompete und verkündet das Ereigniß: Jude Bärwald habe achtundzwanzig Seiten über das Wiener Provinzialconcil vom Jahre 1267 geschrieben, um sie als ‚vortrefflich, gründlich und scharfsinnig' zu feiern. Weil Maloch in Prag es gewagt, gegen Jude Büdinger aufzutreten, so wird er mit ‚wissenschaftlicher' Urbanität ganz einfach unter die ‚Karrenschieber oder Schulknaben' versetzt, und weil Jude Hirsch sechsundfünfzig Seiten ‚Erinnerungen an die Jahre 1807—1813' auf den Altar des Vaterlandes gelegt hat, so steht er so preiswürdig da, daß der Leser unmöglich umhin kann, sich selbst für die persönlichen Verhältnisse des Mannes, mit denen der Recensent ihn bekannt macht, zu interessiren."

Einer tüchtigen wissenschaftlichen Arbeit, wie z. B. der österreichischen Geschichte von Büdinger oder Jaffés Papstregesten, will er gewiß nicht die gebührende Anerkennung versagen, „gleichviel ob sie von Juden oder anderen angefertigt ist", allein er verwahrt sich „gegen das Treiben einer jüdischen Coterie, die alle ihre literarischen Eintagsfliegen dem Publikum auf die Nase setzen will und à la Cohn jede Gelegenheit benutzt, um mit wohlfeilen Ausfällen gegen die Kirche und ihre Diener zu prunken und schadenfrohe Koboldsprünge zu machen" (Kath. Lit.-Zeitung 1860, S. 401).

Neben der Sybel'schen „Zeitschrift" beschäftigt Janssen wiederholt die Ranke'sche Geschichtschreibung. „Wie würde es", fragt er einmal in der „Katholischen Literatur-Zeitung" (1860, S. 406), „einem Katholiken in der ‚Zeitschrift' ergehen, wenn er protestantischen Dingen gegenüber die Ignoranz

verriethe, die sich bei Ranke so häufig in katholischen Dingen findet, z. B. in der ‚Französischen Geschichte', wo Ranke aus Unkenntniß des Begriffs der irregularitas den Jesuiten aufbürdet, daß sie den Mord nicht für ein Verbrechen, sondern nur für eine ‚Unregelmäßigkeit' erklärt hätten?" Es handelt sich hier offenbar um die Stelle der „Französischen Geschichte" über die Ermordung Heinrichs III. (Sämmtl. Werke Bd. VIII [1868] S. 339). Janssen wandte sich eben deshalb auch in eingeschriebenem Briefe an den gefeierten „Altmeister" selbst, ohne daß dieser es jedoch der Mühe werth gefunden hätte, die eingesandte Berichtigung in einer spätern Auflage zu berücksichtigen. In einer ausführlichen Besprechung des ersten Bandes der „Englischen Geschichte" (Kath. Lit.-Ztg. 1860, S. 411 ff.) hat Janssen dann verschiedene Urtheile von Nichtkatholiken über Ranke zusammengestellt, die von den landläufigen Lobsprüchen merklich abwichen, und zugleich an schlagenden Beispielen aus dem genannten Bande nachgewiesen, „daß Ranke nach subjectiven Gelüsten die Thatsachen modelt (besonders wenn es sich um religiöse Fragen handelt), und die historischen Ereignisse nur als ein Drahtgeflecht betrachtet, um das er in geistreicher und pikanter Weise seine Ansichten schlingt". Ueber Ranke werde, so äußerte er ebenda (S. 411), das Urtheil maßgebend werden, das Kurz in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" über ihn gefällt: „Ranke zeigt die Geschichte vom Standpunkte des kalten Diplomaten; er freut sich an dem Spiel der Intrigue, mag sie noch so schnöde, verächtlich, verbrecherisch sein; er weiß sie dann mit unnachahmlicher Kunst zu beschönigen, ja sogar in ein günstiges Licht zu stellen — allein wer sich lebhaft an die Wahrheit erinnert, an der Ranke so oft vorbeigeht, wird sich auch durch die kunstvolle Darstellung nicht täuschen lassen. Es gehen ihm zwei wesentliche Vorzüge ab, die sittliche Weltanschauung und das Streben nach Erforschung der absoluten Wahrheit." „Jedes Buch von Ranke", bemerkt er im weitern (S. 413) selbst, „bietet nur ‚Geschichten' aus der Geschichte des Volkes, welches er behandelt; seine Darstellung, die, wie man ihm nachrühmt, nur das ‚allgemein Wichtige mit scharfem Blick' hervorhebt, dient

ihm, Dinge zu verschweigen, die nicht in seine Auffassung passen, und dagegen andere in den Vordergrund zu stellen, die seinen Sympathien genehm sind.“ Eine Arbeit über Ranke als Historiker wäre, wie er zum Schlusse anregt, eine dankbare und verdienstliche Aufgabe. „Der ‚Cultus des Genius‘ bekäme eine neue interessante Beleuchtung“ (S. 414).

Die gründlichste Arbeit über „Ranke als Historiker“ hat, wie gleich hier vorgreifend beigefügt werden möge, jedenfalls Janssen selbst — wenigstens mittelbar — besorgt, als er später in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ mit ihm in siegreichen Wettbewerb getreten ist. Denn eben auf Janssens Geschichtswerk führt Rankes Biograph Eugen Guglia es zurück, wenn in unseren Tagen erst gegen Rankes „Deutsche Geschichte“ gewichtige Bedenken geweckt worden seien. Mag Guglia auch Janssens Werk von „mancher Einseitigkeit“ nicht freisprechen, so, meint er, erhelle doch „aus einer unendlichen Fülle mit Ameisenfleiß zusammengetragener Belege, daß die Ranke’sche Darstellung einerseits die Zustände vor der Reformation zu trübe wiedergibt, andrerseits die Männer der Bewegung in einem etwas verklärten Lichte zeigt. Und dann“, fährt er fort, „werden wir jetzt erst recht inne, wie sehr doch das Leben der niederen Schichten, der Bauern, Handwerker, Kaufleute, und das Wesen der bürgerlichen Institutionen zu kennen wichtig ist, will man ein volles Bild von jenen Zeiten bekommen: eben diese Dinge aber hat Ranke wiederum vernachlässigt; das Kapitel über den Bauernkrieg ist eines der dürftigsten. Ranke selbst glaubte Janssen gegenüber seine Ansicht aufrecht halten zu können; er hat in seinen letzten Jahren einmal zu Freunden geäußert, mit ein paar Worten sei er diesen zu widerlegen im Stande. Aber in der Auffassung des Publikums“, betont Guglia mit Recht, „so weit es nicht von [protestantisch-] confessionellen Voreingenommenheiten bestimmt wird, ist doch eine Wandlung eingetreten: nicht ganz so wie Janssen, aber auch nicht mehr wie Ranke sieht es die Reformationsbewegung an“[1]).

[1]) Leopold v. Rankes Leben und Werke (Leipzig 1893) S. 242. Mit der hier angeführten geringschätzigen Aeußerung Rankes über

Eine vielverheißende Folge kritischer Gänge hatte Janssen in den „Literaturbriefen" für den Mainzer „Katholik" eröffnet, deren ersten er am Sylvesterabend 1861 vollendete; in Folge seines leidenden Zustandes kam er jedoch nicht über die dritte Nummer hinaus [1]). Auch hier wendet er sich auf das schärfste gegen das literarische Cliquenthum, welches das untrennbar mit dem deutschen Gemüthe verbundene „Bedürfniß zu verehren" schon so lange benutze, „um für falsche Götzen Weihrauch zu sammeln und für scheinbare Größen den Ehrenzoll einzulösen, der nur der wahren Größe gebührt". „Es ist ein wunderliches Schauspiel", schildert er da, „zu sehen, wie ungenirt die ‚unsterblichen' Männer sich gegenseitig an ihre Sterblichkeit erinnern und die aufgestellten ‚Größen' der Zeit sich unter einander verzehren. Gervinus erhebt den Historiker Schlosser zum ‚Dante des neunzehnten Jahrhunderts', und gleichzeitig führen uns Ludmilla Assings unbequeme Enthüllungen in Varnhagens Tagebüchern den neuen Dante als einen höchst kleinlichen Charakter vor, der nach ‚Orden und

---

Janssen stehen in überraschendem Einklang die Mittheilungen, die bald darnach Rankes langjähriger Amanuensis Theodor Wiedemann über dessen Selbstüberschätzung gemacht hat. „Daran ist nicht zu denken", bemerkt W. in der „Deutschen Revue" (Septemberheft 1894, S. 343 ff.), „daß Ranke einen Geschichtschreiber der Gegenwart, insbesondere einen deutschen, als ihm ebenbürtig oder irgendwie auch nur mit ihm in Vergleich zu stellen angesehen, neben sich als dem Goethe der historischen Muse der Deutschen einen Schiller der deutschen Geschichtschreibung wahrzunehmen geglaubt habe. Wenn eine solche Meinung überhaupt vorhanden ist, so beruht sie auf Mißverständniß; dessen kann man versichert sein." Nicht minder die folgende Stelle aus Gregorovius' „Römischen Tagebüchern" (Stuttg. 1892, S. 358): „Gervinus erklärte [in Rom 1867], daß er die Bewunderung der Ranke'schen Geschichtschreibung nicht begreifen könne. Ein ähnliches Gespräch hatte ich mit Acton. Ranke kennt nur die Diplomatie in der Geschichte — ‚das Volk' kennt er nicht. Er hat die feinste Combinationsgabe und logische Schärfe, aber keine Gestaltungskraft. Seine Menschen und Dinge zeigen ihr inneres Gefaser, aber nur wie auf einem anatomischen Theater. Ranke geht durch die Geschichte wie durch eine Bildergallerie, wozu er geistreiche Noten schreibt."

[1]) Vergl. Katholik 1862, I, S. 111 ff. und 218 ff.; II, S. 100 ff.

Geschenken' getrachtet, und nach seines Freundes Paulus Aussage durch jedes Lob unbedingt bestochen werden konnte, und seine Schüler gedungen, ja genöthigt habe, in den Zeitungen sein Lob zu verkünden! Neidisch auf die Entdeckung des Herrn Gervinus, fordert der Theaterintendant Dingelstedt im ‚Morgenblatt' den Ruhm eines Dante unserer Zeit für den Romanfabrikanten Gutzkow, der in seinem ‚Zauberer von Rom' der papistischen Hydra den Kopf zertreten, und gleichzeitig verziert Julian Schmidt das Bild dieses Dante mit absonderlichen Arabesken und verwirft den ‚Zauberer von Rom' in die Klasse Kotzebue'scher Jämmerlichkeiten und Clauren'scher Thränologie. Da kann man doch mit einigen Variationen aus Lessings Lustspiel ‚Der junge Gelehrte' citiren:

‚Ueberedle Fertigkeit,
Zu den vorgesetzten Zwecken
Große Männer zu entdecken,
Und sich dann zur rechten Zeit
Ihrer Kräfte zu bedienen,
Wirst so lange, bis die Welt
In ihr erstes Cha=Cha=Chaos fällt,
Wie die Pappelbäume grünen.' "[1])

Später hat Janssen einmal die Gutzkow nachgerühmte „moderne Classicität der Sprache" ergötzlich beleuchtet in der kleinen Skizze „Gutzkow und Garibaldi" (Kath. Bewegung 1871, S. 197 ff.). „Vielleicht liegt dieselbe", schreibt er hier u. a., „in Redewendungen Gutzkows, z. B. von dem ‚Nichtglaubenwollen des Greises', von dem ‚Suchenmüssen eines Freundes', von dem ‚mächtig hereinzubrechendrohenden Stillstand', oder von den ‚unterlaufenen Seelenzuständen, die entzündlich wirken können', oder von jenem Jesuiten, ‚dessen Wesen so ist, wie das Schnalzen eines Fisches'. Kein Spaß, lieber Leser! Ich hatte einen protestantischen Freund, der ein bedeutender Gelehrter war und den ganzen Tag hinter schweren Folianten saß, und der deshalb sich wohl dann und wann

---

[1]) Katholik 1862, II, S. 101. Die „Variationen" wandeln Lessings „tücht'ge Mittel" (3. Aufzug, 15. Auftritt) in „große Männer".

einige Erholung gönnen durfte. Er machte sich aber eigenthümliche Erholungen. Wenn er sich recht müde gearbeitet, ging er in einen Buchladen und nahm das Werk eines der ‚berühmtesten‘ Dichter und Romanschreiber der Gegenwart, deren Ruhm in den Zeitungen am meisten verkündet wurde, und las darin zur ‚Erschütterung des Zwerchfells‘ einige Kapitel, und las sie um so lieber, je elender sie geschrieben waren, und lachte darüber um so mehr, je dithyrambischer das Lob der Zeitungsschreiber geklungen. Auch Gutzkows ‚Meisterwerke‘ spielten bei der Lectüre eine wichtige Rolle, und ich erinnere mich noch recht gut, wie er die ‚Logik‘ dieses Mannes und dessen ‚gesunden Menschenverstand‘ treffend durch die Verse bezeichnet fand:

‚Schön ist's, zu rasen, wie der Fels im Thale,
Wenn laue Luft den Lootsen lispeln lehrt,
Doch schöner noch, wenn in der Hoffnung Strahle
Der weißen Rose rother Duft verweht. . . .‘“

Nicht minder scharf hat Janssen in den „Literaturbriefen“ das „gothaische Historikerthum“ gegeißelt. Es dünkte ihm „eine besondere Pflicht der katholischen Presse“, auf die Folgen hinzuweisen, die sich für die geschichtlichen Darstellungen populärer Schriften aus diesem entwickelten. „Die Sykophanten“, bemerkt er herb, „die uns die großen Zeiten deutscher Nation als Zeiten der Verirrung darstellen und unsere großen Kaiser der Verachtung preiszugeben suchen, als wären es nur Leute wie Xerxes und Nebukadnezar gewesen, verdienen nicht einmal den höflichen Ton, den Onno Klopp in seinen so meisterhaften Schriften eingehalten, sondern die Sprache, die Lessing vorschreibt: ‚abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen Cabalenmacher‘.“

Unter den Literaten, „die am meisten zu dem Ruhme der gothaischen Historiker beigetragen“, hat er vor allen Julian Schmidt beleuchtet, den „Robespierre im Gänsekiel“, „der in den ‚Grenzboten‘ und in seiner in vier starken Auflagen verkauften ‚Literaturgeschichte‘ seit einer Reihe von Jahren die Lärmtrompete erhoben und die Werke der Herren

Sybel, Häusser und Droysen als unübertreffliche historische Musterarbeiten angepriesen hat, und dafür seinerseits in den zahllosen gothaischen Journalen als ‚erster Kritiker Deutschlands‘ angepriesen wurde“. Ein Jahr bevor Ferdinand Lassalle in seiner Schrift „Julian Schmidt der Literarhistoriker“ diesem den Todesstoß versetzt, hatte Janssen die Meinung ausgesprochen, daß die Unsterblichkeit des „unsterblichen Kritikers“ noch etwa sechs Jahre dauern könnte[1]). In seiner lesenswerthen Besprechung der Lassalle’schen Schrift stellt er diese Meinung dahin richtig: „Wir irrten uns; der Mann ist schon todt, und die Todten reiten schnell“ (a. a. O. S. 107). Und in der That, wer spricht heute noch von ihm?

Durch die „Geschichte der Menschheit“ von Michelet, dem (15. Dec. 1893) wenige Tage nach Vollendung des 92. Lebensjahres verstorbenen „Letzten der Hegelianer“, wurde in Janssen zugleich eine ergötzliche Erinnerung aus der Berliner Studienzeit geweckt. Als er nämlich das „ins Blaue construirte“ Werk durchsah, ward ihm lebhaft wieder jener Morgen gegenwärtig, wo ein älterer Freund ihn „zum besondern Amusement“ ins Colleg von Michelet mitnahm. Da hörten denn die beiden „aus dem Munde des von Selbstvergötterung strahlenden Kathedermannes den Geist definiren: nicht als das Dort- und

---

[1]) „Was würde“, hatte er damals (Kath. 1861, II, S. 13) geschrieben, „trotz seiner bekannten Stellung zum Christenthum, ein Lessing sagen, wenn er hörte, daß man diesen radottirenden Literaten für einen der ersten deutschen Kritiker erklärt hat und seine sogenannte Geschichte der deutschen Literatur, worin er, ohne alles Verständniß der tief religiösen und ethischen Bezüge in den literarischen Geistesproducten, sich zum Ordensmeister und nicht selten zum förmlichen Don Quixote des bloßen ‚gesunden Menschenverstandes‘ gemacht hat, bereits in vierter Auflage verkauft! In der Eigenschaft eines literarischen Dorfbarbiers bricht Schmidt mit längst abgestumpften Instrumenten allwöchentlich in den ‚Grenzboten‘ kritische Zähne aus, und die junghegelianischen Phrasen, die fast seine einzigen Waffen bilden, werden in seiner Hand oft zu dem bekannten Degen ohne Klinge, von dem der Griff verloren gegangen ist. Alle kirchlichen Grundsätze und alle Anschauungen, die in einiger Beziehung zur Kirche stehen, werden verlästert. . . .“

Dasein, sondern als das Sein=Sein, das esse suum — est, ist Ge=ist = Geist", und es drängte sich ihnen unwillkürlich „die ‚deutschphilosophische' Sprache ins Gedächtniß, in der unser Alban Stolz (Spanisches für die gebildete Welt [8. Aufl. 1885] S. 48) das Ereigniß beschrieben hat, welches ihm in Arles auf der Straße zu Gesicht kam" (Kath. 1862, I, S. 219).

„Ein Mann in Sondershausen" endlich, der in einer Schrift über „Katholische Legendenpoesie" herausgebracht hatte, daß die Legenden zum großen Theil sich auf Isis= und Osirisdienst gründeten, zum Theil auch aus dem Buddhismus herstammten, hat seine gute Laune derart angeregt, daß er kühnlich gegen ihn auf dem Pegasus ansprengt. „Wissen Sie", fragt er, „wie der Mann heißt? Sonst rathen Sie:

Der Ganze trägt sein Erstes vor dem Kopf,
Und im Gehirn hat er den Witz des Andern;
Legenden sudelt er, der arme Tropf,
Die von der Press' zur Käsebude wandern.

Haben Sie die Lösung? — Der Mann heißt Brettbauer" (ebd. S. 223).

Doch wir müssen uns beschränken und lassen es darum bei den vorstehenden Proben bewenden.

Im December 1863 trat Janssen eine Romfahrt an, nachdem er einige Wochen vorher seinen väterlichen Freund Johann Friedrich Böhmer zur letzten Ruhestätte geleitet hatte. Am 4. September noch hatte Böhmer der alten Frau Rath Schlosser auf einen Brief, den Janssen ihm von ihr überbrachte, die Befürchtung ausgesprochen, er werde diesem zur Zeit, wenn er abreise, vielleicht keine Wünsche mehr mit auf den Weg nach Rom geben können; denn mit ihm gehe es schnell abwärts zum Ende: am 22. October war der selbstlose Forscher, der, seinem Gelübde treu, seine beste Kraft darein gesetzt, durch Förderung historischer Wahrheitserkenntniß „das Erbtheil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit", aus dieser Zeitlichkeit geschieden.

VII.

Die Romfahrt.

Rom zu sehen war, wie Janssen in den ersten Tagen seines römischen Aufenthaltes an die Eltern schrieb, „ein alter Jugendtraum von mir". Aber „alles, was ich über Rom gelesen und gehört, blieb nur ein schwaches Schattenbild von dem, was ich zu sehen bekam. Hier fühlt man sich recht als Katholik in der Heimat und von den großartigsten Erinnerungen umgeben" [1]). Er „lebte voll und ganz in den Herrlichkeiten Roms". „Wahrhaft wunderbar", schildert er nach Jahren, unter dem allzeit lebendigen Eindruck all des zu Rom Geschauten und Empfundenen, „ist die Einwirkung, welche Rom sogar auf Geister übt, die ihm innerlich entfremdet sind, oder gar ihm feindlich entgegenstehen. Bekennt ja doch ein Weltkind wie Goethe in seiner Italienischen Reise: Jeder werde in Rom gleichsam ‚ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse' der Vorsehung. Selbst ein Lord Byron, von Leidenschaften durchwühlt, fühlte sich in der ‚ewigen Stadt' so mächtig ergriffen, daß er ausrief:

‚O Rom, du Port und Seelenheimat mir!'

Rom ist die einzige Weltstadt, wo sich die Interessen der Gegenwart mit den Erinnerungen frühesten Daseins lebendig zusammenschließen, weil die Geschichte aller Völker der alten Welt in Rom beginnt, weil Rom der Mittelpunkt beider, ‚Stern und Kern der Weltgeschichte' ist. Es hat die alte Welt durch Waffen, Gesetz und Bildung beherrscht; es hat der neuen den Glauben und mit dem Glauben die christliche Cultur theils gegeben, theils gesichert und sie so an sich ge-

---

[1]) Bei Pastor S. 16.

kettet. Es ist heute noch gemeinsames Vaterland der Christenheit — für die Gesamtheit durch die Macht des Gedankens und den Zauber der Erinnerung, für die durch Stiftungen aller ihrer Theile hier repräsentirte zahlreichste christliche Genossenschaft als Sitz ihres geistlichen Oberhauptes. Die ewige Stadt ist das sichtbare Centrum des sittlich-religiösen Lebens der Neuzeit, das Herz des Christenthums; der Ort, wo Petrus ‚den ihm anvertrauten Hirtenstab für immer eingepflanzt; wo er, ein zweiter Moses, aus dem todten Fels lebendiges Wasser geschlagen hat; die Achse, um welche sich die religiöse und sittliche Entwicklung der Menschheit dreht: stat crux, dum volvitur orbis‘ [1]). Schon im fünften Jahrhundert wurde das Pilgerlied gesungen:

‚Roma, du prangende
Herrin und Zier der Welt,
Welche der Städte wär',
Hohe, dir gleichgestellt?

‚Rosen der Märtyrer
Schmücken dich, blutgeweiht,
Jungfrau'n mit Lilienschnee
Weben dein Strahlenkleid.

‚Mutter und Königin,
Heil dir und Segenpreis
Durch der Jahrhunderte
Rollenden Zeitenkreis!‘ “ [2])

„Von diesem Standpunkte aus“ gewann ihm, wie er schon früher im Bonner „Theologischen Literaturblatt“ (1868, Sp. 510) ausgeführt, „die Geschichte Roms eine wunderbare Klarheit und Majestät: ihre ganze Entwicklung legt sich, wenigstens in den Grundzügen, dem Verständniß offen, die Philosophie der Weltgeschichte hat hier eine feste Unterlage, und wir dürfen sagen: Gott hat sich hier in der Geschichte geoffenbart, oder er hat es nirgends gethan“.

In Rom bewunderte Janssen indeß nicht nur den Mittelpunkt des sittlich-religiösen Lebens, sondern auch den Mittel-

[1]) Das Kreuz steht in der Zeiten Brandung unverrückt.

[2]) Kath. Bewegung 1872, S. 119 f.

punkt von Wissenschaft und Kunst, „die größte Pflanzschule alles edlen, menschenwürdigen Strebens". Rom füllte, so rühmt er voll Begeisterung, „seine Kirchen, Hallen und Paläste mit den herrlichsten Schöpfungen des Meißels und des Pinsels, füllte mit seinem Reichthum alle Sammlungen der Welt. Die Oberhäupter der Kirche haben gleichsam zur Widerlegung des Vorurtheils, daß menschliche Bildung von ihnen gehaßt und verachtet worden, in ihrer Hauptstadt und ihrem Palaste sich mit so viel Schätzen der Wissenschaft und Kunst umgeben, daß, wenn einmal durch eine allgemeine Katastrophe alle Werke menschlicher Wissenschaft und Kunst von der Erde vertilgt würden, und Rom und der Vatican allein bestehen bliebe, die Päpste hinlängliche Mittel in Händen haben würden, um den Verlust zu ersetzen" (Kath. Bewegung 1872, S. 129).

Als Janssen am 10. December 1863 zum ersten Male die St. Peterskirche betrat, da war er „wie geblendet", und konnte seinen Eltern „kaum einen Begriff geben von der Schönheit und Majestät, die einen hier umgibt". Als er das gewaltige Gotteshaus verließ, stieg gerade der Papst vor seinem Palaste in den Wagen, und er „sah ihn so ganz nahe und empfing seinen Segen". Unmittelbar danach sprach er bei Cardinal Reisach vor. Der Cardinal, mit welchem er bereits auf Stift Neuburg in persönliche Berührung getreten war, empfing ihn auf das leutseligste. „Sie müssen bei mir wohnen bleiben, lieber Professor", sagte er, „und in einigen Tagen sind zwei Zimmer für Sie hergerichtet. Sie können dann jeden Morgen in meiner Hauskapelle die heilige Messe lesen, darauf mit mir frühstücken und sind dann frei, den Tag über zu arbeiten und zu besehen, was Sie wollen. Um 1 Uhr essen wir, und wenn Sie dann Lust haben, können Sie mit mir spazieren fahren." [1]) Janssen nahm freudigen Dankes das gastliche Anerbieten an. Schwerlich hätte er einen edlern Wirth, einen verständnißvollern und einflußreichern Förderer seiner Studien gefunden.

Cardinal Karl August Graf von Reisach war nicht nur

---

[1]) Brief Janssens an die Eltern, bei Pastor S. 16.

eines der bedeutendsten Mitglieder des Heiligen Collegiums im öffentlichen Dienste der Kirche, sondern genoß auch in seinem Privatleben vermöge seines verbindlichen Wesens eine große und verdiente Liebe. Ausgezeichnet im weltlichen wie im geistlichen Rechte, in der Philosophie und der Theologie, bereichert durch die vielseitige Lebenserfahrung, bekundete er eine auf festestem Glauben beruhende Frömmigkeit, eine alles gewinnende Leutseligkeit und eine seltene Vereinigung von Festigkeit und Milde in seinem Charakter. Er verfügte über eine nicht gewöhnliche Sprachgewandtheit: neben fließendem Latein sprach er das Italienische fast so leicht wie seine Muttersprache; im Französischen und Englischen konnte er nicht allein die Unterhaltung führen, sondern auch in fremden Sprachen Anreden und Predigten halten. Reisach war als Cardinal-Präfect der Studien-Congregation an die Spitze des gesamten päpstlichen Unterrichtswesens gestellt und verpflichtet, regelmäßig in jeder Woche bei dem Papst in Audienz zu erscheinen. Neben den vielfältigen Anforderungen, welche dieses verantwortungsreiche Amt an ihn stellte, wußte er stets noch Zeit zu erübrigen zu privaten Studien, zu Werken leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit im Dienste armer Pilger und, was ihn am meisten anzog, zu priesterlichen und seelsorgerlichen Verrichtungen, wie Missionen, Exercitien — zumal für die deutschen Soldaten — und Predigten. In der Kenntniß der Katakomben hatte er seinesgleichen wohl nur noch in Pater Marchi und Commendatore de Rossi. „Es machte ihm Freude, lernbegierige Freunde in das ‚unterirdische Rom‘ zu führen: selbst der Laie gewann in Kürze überraschende und tiefe Einblicke in den Glauben und das Leben der ersten Christen.“ [1])

Der Aufenthalt im Hause eines solchen Mannes brachte Janssen ganz ungesucht in nahe Beziehungen zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der Weltstadt. Unter anderen verkehrte er viel mit dem spätern Cardinal-Staatssecretär Alessandro Franchi († 31. Juli 1878) und dem nachmaligen

[1]) Diese Stelle wie das Vorausgehende aus dem warmen Nachrufe (von Moufang) im Katholik 1870, 1, S. 129 ff.

Cardinal Giuseppe Berardi, damals Substitut im Staatssecretariat[1]; mit dem österreichischen Gesandten Freiherrn Alexander v. Bach († 13. Nov. 1893), dem so unverdient als vermeintlicher Urheber des Concordats von dem Liberalismus geschmähten Staatsmanne[2], und mit Steinles altem Freunde Freiherrn, später Grafen Alexander v. Hübner, dem fein beobachtenden „Spaziergänger um die Welt"; mit dem gelehrten und demuthvollen Tiroler Benedictiner Pius Zingerle, dem berühmten Orientalisten und liebenswürdigen Dichter; mit dem allzu früh geschiedenen Bischof Joseph Feßler von St. Pölten, dessen Patrologie mit ihrem staunenswerthen Wissensschatz „eine Fundgrube bildet, aus der alle späteren Arbeiten auf diesem Gebiete geschöpft haben"[3]. Ferner mit dem damaligen Dompropst und spätern Cardinal-Erzbischof von Westminster Edward Henry Manning, der längst in Rom und bei Reisach heimisch war. Abbate Manning, wie ihn der Cardinal zu nennen pflegte, hielt im Frühjahr 1864 in der Kirche Santa Maria di Monte Santo, am Ostende des Corso, während der Fastenzeit an den Sonntag-Nachmittagen eine Reihe von Vorträgen[4]. Das Verhältniß, in welches er zu Janssen trat, ist ebenso einfach wie herzlich bezeichnet durch die drei Worte: „I love you" (Ich liebe Sie) — Worte, die Janssen zeitlebens in dankbarem Gedächtnisse bewahrte. Auch Legationsrath Alfred v. Reumont, den Geschichtschreiber Roms, sah Janssen öfter. Er betrachtete dessen großes Hauptwerk

[1]) Berardi, der einen hervorragenden Antheil an allen wichtigen geistlichen und weltlichen Geschäften des Heil. Stuhles hatte, arbeitete namentlich auf eine Wiederannäherung zwischen dem Heil. Stuhle und Rußland hin und war Mitte der sechziger Jahre als Nuntius für Rußland in nahe Aussicht genommen († 7. April 1878).

[2]) Eine „unbefangene Würdigung der riesenhaften Thätigkeit" Bachs erwartete Janssen, wie er sich später äußerte, „erst von der Zeit, wann Oesterreich wieder einmal in gesunde Bahnen eingelenkt sein und die innere Corruption verwunden haben werde, welche dort seit dem verhängnißvollen Wirken des sächsischen Freiherrn v. Beust alle Lebensgebiete angefressen hat" (Lit. Rundschau 1875, S. 96).

[3]) So Hettinger, Aus Welt und Kirche (3. Aufl.) II, S. 144.

[4]) Vergl. Bellesheim, Manning S. 36.

„gewissermaßen als ein öffentliches Ereigniß, dessen Einfluß auf die Bewegung und Richtung der Geister von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein kann“ [1]).

Bei Papst Pius IX., der an seinen Forschungen regen Antheil nahm und sich bei Reisach wiederholt nach seinem „professore tedesco“ (deutschen Professor) erkundigte, war Janssen dreimal in Privataudienz. In der Abschieds-Audienz überreichte ihm der Heilige Vater eine Medaille, welche auf der einen Seite sein Bild, auf der andern die Fußwaschung Petri enthielt. „Ich pflege diese Medaille“, bemerkte er dabei, wie Janssen am 25. Januar 1864 an Frau Rath Schlosser schrieb, „nur noch [am Gründonnerstage] den dreizehn Aposteln zu geben, aber Sie als Historiker haben auch ein Apostelamt zu erfüllen. Wahrhaftig, es ist eine apostolische Aufgabe, als Historiker thätig zu sein für die Ausbreitung der geschichtlichen Wahrheit, und zwar thätig im Geiste der Liebe und des Friedens.“ Der Heilige Vater hatte die besondere Erlaubniß ertheilt, daß Janssen alles aus dem Vaticanischen Archiv benutzen dürfe; unter der damaligen Verwaltung Theiners war es jedoch schwer, zusammenhängende Serien von Bänden zu erhalten. Janssen benutzte hier hauptsächlich zahlreiche Nuntiaturberichte aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Von Rom aus unternahm Janssen einen mehrwöchigen Abstecher nach Neapel, Sorrent ꝛc.; auf der Rückreise besuchte er Venedig, Florenz, Mailand. Mitte Mai 1864 traf er wieder in seinem geliebten Frankfurt ein.

Mit seinem römischen Gastfreunde, der manche treffliche Eigenschaft, so namentlich die tiefgläubige Frömmigkeit, den ernsten Forschersinn und die Liebe zu den Armen mit ihm theilte, blieb Janssen im Briefwechsel bis zu dessen Tode. Er war dem Kirchenfürsten während des mehrmonatigen Beisammenseins schwer entbehrlich geworden. „Seit Janssens Abreise“, klagte Reisach einer befreundeten Dame am 23. Mai 1864, „fühle ich mich recht vereinsamt. Der tägliche vertraute Verkehr mit ihm, der mir Winter und Frühjahr verschönert

---

[1]) Kath. Bewegung 1872, S. 118.

und erheitert hat, war mir wie zum Bedürfniß geworden. Er lebte voll und ganz in den Herrlichkeiten Roms und hat seinen hiesigen Aufenthalt für seine historischen Forschungen reichlich verwerthet; aber seine bescheidene Stellung in Frankfurt aufzugeben, sich von Deutschland zu trennen und dauernd hier zu bleiben, dazu war er nicht zu bewegen. Für seine deutsche Geschichte, deren Abfassung ihm als eigentliche Lebensaufgabe gilt, hat ihm der Papst wiederholt seinen besondern Segen ertheilt."

„Wohl befähigt zum Verständniß der auf dem Vaticanischen Concil sich begegnenden menschlichen Strömungen", schien Reisach, der bereits seit 1867 Präsident einer der vorbereitenden Commissionen gewesen und am 27. November 1869 von Pius IX. zum ersten Legaten des Concils ernannt worden war, auf diesem zu der wichtigsten Thätigkeit berufen[1]), als er wenige Tage nach der Eröffnung, fern von Rom, in einem Thale von Savoyen, in dem Redemptoristenkloster von Contamine, wohin er sich zu seiner Erholung begeben hatte, am 26. December 1869 tückischer Krankheit erlag. Janssen betrauerte in ihm nicht nur den väterlichen Freund und Gönner, sondern auch eine der festesten Stützen der deutschen Kirche; denn diese „hatte an ihm einen Vertreter bei dem Heiligen Stuhle, in dem die richtige Einsicht mit warmem Eifer und zugleich kluger Mäßigung verbunden war"[2]). Nach Janssens Ueberzeugung würde, wenn Reisach länger gelebt hätte, der Altkatholicismus in Deutschland nicht aufgekommen sein.

---

[1]) Er verfolgte u. a., wie Lady Elizabeth Herbert im Januarheft 1893 der Dublin Review mittheilt, den Plan, dem Concil die Lage der russischen Uniten zu unterbreiten.

[2]) Urtheil von Moufang a. a. O. Vergl. auch Cardinal Steinhuber, Geschichte des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom II, 462 ff.

VIII.

Polenschriften, Böhmer-Biographie, Zeit- und Lebensbilder und Broschüren.

In Rom hatte der gerade im Druck befindliche vierte Band der Theiner'schen Urkundensammlung für die Geschichte Polens mit seinen zahlreichen hochwichtigen, bisher unbekannten Berichten und Actenstücken insbesondere aus der Zeit, da die Theilung Polens sich vorbereitete, Janssen ein solches Interesse eingeflößt, daß er es „als eine lohnende Aufgabe ansah, alles Wesentliche, was sich aus ihnen zu einem richtigen Verständnisse der Ereignisse und der handelnden Persönlichkeiten ergab, in einer ausführlichen Besprechung zusammenzufassen. Aber bald stellte sich dabei von selbst das Bedürfniß eines genauern Studiums auch der übrigen neueren Quellenliteratur über die besagte Periode der polnischen Geschichte heraus", und so erweiterte sich der Plan seiner Arbeit dahin, daß er „auf Grund aller in den letzten Decennien bekannt gewordenen primären Quellen und authentischen Documente", sowie auch der älteren authentischen Mittheilungen über Polen die Genesis der ersten Theilung Polens zur Darstellung brachte. Das angestrebte Verständniß erschien ihm eben doppelt wichtig, weil seit jener „in das europäische Leben so tief einschneidenden Katastrophe" unleugbar „die Revolution ein integrirender Bestandtheil des neuern Staatsorganismus geworden, und sie also in ihren Folgen noch heute wirkt". So entstand denn seine Aufsehen erregende, für die richtige Beurtheilung der Epoche unentbehrliche Arbeit „Zur Genesis der ersten Theilung Polens",

die er zunächst in den „Historisch-politischen Blättern“[1]), dann in einer eigenen Ausgabe[2]) veröffentlichte.

Vor dieser umfassenden Bearbeitung, welche das Verhältniß sämtlicher europäischen Mächte zu Polen erörtert, gab er noch den vorwiegend das russisch-polnische Verhältniß gedrängter behandelnden Vortrag: „Rußland und Polen vor hundert Jahren“ als Flugschrift heraus[3]). „Ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse und politische Fragen der Gegenwart“ weist er hier an dem thatsächlichen Verlaufe der Ereignisse nach, was es namentlich mit den damals, unmittelbar nach der Niederwerfung des Polenaufstandes, so beliebten Behauptungen auf sich hatte: Polen habe durch inneres Verderbniß und Anarchie die Theilungsmächte zu ihrem Vorgehen förmlich genöthigt; Rußland dagegen habe niemals die polnische Nationalität und die Kirche Polens antasten wollen, sondern sei zu seinen, nur Bürgerglück und die Förderung wahrer Freiheit und Humanität bezweckenden Maßregeln lediglich durch Nothwehr gezwungen worden. Thatsächlich jedoch war, wie Janssen nach der einen Seite zeigt, der erste Gedanke an die Theilung Polens von Berlin ausgegangen, und Katharina II. hatte, nachdem sie durch Gattenmord des russischen Thrones sich bemächtigt, zur Ableitung der unruhigen Elemente im Innern nach außen, sofort an eine Unterwerfung Polens gedacht; der russisch-preußische Bündnißvertrag vom 11. April 1764 aber, zwischen der Czarin und König Friedrich II., hatte nicht nur „gleichsam das Todesurtheil Polens ausgesprochen“, sondern in der Folge „auch unheilbringend auf die übrigen europäischen Völker gewirkt, weil er das Muster abgab für alle späteren Tractate, durch welche schwächere Staaten von den diplomatischen und militärischen Mitteln der stärkeren abhängig wurden“. Wie

---

[1]) Bd. 55 (1865, I) S. 249 ff. 345 ff. 417 ff. 505 ff. 605 ff. 689 ff. 781 ff.

[2]) Freiburg 1865, gr. 8°. VII und 186 S.

[3]) Frankfurt 1864, gr. 8°. 32 S.; 4. Aufl. 1890. Eine französische Uebersetzung erschien 1865 in Brüssel (V. Devaux et Cie.,) unter dem Titel: La Russie et la Pologne il y a un siècle.

Janssen dann nach der andern Seite nachweist, hat Rußland seit hundert Jahren einen grundsätzlichen Vernichtungskampf gegen die katholische Kirche Polens geführt: bereits Katharina II. hatte, um diese von Rom zu trennen, die neuerdings wieder aufgenommene Aufrichtung einer polnischen Nationalsynode ins Auge gefaßt, und um ihr Vorgehen gegen die Katholiken und auch gegen die Juden in Polen zu rechtfertigen, sich auf die „geheiligten Rechte der Humanität" berufen. Sie hatte dergestalt lange vor der französischen Revolution genau so wie ein Danton und ein Robespierre die Grundsätze der „Freiheit und Gleichheit" verkündigt, zur Durchführung ihrer „Freiheit und Gleichheit" aber binnen dreizehn Monaten in Polen nicht weniger als 170 000 Katholiken und Juden, meist Greise, Frauen und Kinder, morden lassen[1]).

Hatte Janssen bisher sich vorzugsweise in mehr oder minder entlegenen Zeiträumen bewegt, so griff er nunmehr mit

---

[1]) Janssen hat auch verschiedene neuere Geschichtswerke über Polen in Literaturblättern zur Anzeige gebracht. Vergl. z. B. (Bonner) Theol. Literaturbl. 1866, Sp. 332 ff.; 1869, Sp. 69. An der letztgenannten Stelle berichtet er folgende Aeußerung, die einmal ein edler polnischer Emigrant, dessen Familie durch den russischen Henker furchtbar mißhandelt und gequält worden war, an ihn gethan hatte: „Erst wenn wir Polen alle Sünden unserer Vergangenheit gehörig erkannt und bereut haben und durch Druck und Leiden ein nicht bloß opfermuthiges, sondern auch politisch befähigtes Volk geworden sind, werden wir auf eine bessere Zukunft rechnen können." „Auch ein politisch befähigtes Volk", wiederholte dann der Pole „wie mit einem Gefühle des Schmerzes, als wenn er an diese Befähigung noch so recht nicht glauben könne". An die politische Befähigung eines in Paris lebenden polnischen Emigrantenführers, der ihn auf die in seiner Schrift über Polen bekundete Polenfreundschaft hin zu Gunsten der polnischen Sache zu Geldsammlungen in Freundes- und Bekanntenkreisen veranlassen wollte und dabei die Erwartung aussprach, er werde für diesen Zweck ja leicht seine 12000 Gulden zusammenbringen können, glaubte Janssen jedenfalls nicht. Der einfache Professor war froh, daß er mit dem für die Schrift verdienten Honorar sich den Luxus eines bescheidenen Pelzmantels gestatten konnte, welchen er bis an sein Lebensende trug und zur Erinnerung an den Erwerb den „polnischen Pelz" benannte.

schöpferischer Meisterhand in die Gegenwart und in die unmittelbare Vergangenheit hinein und schuf seine Böhmer-Biographie, die für alle Zeiten als Muster eines deutschen Gelehrtenlebens gelten wird: „Johann Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften"[1]. Nach so vielerlei Richtungen wirkt sie belehrend, anregend und befruchtend, daß man ein erschöpfendes Urtheil darüber nicht wohl in einige kurze Worte zusammendrängen kann. Mit Recht hat man auf sie das Wort angewandt, welches Lappenberg seinerzeit von Böhmers Kaiserregesten geäußert: „Ich weiß nicht, was mir an dem Werk lieber ist: das, was es gibt, oder das, wozu es die Kraft der Anregung für alle Zukunft in sich trägt und Männer von vaterländischer Gesinnung zu ernster Thätigkeit anspornt." An diesem „Leben" wird fortan schwerlich einer vorbei können, der sich über die Geschichte der historischen Forschung in Deutschland oder über den rechten Geist und die richtige Methode historischer Forschung unterrichten will. Ganz besonders nutzbringend in der genannten Hinsicht sind die beigegebenen Briefe Böhmers (Bd. II und III), die einen unvermittelten Einblick in die geistige Werkstätte des unablässig thätigen Forschers gestatten.

Es hatte ursprünglich in Janssens Plan gelegen, die im Nachlasse Böhmers befindlichen Briefe von Friedrich Rückert an Böhmer in der Lebensbeschreibung vollständig abzudrucken; zu Gunsten der Rückertbiographie von Konrad Beyer[2]) stand er jedoch hievon ab. Nachträglich fand er sich

---

[1]) 3 Bde., Freiburg 1868, gr. 8°. XX und 476, XXII und 533, XXI und 489 S.

[2]) Als Romanschriftsteller und Verherrlicher der Freimaurerei bekannter unter dem Namen C. Byr. Schade, daß Janssen das ergötzliche Selbstlob nicht kannte, welches Beyer beispielsweise in dem „Literarischen Deutschland" von Adolf Hinrichsen (2. Aufl. Berlin 1891) zum besten gegeben hat. Rühmt er selbst sich doch hier als den „Begründer einer Rückert-Literatur" wie auch „einer Wissenschaft der Poetik"; ihm sei der wissenschaftliche Ausbau einer deutschen Betonungslehre vorbehalten gewesen, die „in stolzer Befriedigung zum ersten Male den Satz aussprechen konnte: Das in der neuhochdeutschen

allerdings veranlaßt, darüber öffentlich sein Bedauern auszusprechen[1]), nachdem Beyer zum Danke für Janssens Entgegenkommen diese Briefe nicht nur uncorrect mitgetheilt, sondern auch noch zu gehässigen Ausfällen gegen den „ganz in die Hände der Ultramontanen gefallenen", durch seine „pfäffische Umgebung" verdorbenen Böhmer mißbraucht hatte.

Um auch weitere Kreise mit dem vorbildlichen Forscherleben des väterlichen Freundes und Meisters vertraut zu machen, gab Janssen im Jahre 1869 noch eine kürzere selbständige Lebensschilderung heraus unter der Aufschrift: „Johann Friedrich Böhmers Leben und Anschauungen"[2]). Das Buch sollte keinem studirenden Jüngling unbekannt bleiben. Besonders schätzte dasselbe der selige Verlagsbuchhändler Benjamin Herder; dieser suchte es zumal jungen Leuten in die Hände zu bringen, weil ihm erzählt worden war, daß ein Student, der bisher die Arbeit geflohen hatte, von der Stunde an, da er das Buch gelesen, anfing wieder zu arbeiten und infolge davon überhaupt sich umzuändern[3]).

Unser Staunen vor Janssens Schaffenskraft wächst, wenn wir erwägen, daß neben all den eben angeführten Arbeiten, trotz der häufigen nothgedrungenen Unterbrechungen, die sein schwacher Gesundheitszustand nöthig machte, die Vorbereitungen für sein großes Lebenswerk ihren stetigen Fortgang nahmen und er außerdem Zeit fand, in dem katholischen Vereinsleben und in der periodischen Literatur eine äußerst fruchtbare Thätigkeit zu entfalten. Die zahlreichen geschichtlichen, literar- und sittengeschichtlichen Beiträge, die er vornehmlich in den „Historisch-politischen Blättern"[4]) und im „Katholik" in classisch

---

Metrik zu beachtende Gesetz darf nur das der Accentqualität sein" u. s. w. (S. XXIV und S. 116).

[1]) Theol. Literaturbl. 1868, Sp. 699 f.

[2]) Freiburg 1869. 8. XII und 358 S.

[3]) P. Weiß, Benjamin Herder S. 130.

[4]) Diese verdankten ihm nach einer Redactionsbemerkung „von 1860 an eine ansehnliche Reihe größerer historischer Essays, charakteristischer Zeit- und Lebensbilder und literarischer Besprechungen, im

schöner Form niedergelegt hat, stehen, wie alles, was aus seiner Feder hervorgegangen, auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung und zeugen von seltener Belesenheit. Einige dieser Studien- und Lesefrüchte, sowie verschiedene Vorträge, sind in eigenen Broschüren wiedergegeben, andere seiner „Geschichte" einverleibt, andere wieder auf Veranlassung seines „lieben" August Reichensperger zu der lehrreichen Sammlung der „Zeit- und Lebensbilder" vereinigt[1]).

„Ich habe es", schrieb er am 18. Januar 1875 an einen jungen Freund, „bei der bloßen Arbeit über die deutsche Geschichte nicht mehr aushalten können und gebe bei Herder ‚Culturhistorisches' heraus, einen Band meiner früheren Aufsätze, gepfeffert, gegen Culturkampf und Borussenthum." Zur Beleuchtung von „Culturkampf und Borussenthum" hätte er in der That nicht leicht eine geschicktere Auswahl von Charakterköpfen treffen können als in diesen „Beiträgen zur vergleichenden Culturgeschichte". An der Hand der vertraulichsten Mittheilungen und Bekenntnisse zeichnet er die gefeiertsten Bannerträger der von dem Christenthum losgelösten modernen Cultur nach dem Leben, in ihrer ganzen Charakter- und Sittenlosigkeit. Wie klein und jämmerlich erscheinen diese Götzen ohne die berückende Larve! So z. B. die vielbewunderte „Culturdame" Karoline mit den „Unsterblichen" unserer classischen National-Literatur; der „Fürst deutscher Bildung", Alexander v. Humboldt; der Verkünder trostlosen Nihilismus, Arthur Schopenhauer, und gar der frivole Wüstling, Fürst Pückler-Muskau, der „fast mit dem ganzen Gothaischen Kalender" im brieflichen Verkehre stand! Um so lauterer muthen die gottesgläubigen Gestalten des großen Geographen Karl Ritter, des hochstrebenden Dichters Joukoffsky und des echten, kerngesunden deutschen Kapuzinerpaters

---

ganzen reichlich über ein halbes Hundert der gehaltvollsten Beiträge". Bd. 109 (1892, I) S. 750.

[1]) 1.—3. Aufl. in 1 Band: 1. Aufl. 1875, XXI und 522 S.; 2. mehrfach umgearbeitete Aufl. 1876, XXII und 521 S.; 3., vermehrte Aufl. 1879, XXIV und 535 S.; 4., bedeutend vermehrte Aufl., in 2 Bdn., 1889, XXIII und 405, XII und 380 S.

Franz Borgias Fleischmann an. Unter den preußischen Staatsmännern, die er vorführt, sind wohl die ausgeprägtesten Köpfe ihrer Art der polternde, niedrig gesinnte Bundestagsgesandte Ferdinand Friedrich v. Nagler, der engherzige, aber doch ehrenhafte Theodor Heinrich Rochus v. Rochow und der hochmüthige, heuchlerische, vom giftigsten Katholikenhasse geblähte Christian Karl Josias Freiherr v. Bunsen.

Die Sammlung bestand in der ersten Auflage aus zwölf Bildern; in der dritten Auflage fiel das zum Theil grauenhafte Bild des Fürsten Pückler-Muskau weg; die vierte, in zwei Bänden ausgegebene wurde durch drei weitere Bilder vermehrt, durch jene des verdienten Socialpolitikers Victor Aimé Huber, des geistigen Vaters des Protestantenvereins Richard Rothe und des Maler-Dichters Adalbert Stifter. Zuerst war es Janssens Absicht gewesen, noch einen weitern Band, der „auch Ungedrucktes oder fast ganz bisher Ungedrucktes enthalten" sollte, folgen zu lassen und diesen mit dem in der illustrirten katholischen Familienzeitschrift „Alte und Neue Welt"[1]) veröffentlichten Aufsatz: „Aus dem reichs-

[1]) 1875, S. 539 ff. 571 ff. Außer mehreren damals ungedruckten Abschnitten aus seiner „Geschichte", wie „Aus den Zeiten deutscher Reformation" (1876, S. 6 ff.); „Erasmus von Rotterdam" (1879, S. 310); „Protestantisirung des Herzogthums Sachsen und des Kurfürstenthums Brandenburg seit 1539" (1882, S. 116 ff.); „Die Grumbach-Gothaische Verschwörung zum Umsturz der Reichsverfassung" (1885, S. 395 ff.); „Aus dem Kölner Kriege von 1582—1584" (1886, S. 59 ff. 87 ff. 108 ff.); „Die Ereignisse in Donauwörth bis zum Jahre 1608. Ein Vorspiel des Dreißigjährigen Krieges" (1886, S. 727 ff.), erschienen hier noch theils mit Namen, theils ohne Namen von ihm: „War Albrecht Dürer katholisch?" (1875, S. 646 ff.); „Wie im katholischen Mittelalter in Deutschland Kunstwerke entstanden" (1876, S. 356 ff.); „Friedrich Leopolds von Stolberg Rückkehr zur katholischen Kirche" (1877, S. 183 ff.); „Ein kindlicher Dulder" (Bericht der Gräfin Sophie zu Stolberg über Leben und Tod ihres kleinen Franz, 1877, S. 183 ff.); „Aus dem Zeitalter der Kirchentrennung" (über die „Reunionsbestrebungen" ꝛc. von Pastor, 1881, S. 7 ff.); „Die landesherrliche Jagd im 16. Jahrhundert und ihre volks-

städtischen Leben im vorigen Jahrhundert" einzuleiten. In der Folgezeit mußte er es jedoch bei der immerhin wesentlichen Erweiterung der vierten Auflage bewenden lassen. Ebenso kam er nicht mehr dazu, für die einzelnen „Zeit- und Lebensbilder", wie er es fest vorgehabt, noch die neueste Literatur vollständig zu verwerthen.

Als Flugschriften erschienen von ihm, im Jahre 1863: „Die Kirche und die Freiheit der Völker"; 1865: „Rußland und Polen vor hundert Jahren" und „Gustav Adolf in Deutschland"; 1867: „Das Papstthum in der Geschichte" (neu herausgegeben 1892) und „Karl der Große"; 1868: „Der Kapuziner Franz Borgias"; 1872: „Berlins sittliche und sociale Zustände" (anonym); 1873 (der Nachruf auf Inspector H. A. Wedewer): „Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten". Die ebengenannten Schriften über Rußland und Polen, Gustav Adolf, Karl den Großen und P. Borgias veröffentlichte er zuerst in der Sammlung des auf der Würzburger Generalversammlung von 1864 begründeten „Katholischen Broschüren-Vereins", den jetzigen „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren", welche unter der Leitung von Thissen, Janssen und Haffner ausgegeben und noch vor Jahresschluß auf die Höhe von 16000 Abonnenten gebracht wurden. Die ersten drei wurden Weihnachten 1890 in vierter Auflage zu dem Sammelbändchen „Drei geschichtliche Vorträge" (Frankfurt, 8°. 133 S.) vereinigt; diejenige über P. Borgias, wie schon gemeldet, den „Zeit- und Lebensbildern" einverleibt.

Die Flugschrift „Die Kirche und die Freiheit der Völker" enthält die geistvolle Rede, die Janssen am 21. September 1863 in der ersten öffentlichen Sitzung der 15. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands

wirthschaftliche Bedeutung" (1885, S. 10 ff. 42 ff.). Der letztgenannte Aufsatz beweist zugleich, wie früh schon Janssen einzelne Abschnitte des siebenten und des achten Bandes seiner „Geschichte" ausgearbeitet hatte.

zu Frankfurt am Main hielt, jener denkwürdigen Versammlung, welche außer der seinigen noch von so mancher andern Zierde des katholischen Deutschlands die Erstlingsrede zu verzeichnen hatte. Sprachen doch hier zum ersten Male bei ähnlichem Anlasse Professor Haffner, der nachmalige Bischof, — über die Lebensfrische der Kirche; Franz Hülskamp, der Mitbegründer und tonangebende Leiter des „Literarischen Handweisers“, — über die „gegenwärtige“ Lage der katholischen Presse in Deutschland; der jugendliche Freiherr Georg v. Hertling — über die katholischen Studentenvereine; der streitbare Freiherr v. Schorlemer-Alst — über den St. Vincentiusverein. Janssens Rede gipfelte in dem geschichtlichen Nachweise, daß die Kirche es war, welche den Völkern die Freiheit gebracht hat: nicht minder die persönliche Freiheit, „das Grundprincip unserer modernen Civilisation“, als die Integrität des Familienlebens, „das eigentliche Palladium unserer gesellschaftlichen Zustände“. In farbenreichem Gemälde schilderte er die Verdienste der mittelalterlichen Kirche insbesondere um die Abschaffung der Sklaverei und ihre großartige Liebesthätigkeit. Gewiß hatten, so führte er unter anderm aus, auch die „Feudalherren des Mittelalters ihre ‚armen Leute‘; auch die Bischöfe und Stifter hatten ihre ‚armen Leute‘, und es mögen, trotz der guten Gesetze, auf Kosten der Armen manche Gewaltthätigkeiten verübt worden sein; aber gleichwohl hat sich auf die Nachwelt ein Sprüchwort verpflanzt, welches heißt: ‚Unter dem Krummstab ist gut wohnen.‘ Auch unsere modernen Barone der Industrie haben ihre ‚armen Leute‘, und es dürfte noch zweifelhaft sein, ob die Nachwelt von einem Sprüchwort hören wird: ‚Unter dem Ellenstab ist gut wohnen!‘“ Bei aller Vorliebe für die großen Jahrhunderte des Mittelalters jedoch will er dieses nicht preisen auf Kosten unserer gegenwärtigen Zustände:

„Wir wünschen nicht zurück die ‚gute alte Zeit‘,
Wir wünschen nur der Ahnen kräftig Walten,
Den Lehnsdruck nicht und nicht des Ritters Eisenkleid,
Den tapfern Glauben nur, die deutsche Treu' der Alten.“

Er will nicht preisen „jene Zeiten, wo die Sechszehnahnenkinder

den deutschen Episkopat ausdörrten", sondern nur jenes Mittelalter, „welches eine Periode großer Charaktere, lebensvoller Institute war, eine Periode des Glaubens und der Kraft; wo der Glaube alles belebte und beleuchtete; wo sich die Kirche aller gesunden Ideen bemächtigte und die Gesittung und Freiheit der Menschheit entwickelt hat". Noch jetzt seien die Mittel der Kirche dieselben, ihre Hilfsquellen unversiegbar, und noch jetzt bedürfe die Welt der Kirche wie ehedem. Allerdings hat die Kirche ihren weltlichen Glanz verloren; „aber die Kirche braucht keinen weltlichen Glanz. Die Kirche hat ihre Vorrechte verloren; aber die Kirche braucht keine Vorrechte — die Kirche braucht nur Freiheit. Die Kirche braucht keinen Anschluß an die absolute Gewalt, die jeder Zeit nur der Kirche geschadet hat; die Kirche braucht keine Stütze und Hilfe der Polizei und des Staates, der den Klerus als schwarze Polizei zu benutzen sucht. Die Kirche braucht am wenigsten jetzt noch Privilegien, wo fast alle übrigen Privilegien gefallen sind, und wo — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — was noch von ihnen aufrecht steht, von der modernen Gesellschaft eingesargt werden wird ‚auf Nimmerwiedersehen'. Die Kirche braucht nur eines," so schloß er unter rauschendem Beifalle mit den Worten Fenelons, „die Kirche braucht unter Hilfe des Höchsten, die ihr niemals fehlen wird, lebensvolle Entwicklung und deshalb Freiheit, Ordnung unter dem Gesetz und dadurch Fortschritt, und Liebe für alle."

In der Flugschrift über Gustav Adolf legt Janssen sich die Fragen vor: „1. Aus welchen Gründen begann Gustav Adolf den Krieg gegen Kaiser und Reich, und was wollte er in Deutschland? 2. Wie verfuhr Gustav Adolf in Deutschland?" und beantwortet sie „durch geschichtliche Thatsachen, die wir nicht aus trüben parteiischen Quellen, sondern aus dem eigenen Munde des Königs, aus unwiderleglichen Actenstücken und aus Berichten von gleichzeitigen Schriftstellern kennen lernen, die dem Schweden gewogen oder wenigstens nicht feindlich gesinnt waren". Das Ergebniß seiner gründlichen, in lichtvollster Darstellung verarbeiteten Untersuchungen läßt

sich dahin zusammenfassen, daß Gustav Adolf unter dem Aushängeschilde der „deutschen Freiheit“ und der „evangelischen Mission“ in Deutschland einen politischen Eroberungskrieg führte, mit dem letzten und höchsten Ziele der Errichtung eines erblichen, unumschränkten schwedisch-protestantischen Kaiserthums. Janssen steht deshalb nicht an, zum Schlusse den deutschen Gustav-Adolf-Feierern gegenüber zu behaupten: „Wer in Deutschland Gustav Adolf feiern will, muß auch Napoleon feiern, ja die Feier Napoleons wäre eine geringere Sünde gegen das deutsche Nationalgefühl und die Ehre der Nation, als die des schwedischen Eroberers. Mit dem Namen Napoleons verbindet sich wenigstens keine Erinnerung an innere religiöse Kämpfe, vielmehr die Erinnerung an eine Zeit, da die Deutschen unter dem Druck eines fremden Eroberers sich vor Gott beugen; wo sie beten lernten, ihr religiöses Leben kräftigten und dann ohne Unterschied der Confessionen treu zusammenstanden und den fremden Eroberer bannten: mit dem Namen Gustav Adolfs ist dagegen unzertrennbar die Erinnerung an den innern religiösen Hader von Deutschen gegen Deutsche verknüpft, welchen der Schwede wachrief, welchen er als Mittel für seine Eroberungszwecke benutzte: ein Hader, der uns in Folge des dreißigjährigen Krieges nicht bloß Gut und Blut gekostet, sondern der auch eine Schwächung des religiösen Sinnes, eine kalte glaubenslose Gleichgültigkeit in den höchsten Fragen des Lebens, oder eine starre Verknöcherung oder eine pietistische Süßlichkeit und Hypochondrie erzeugt hat, an deren Wirkungen wir noch heute leiden.“ [1])

Mit welch ersichtlicher Liebe hat Janssen hingegen das „Riesenbild“ Karls des Großen gemalt, „des erhabensten Herrschergenius unserer Geschichte“! „Kein Herrscher hat seit seinen Tagen“, so rühmt er von ihm, „nach einem höhern

[1]) Dessen geschichtl. Vorträge, S. 90 und 91. „Napoleon I.“, heißt es ebenda (S. 47) über den Schwedenkönig, „empfahl das Leben dieses gewaltigen Mannes vor allem deshalb zu einem besondern Studium, weil er es verstanden habe, sich sogar die Bewunderung jener zu erwerben, auf deren Nacken er seinen Fuß gesetzt.“

Ruhme gerungen, als dem ‚großen Franken' an die Seite gesetzt zu werden. Wie viel auch unter seinen Nachfolgern von seinem Werk zu Grunde ging, so hat doch sein großartiges kirchlich-politisches System auf viele Jahrhunderte hinaus die Geschicke der abendländischen Christenheit bestimmt. ‚Die Keime des Lebens, die er in den Ackergrund und in die Seelen der Menschen gesenkt hat, überdauerten', sagt ein Geschichtschreiber, ‚die Verwüstungen der nächsten Folgezeit, und mit der Ordnung, welche er den Deutschen gab, beginnt die selbständige Zeit deutscher Geschichte.' Obgleich sein Reich so viele Länder umspannte, stets blieb er ein Deutscher in Herz und Sinn, ‚stahlhart und kindesweich, bildungsbedürftig und nachdenklich, von milder Klarheit des Urtheils und behaglicher Hingabe an die Stunde; er war wohl der größte Fürst von deutschem Blut, den die Geschichte kennt'. Darum hat ihn unser Volk auch nie vergessen können; unverwüstlich hat sich sein Bild dem Gedächtniß aller späteren Zeiten eingeprägt, und Sage und Poesie hat ihn als den ‚wundersamsten aller Erdgeborenen' wundersam verherrlicht." [1])

Das Schriftchen „Berlins sittliche und sociale Zustände" [2]), das zuerst in den „Historisch-politischen Blättern" [3]) erschien, erlebte in wenigen Wochen drei Auflagen. Es würde

---

[1]) Drei geschichtl. Vorträge S. 36 f. Wie hoch die kleine Schrift noch heute auch in Fachkreisen gewerthet wird, möge das Urtheil des Lütticher Geschichtsprofessors Godefroid Kurth, des Verfassers der ‚Origines de la Civilisation moderne', bekunden. Als er von Janssen ein Exemplar seiner „drei geschichtlichen Vorträge" erhielt, drückte er ihm, wie er uns gütigst mittheilt, sein Erstaunen und seine Bewunderung aus „über seine gründliche und erschöpfende Behandlung der historischen Persönlichkeit Karls des Großen", und sagte ihm, was er uns auch nachträglich bestätigte, daß er nach mehrjährigen Studien in seinen ‚Origines' etc. zu eben denselben Ansichten gelangt sei, die Janssen in seiner Abhandlung zum Ausdruck brachte; bei dieser Gelegenheit habe er sich zugleich überzeugen können, „wie gewissenhaft auch diese kleine Arbeit angelegt, und wie rasch und meisterhaft der Gegenstand erfaßt worden war".

[2]) Freiburg, 12°. 60 S.

[3]) Bd. 69 (1872, I), S. 128 ff. 184 ff. 263 ff.

sich lohnen, die hier lediglich „nach Berliner Berichten" gegebenen Ausführungen einer Nachprüfung auf unsere Tage zu unterziehen; eine solche würde sicherlich Janssens socialpolitischen Weitblick glänzend bewähren.

In verschiedenen Blättern und Zeitschriften lieferte er im Laufe der Zeit hierzu noch mancherlei Nachträge. So entwarf er beispielsweise in einem mittelrheinischen Centrumsblatt unterm 22. December 1873 das folgende, durch die seitherige Entwickelung der Dinge lediglich bekräftigte Berliner Sittenbild: „‚Die Metropole der Intelligenz', hieß es vor kurzem in der ‚Saturday Review', ‚ist in Deutschland allmählich die Metropole des modernen Heidenthums geworden.' Ein schneidendes, aber wahres Wort! Welche Mühe kostet es dem hiesigen Magistrate, daß die gewöhnlichen Leute nur noch ihre Kinder taufen lassen! Weil von diesen Leuten vielfach geklagt worden, daß sie keine Pathen bekommen könnten, so werden Zwangspathen vom Magistrate requirirt, und für die Ausübung dieser neuen Bürgerpflicht gibt es bereits gedruckte Zettel, ein Zeichen, daß die Bürger schon häufig zu einer solchen Pflicht berufen werden müssen. Nur in sehr seltenen Fällen sucht man noch die Begleitung der protestantischen Prediger für Begräbnisse nach; die wenigen Kirchen sind selbst an hohen Festtagen erschreckend leer. Merkwürdig ist, daß schon vor vierzig Jahren und länger Richard Rothe, der eigentliche geistige Vater des Protestantenvereins, diese völlige Entchristlichung Berlins voraussagte." [1])

---

[1]) Vergl. auch Zeit- und Lebensbilder (4. Aufl.) I, 348 ff. Ferner die Schilderung von der „Corruption im Lande Bismarckanien" in der „Katholischen Bewegung" 1874, S. 138. In dieser, von uns wiederholt beigezogenen Monatsschrift hat Janssen, nach einer gütigen Mittheilung ihres frühern Redacteurs, Herrn Pfarrers Dr. Heinrich Rody in Oestrich, in den Jahren 1871 bis 1876 eine Reihe von kleineren und größeren Beiträgen geliefert; so noch 1871, S. 147 ff.: „Radowitz über Oesterreich und Deutschland"; 197 ff.: „Gutzkow und Garibaldi"; 1872, S. 118 ff.: „Reumonts Geschichte der Stadt Rom"; S. 234 ff.: „Graf Friedrich Leopold v. Stolberg"; S. 444 f.: (Reichenspergers)

Ueber eine weitere Reihe von „Erholungen“ — denn alle die neben seinen anstrengenden Fachstudien herlaufenden Arbeiten bezeichnete Janssen stets als „Erholung“ — ein läßlicher im folgenden Abschnitt!

„Phrasen und Schlagwörter“; 1873, S. 315 ff.: „Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte“; 1875, S. 251 ff.: „Bernhard v. Meyers Denkwürdigkeiten“; 1876, S. 481 ff.: „Zur Geschichte der ältern preußischen Kirchenpolitik“. Dann verschiedene Beiträge „zur Signatur des dermaligen deutschen Protestantismus“, nach protestantischen Stimmen; so 1873, S. 73 ff.: „Die innere Selbstauflösung des Protestantismus“; S. 159 ff. 224 ff.: „Bankrotterklärung des Prot.“; 1873, S. 453 ff. und 1874, S. 18 ff.: „Aus protestantischem Heerlager“; 1874, S. 320 ff. 358 ff.: „Die Abnahme des Studiums der Theologie und die moderne Cultur“. „Die Selbstauflösung des Protestantismus in Deutschland“, urtheilt er am Schlusse des letztgenannten Artikels (S. 366), „ist in unseren Tagen in ihr letztes Stadium getreten und durch kein Mittel mehr aufzuhalten. In allen Schichten der Gesellschaft macht unter den Protestanten der Unglaube reißende Fortschritte; tritt aber, was wir zuversichtlich hoffen dürfen, für das deutsche Volk wieder einmal eine Periode des Glaubens ein, so werden die Ungläubigen nicht wieder Protestantisch-Gläubige werden, sondern sie werden sich der katholischen Kirche zuwenden. Im Norden Deutschlands bereitet sich an vielen Orten schon jetzt eine gewaltige Wendung vor.“ Von der Gesamtheit des Volkes freilich erwartet er die Rückkehr zu dem „alten Glauben“ „nicht eher, als bis der ‚neue Glaube‘, d. h. die Gott- und Religionslosigkeit, wie sie leider jetzt auch von leitenden Kreisen geschützt und gefördert wird, auf unser armes deutsches Vaterland dieselben Strafgerichte herabgezogen, wie sie Gott über das französische Volk in der Revolution vom Jahr 1789 verhängte“ (a. a. O. 1873, S. 230).

IX.

Weitere Arbeiten aus den Jahren 1868—1876.

Von den mannigfaltigen in Zeitschriften zerstreuten, vielfach unbekannten oder vergessenen kleineren Arbeiten Janssens verdienen vor allem Berücksichtigung seine literarischen Anzeigen in dem Bonner „Theologischen Literaturblatt“ vom Jahre 1868 ab, die uns wiederum über seine Anschauungen auf den verschiedenartigsten Gebieten reichen Aufschluß liefern.

In einer Anzeige der Schrift von Karl Menzel über den Mainzer Erzbischof Diether von Isenburg (1868, Sp. 334 ff.) erzählt er, daß er sich früher „aus dem 15. Jahrhundert nicht weniger als 90 notorische Vertragsbrüche deutscher Fürsten verzeichnet“ und deren Zahl aus Menzels Schrift jetzt noch um einige vermehrt habe. Das „Bedürfniß einer Reform an Haupt und Gliedern war“, wie er unter anderm hier entwickelt, „im 15. Jahrhundert in der Kirche wie im Reiche unzweifelhaft sehr groß; aber gerade diejenigen, welche am lautesten den Ruf nach Reform erhoben und fortwährend die Worte Friede und Eintracht, deutsche Treue und Ehrlichkeit, Wohl der Unterthanen u. s. w. im Munde führten, nämlich die weltlichen und geistlichen Fürsten des Reichs, verschuldeten durch ihre ewigen Streitigkeiten, Kriege und Raubzüge am allermeisten selbst die innere Zwietracht, die allgemeine Unsicherheit, die Gefährdung von Handel und Verkehr; sie vorzugsweise ließen es an Treue und Ehrlichkeit fehlen und errötheten nicht, mit Eiden und feierlichen Verträgen wie mit Würfeln zu spielen“. Nur zu gut begründet findet er darum den Wunsch eines damaligen Chronisten: „Ach hätten wir nur einmal einen mächtigen Kaiser, einen Mann mit dem

Schwerte des großen Carolus, der den fürstlichen Raubvögeln die Krallen beschnitte! Von ihnen droht uns pernicies patriae, pernicies populi, detrimentum unitatis ecclesiae" (Verderben des Vaterlandes, Verderben des Volkes, Vernichtung der kirchlichen Einheit). „An der pernicies patriae und der pernicies populi", fügt Janssen selbst dann bei, „konnte das Fürstenthum mit fast ununterbrochenem Erfolge arbeiten seit jenem verhängnißvollen 1. Mai 1308, an welchem unser letzter großer Kaiser als Martyrer für die Einheit des Vaterlandes durch Meuchelmord fiel; für das detrimentum unitatis ecclesiae begann die Arbeit deutscher Fürsten und ihrer Hofjuristen im 16. Jahrhundert." Aus seiner „Gallerie fürstlicher Spitzbuben" hat er später einige (auch in seine deutsche Geschichte aufgenommene) Cabinetstücke in den „Historisch-politischen Blättern" ausgestellt, unter der Aufschrift: „Aus dem Leben deutscher Fürsten im 16. Jahrhundert"[1]).

Besonders einläßlich hat Janssen (Theol. Literaturblatt 1868, Sp. 715 ff.) das Werk des nunmehr auch verewigten Sebastian Brunner: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II." besprochen, in welchem „zum ersten Male das Verhältniß Josephs II. zur katholischen Kirche ganz quellenmäßig behandelt" wird. Wie er mit dem alten Görres überall stimmt „für die frische grüne Wahrheit ohne Furcht", so hebt er hier nachsichtslos hervor, wie an den bedauernswerthesten kirchenfeindlichen Maßnahmen des Kaisers „gerade Persönlichkeiten des mächtigen und hochgeborenen Klerus die größte Schuld tragen theils durch Handlangerdienste und anderes thätiges Mithelfen bei der Vergewaltigung, theils durch Connivenz und beklagenswerthe Menschenfurcht, die vor allem ihr eigenes Interesse zu wahren sucht und nicht gesonnen ist, der Kirche mit dem Aufopfern der persönlichen Interessen einen Dienst zu erweisen". — „Wie Cardinal Herzan", führt er darauf näher aus, „in Rom aus allen Kräften dahin wirkte, die Kirche dem sogenannten ‚höchsten

---

[1]) Bd. 77 (1876, I), S. 351 ff. 428 ff. Vergleiche auch: An meine Kritiker S. 191.

Staatszwecke' als eine Art polizeilicher Anstalt ganz und gar unterzuordnen, so fanden sich auch im Kaiserstaat selbst Bischöfe genug, welche die kirchenfeindlichsten Gewaltacte des Staates fördern halfen, und mehrere derselben gingen in ihren Hirtenbriefen in servilster Connivenz gegenüber den neuen Hofdecreten noch weiter, als der Kaiser verlangte." Unsäglich traurig sind die Beispiele, an welchen Janssen darthut, wie „diese hochgeborenen geistlichen Hofschranzen an den Kirchengesetzen nach Belieben modelten", hingegen „für die Staatsgesetze die Heiligkeit, die heilige Erfüllung derselben in Anspruch nahmen". „Diese Servilität gegen den Staat", klagt er, „diese ‚allertiefdemüthigste Ehrfurcht' vor dem papiernen Regiment der weltlichen Bureaukratie und vor der hohen Weisheit der Polizei hatte als allerschlimmste Wirkung in Oesterreich, wie anderwärts, das Entstehen und Aufblühen eines kirchlichen Bureaukratismus im Gefolge, eines Actenregiments und bloßen Rubrikendienstes innerhalb der kirchlichen Verwaltung selbst, wodurch der Kirche mehr geschadet, wodurch mehr gesunde Säfte aufgezehrt und mehr Quellen des religiösen Lebens abgegraben wurden, als durch alles Hineinregieren des Staates in kirchliche Angelegenheiten und durch alle ‚papierne Thätigkeit der staatlichen Schreiberseelen'. Das Aufblühen eines herrischen kirchlichen Bureaukratismus (‚des schlimmsten, den es gibt', sagte uns vor Jahren einer unserer edelsten und thatkräftigsten Bischöfe) und ‚die kranke Sucht, die Kirche Gottes durch bloße Erledigung von Actennummern regieren zu wollen', ist die eigentlich traurigste Kehrseite der Servilität kirchlicher Würdenträger gegen die Omnipotenz des Staates und dessen Allerhöchste Erlasse und Hofdecrete." Janssen hielt es deshalb für „sehr wünschenswerth", daß gerade „diese Kehrseite einmal gehörig beleuchtet würde" (Sp. 721).

Ungemein anschaulich ist das Genrebildchen, welches den „Schreibergeist" des Kaisers selber zeichnet: „Als ‚oberster Theologe seines Reiches', wie ihn seine geistlichen Hofschranzen bezeichneten, wollte der Kaiser nicht bloß den ge=

samten theologischen Unterricht ‚reguliren', bevormunden und commandiren, sondern auch bis zu den kleinsten Kleinigkeiten die Einrichtung der Seminarien. Seine desfallsigen Erlasse und Befehle gehen in die Hunderte von dictirten Folioseiten, und es macht einen förmlich komischen Eindruck, daß der Beherrscher eines so großen Reiches persönliche Vorschriften erläßt z. B. über die Zahl der Hausknechte in den Seminarien, über das Barbieren der Seminaristen u. s. w. Joseph sah sich eben für den ersten Schreiber seiner Schreiber an, und wenn er einmal zu einer Wirthsfrau auf deren Frage, welche Bedienung er bei dem Kaiser habe, scherzhaft sagte: ‚Ich habe zuweilen die Ehre, ihn zu rasiren', so hätte er mit noch größerem Recht sagen können: ‚Ich habe zuweilen die Ehre, für den Kaiser Acten zu schreiben'; denn der ‚bureaukratische, actenmäßige, pedantisch-methodische, papierne Schreibergeist' hatte in ihm so sehr den lebendigen Menschen bemeistert, daß er sogar seine erste Liebeserklärung in Form eines Actenstückes auf einen gebrochenen Bogen schrieb, zum Behufe der allenfallsigen Einwendungen und Gegenbemerkungen, anlangend den Betreff dieses Actenstückes! Seine ganze Regierung ist das vollendetste Bild des ‚aufgeklärten' Despotismus und der bureaukratischen Centralisation, die alle Adern eines gesunden politischen und bürgerlichen Lebens unterband und mit frecher Hand alle Freistätten des Gewissens, der Religion und der Familie verletzte" (Sp. 723). „Zur Geschichte des Josephinismus" hat Janssen außerdem in dem Februarheft des Würzburger „Chilianeums" von 1869 einen Aufsatz veröffentlicht.

Mehrere Anzeigen hat er der französischen Zeitschrift Le Correspondant gewidmet (1869, Sp. 62 ff.; 1870, Sp. 13 ff.). Namentlich suchte er die Aufmerksamkeit der deutschen Katholiken auf die erfreulichen Schilderungen von Chabrol, Jonveaux, Duval über das kräftige Aufstreben der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu lenken. Die Ergebnisse der genannten Arbeiten verdichtet er dahin: „Die katholische Kirche hat sich in Amerika von dem

Augenblicke an, wo sie in ihrer hohen Mission durch die Staatsgewalt nicht mehr beeinträchtigt wurde, glänzend entwickelt: in der Freiheit, die sie selbst besitzt und allen Religionsparteien gleichmäßig zukommen läßt, entfaltet sich ihr inneres Leben zu wunderbarer Blüte und flößt jedem ernsten Beobachter Hochachtung ein; die allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit kommt endgültig nur der katholischen Wahrheit zu gute, indem die völlige Trennung der Kirche vom Staate im öffentlichen Leben ein so starkes christliches Bewußtsein wachgerufen, wie es in keinem andern Theile der Welt sich vorfindet" (1870 Sp. 16). „Wie die Kirche", bemerkt er weiter unten (Sp. 18) mit Bezug auf einen Aufsatz von Nourrisson über „das Christenthum und die Freiheit", „die Mutter aller Freiheiten ist, so bedarf sie unter allen Gütern vor allem der Freiheit, und um ihre volle Freiheit in der Gegenwart zu erhalten und sicher zu stellen, bleibt ihr kein anderes und besseres Mittel, als sie durch die gemeinsame Freiheit aller verbürgen zu lassen."

In den lebenswarmen „Amerikanischen Conferenzen" von Augustin Cochin fesselte Janssen vornehmlich die Jugend Abraham Lincolns; hatte dieser doch wie er schon in jungen Jahren die Mutter verloren.

„Als der in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsene Knabe", so erzählt er seinem Gewährsmanne nach, „zehn Jahre alt war, starb ihm die Mutter. Mit seinem Vater und seiner kleinen Schwester grub er ihr ein Grab am Fuße eines Baumes und half bei der Beisetzung ‚jener herzlichst Geliebten', der ich, sagte er später als Präsident, ‚alles verdanke, was ich bin'. Während der auf das Begräbniß folgenden Nacht, die er in seiner ärmlichen Hütte unter Thränen zubrachte, trat plötzlich alles, was seine Mutter und durch deren Fürsorge ein protestantischer Wanderprediger Elkin von Gott und dem göttlichen Heiland ihm erzählt hatte, vor seine Seele. ‚Er hatte schreiben gelernt und besaß ein Stück Papier, und so schrieb er nun während der Nacht einen Brief an diesen alten Elkin, der ungefähr 50 Meilen von dort entfernt wohnte, und sagte diesem, es sei nicht möglich, daß er seine Mutter ohne christliches Begräbniß lasse; er möge kommen, ihr Grab zu segnen. Er vertraute diesen Brief einem Vorüberreisenden an. Glauben Sie, daß der Prediger taub geblieben sei bei dieser Bitte? Nein, sie wurde erhört: der Greis ant-

wortete, daß er nach sechs Wochen zu Pferde kommen würde, und daß man davon die Nachbarn unterrichten sollte. Und wirklich, nach Ablauf der sechs Wochen langte er an, und von allen Seiten eilten die Nachbarn herbei, theils zu Pferde, theils auf Wagen mit Ochsen bespannt, meistens zu Fuß, und nun begab man sich zu dem Baume, wo die Mutter begraben war, und der junge Lincoln hatte den Trost, die Thränen seiner Nachbarn fließen zu sehen und die Gebete seines ersten Lehrers am Grabe seiner Mutter zu hören.'"

Auch Lacordaire scheint durch die Liebe zu seiner Mutter bei Janssen eine besonders sympathische Saite angeschlagen zu haben. In der von Villard veröffentlichten Correspondance inédite du Père Lacordaire rechnet er „zu den Perlen auch die Briefe der Mutter", von welcher der große Sohn rühmte, „daß er mit seinen Brüdern ihr alles verdanke" (1871, Sp. 17).

Außer dem eben genannten Werke besprach Janssen noch die Arbeiten von Montalembert, Foisset und Chocarne über Lacordaire (ebenda Sp. 362 ff.). Er bewunderte an diesem „frommsten, freiesten und kühnsten Mönche unserer Tage" insbesondere „die Einfachheit und Unbefangenheit, mit der er große Dinge that", die warme und innigste Ueberzeugung, mit welcher er noch auf dem Todesbette „für alle begründeten Ansprüche der Gegenwart" in die Schranken trat: „für die Freiheit des Gewissens, die Freiheit des Unterrichts u. s. w., auch für alle politischen Freiheiten, welche die Kraft eines Volkes heben und stützen". Aus dem Herzen waren ihm geschrieben Lacordaires Worte über die geschichtliche Wahrheit: „Die Wahrheit, vorausgesetzt daß sie mit Mäßigung gesagt werde, ist das erste Gut der Menschen. Sie verschweigen, vor allem in der Geschichte, ist eine eines Christen unwürdige Feigheit."

Janssens Theilnahme und Liebe für Lacordaire wuchsen, je weiter er sich in dessen Leben vertiefte und ihn im Verlaufe seiner Jahre stetig wachsen sah. Vor allem schien es ihm hervorhebenswerth, wie Lacordaire durch „die Erfahrungen, die er persönlich in der Jugend gemacht und später in seiner seelsorgerlichen und öffentlichen Wirksamkeit machte, immer mehr in der Ueberzeugung befestigt" wurde, „daß das religiöse

Heil der Gegenwart die völlige Freiheit und Selbständigkeit der Kirche mit allen ihren Consequenzen erheische; auch den aufrichtigen, rückhaltlosen Anschluß der Kirche an eine freie Verfassung, in der die sicherste Garantie ihrer Rechte gegen die Uebergriffe des Staates beruhe". Lacordaire „wurde ein entschiedener Gegner sowohl jener ‚müßigen Jeremiasse' unserer Zeit, welche, die Hände ruhig in den Schooß legend, mit frommer Miene die Verdorbenheit des ‚modernen Geschlechts' beklagen, als jener schwachherzigen Katholiken, die, statt auf eigenen Füßen gehen zu lernen, überall die Staatskrücke aufsuchen und aus Furcht vor den Orgien der Revolution ohne den Beistand des weltlichen Armes sich nicht zu rathen und zu helfen wissen. Wie der entschlossene, ausdauernde Kampf für jeden Einzelnen die Grundbedingung des christlichen Lebens sei, so müsse, glaubte Lacordaire, die Kirche auch im öffentlichen Leben sich auf allen Gebieten zu diesem Kampf entschließen, in welchem sie ihre Kräfte erproben und den Sieg erringen werde. Der innige Bund der Kirche mit der politischen und geistigen Freiheit, mit allen Zweigen des menschlichen Denkens und der menschlichen Wissenschaft war eines seiner schönsten Ideale".

Wahrhaft anheimelnd für Janssen war Lacordaires Liebe zur Freiheit überhaupt: er liebte die Freiheit „ihrer selbst wegen, wie man die sittliche Schönheit, die Wahrheit und die Gerechtigkeit liebt; er liebte sie auch der Früchte wegen, die sie hervorbringt; er liebte sie, weil sie die Geister und Herzen kräftigt und dem menschlichen Leben Würde verleiht". Und es waren endlich nur neue Anklänge an die eigene Grundstimmung, wenn Janssen von Lacordaire weiter rühmt: „Er lebte mit Montalembert der freudigen Ueberzeugung, daß, wenn die Freiheit einmal ganz von der Erde verbannt würde, man sie einst wenigstens unter den Flügeln der Kirche und in den Herzen der Katholiken wiederfinden werde. Es war ihm wie zum Glaubenssatz geworden, daß die katholische Kirche mit dem wahren Liberalismus und allen berechtigten Forderungen der neuen Zeit nicht bloß sich versöhnen könne, sondern daß

sie schließlich allein im Stande sein werde, diese Forderungen zum Frommen der menschlichen Gesellschaft durchzuführen, wie sie auch allein im Stande sei, alle Bedürfnisse der Seele zu befriedigen." Nichts konnte Lacordaire „in seiner ‚liebsten Hoffnung' erschüttern, der er einmal in einer Feldpredigt vom Jahre 1847 den Ausdruck gab: ‚Macht, was ihr wollt, die Welt wird doch noch katholisch!'"

Hätten Janssen nicht dringlichere Arbeiten abgehalten, so würde er damals wohl am liebsten ein Buch über Lacordaire geschrieben haben. Immerhin konnte er sich's nicht versagen, zu einem solchen wenigstens Anleitung zu geben[1]), nachdem bereits vorher auf seinen Rath Professor Jocham die von Montalembert herausgegebene, unvollendet gebliebene Selbstbiographie Lacordaires unter dem Titel „Das Testament des Pater Lacordaire" (Freiburg 1872) ins Deutsche übertragen hatte.

Von seinen gehaltvollen Vorträgen in Versammlungen und Vereinen sind mehrere, wie schon oben erwähnt, als Flugschriften ausgegeben und später in einem Bändchen gesammelt worden. Sonst ist, soweit wir solches feststellen können, nur noch einer im Druck erschienen, nämlich der im katholischen Casino zu Wiesbaden gehaltene Vortrag über „Fürst Clemens Metternich" (Katholik 1870, I, S. 726—750). Ein anderer, den er um Weihnachten 1875 in Düsseldorf und Crefeld „über geistliche Schauspiele" hielt, ist in seine „Geschichte" eingearbeitet[2]).

In dem lehrreichen Vortrage über Metternich legt Janssen den gewöhnlichen Verschweigungen oder Entstellungen der Geschichtsbücher gegenüber einen Hauptwerth auf die Erhärtung der historischen Wahrheit, daß im Jahre 1813 Oesterreich es gewesen, welches in dem großen Kampfe gegen Napoleon I. den Ausschlag gab: „Die Entscheidung

[1]) Es war dies die pseudonyme Schrift: „Pater Lacordaire's Leben und Wirken. Von M. Bleibtreu" (Freiburg 1873).

[2]) Um dieselbe Zeit sprach er auch, wie wir aus Briefen von ihm ersehen, in Köln über Polen und in Aachen über Oranien.

stand damals bei Oesterreich; die russisch-preußischen Streitkräfte waren, wie die Erfahrung gezeigt hatte, trotz der bewunderungswürdigen Tapferkeit der Preußen, den Offensivstößen Napoleons nicht gewachsen; und wer weiß, wie die Erhebung von 1813 geendet hätte, falls Oesterreich neutral geblieben wäre? Napoleon machte wiederholt für die Neutralität bedeutende Anerbietungen; aber Oesterreich wollte keinen ‚Handel‘; es warf, ‚um endlich einen dauernden Frieden für Europa zu erringen, sein Schwert in die Wage für die schwächere Partei, und die Coalition war siegreich‘“ (S. 734).

So hoch Janssen aber dem „damals deutsch gesinnten“ Staatsmanne dieses entschlossene Vorgehen auch anrechnet, so unumwunden verurtheilt er dessen System: „Die Federkraft des Geistes erlahmte in Oesterreich immer mehr, und die Regierung schien keine andere Aufgabe zu kennen, als durch Schauspiele und Wohlleben die Wiener bei guter Laune zu erhalten; die Kunstgaukelei erstickte jeden Lebensernst, alles höhere Bildungsstreben siechte dahin, und Metternich fand nichts dagegen einzuwenden, daß Kaiser Franz, als er sich zu Olmütz das Professorencolleg vorstellen ließ, behutsam bemerkte: ‚Gelehrte habe er nicht nothwendig, sondern nur gehorsame Unterthanen‘[1]). Schon Kaiser Franz hatte ein Gefühl davon, daß der Ungehorsam, die ‚revolutionäre Seuche‘, in Oesterreich Fortschritte mache, und er sagte einmal das traurige Wort: ‚Mich und meinen Metternich hält's noch aus‘“ (S. 744). Niemand hat überhaupt nach Janssens Ansicht „der Monarchie in Europa mehr geschadet als Metternich“ (S. 746).[2])

[1]) Eine ähnliche „bisher unbekannte“ Aeußerung des Kaisers berichtet die Beilage zur Münchner „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 222 vom 26. September 1894): Als nach Schluß des Wiener Naturforschertages 1832 „ein Berufener Kaiser Franz für alle Huld dankte, die den Gästen aus dem Reiche ‚von oben‘ bewiesen worden, lautete die vertrauliche Erwiderung des Fürsten: ‚No ja, es is scho recht, aber wissen S', i bin froh, daß s' wieder weg sein, i mag die Gelehrten net‘“.

[2]) Ein grelles Schlaglicht auf die kleinlich-bureaukratische Be-

Besonders beachtenswerth ist endlich der Nachweis, daß die namentlich im Jahre 1866 so viel genannte Mainlinie nicht eine preußische Erfindung, sondern eine Erfindung Metternichs ist. Dieser ließ sich eben „nicht beeinflussen durch jene Stimmen, welche schon damals richtig voraussagten, ‚daß Preußen, sobald es einmal seinen Einfluß bis zu dem Main ausgedehnt, vermöge seines innern Wesens als Militärstaat auch den Main überschreiten und Süddeutschland sich unterordnen würde, und zwar unter Zustimmung eines großen Theiles der einheitsbedürftigen Nation‘: Metternich sprach sich schon auf dem Wiener Congreß dahin aus, daß der Main wie eine Theilungslinie des Einflusses von Oesterreich und Preußen in Deutschland zu betrachten sei“ (S. 737).

Doch nunmehr zu Janssens Lebenswerk, der „Geschichte des deutschen Volkes“! Ueber seine ersprießliche Thätigkeit in der Tagespresse wird unten noch ausführlicher gehandelt werden.

---

handlung der Kirche unter Metternich wirft ein schier unglaubliches von Janssen mitgetheiltes Censurstück: „Als einmal, wie uns ein dabei Betheiligter [Döllinger] erzählte, in der Mitte der vierziger Jahre eine große Kirchenzeitung in Wien errichtet werden sollte, wollte die Regierung ihre Erlaubniß zu der Gründung derselben nur unter der Bedingung gewähren, daß alle den Kaiserstaat betreffenden kirchlichen Nachrichten dem amtlich bedienten ‚Journal für Mode und Theater‘ entnommen werden müßten — man fürchtete jede Auflehnung gegen das josephinische Staatskirchenthum, während man damals so gut wie unter Joseph II. alle Grundlagen der Religion und Sittlichkeit durch die belletristische Presse ungestraft untergraben ließ“ (S. 743).

X.

Die Geschichte des deutschen Volkes, Stolberg und Kleineres.

Das Haupt- und Lebenswerk Janssens ist seine „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“, die eine vollständig neue Auffassung des behandelten Zeitraumes begründet. Es ist in der That ein Lebenswerk. Bereits in seinen Studienjahren hatte Janssen, wie oben berührt, den Plan zu demselben gefaßt und dafür zu sammeln begonnen. „Es gibt“, konnte Böhmer, welchem er bei Uebersendung seines „Wibald“ den Vorsatz ausgesprochen, eine Geschichte des deutschen Volkes als Hauptarbeit seines Lebens in Angriff zu nehmen, schon am 5. Mai 1854 ihm schreiben, „gewiß keine schönere und fruchtreichere Aufgabe, als eine im edlern Sinne populär gehaltene Darstellung der deutschen Geschichte, welche die vorhandenen Forschungen so viel als möglich benutzt und das Wesentliche zusammenfassend in kräftiger Sprache zu den gebildeten Kreisen des Publikums redet, und ich lobe den, der sich schon in der Jugend eine so hohe Aufgabe steckt. An hohen, edlen Zielen müssen wir uns emporziehen und aus ihnen Kraft, Muth und Selbstverläugnung schöpfen.“ Allerdings war Böhmer, der Vater unserer mittelalterlichen Geschichtsforschung, in Bezug auf die Stellung, welche Janssen der Culturgeschichte in seinem Plane zugetheilt wissen wollte, nicht ganz mit diesem einverstanden. Auch er hielt wohl die Forderung einer mehr culturhistorischen Richtung in unserer Zeit für begründet; aber, meinte er in dem eben angeführten Schreiben, man dürfe und müsse die Culturgeschichte in einer gewissen Ab-

sonderung von der Geschichte im engern Sinne, d. h. der politischen, halten; er erinnerte in dieser Hinsicht daran, daß auch die „großen Historiker des Alterthums die Culturgeschichte beiseite gelassen" hätten. Theilung der Arbeit sei auch hier das große Wort[1]). Aber gerade der edle Böhmer würde, wenn er nur das Erscheinen des ersten Bandes erlebt hätte, über dessen culturgeschichtliche Glanzpartien vielleicht die reinste Freude empfunden haben. Hat Janssen doch, wie P. Baumgartner in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Bd. 48 [1895, I] S. 128) treffend bemerkt, durch jene „Verbindung des culturgeschichtlichen Elements mit dem politischen in bahnbrechender Weise eine eigentliche Volksgeschichte geliefert".

Als Janssen im Jahre 1873 mit dem seligen Bischof v. Ketteler, bei welchem er in hohem Ansehen stand, über seine „Geschichte des deutschen Volkes" sprach, sagte dieser prophetischen Blickes in Bezug auf diese Lebensaufgabe ihm voraus, auf ihn treffe das Wort der Schrift zu: „Ich habe mich gebunden, und ich werde gebunden sein." „Sie werden", so etwa äußerte er, „gelobt werden, Sie werden Verleumdungen und Haß und Verfolgung zu dulden haben, sogar von den eigenen Leuten. Aber das darf Sie nicht abschrecken. Man wird Sie schließlich auf katholischer Seite zum alten Eisen werfen. Nachdem Sie jedoch einmal gebunden sind, müssen Sie's auf sich nehmen." Das alles sollte Janssen denn auch in der That theils in größerm, theils in geringerm Maße durchkosten.

Ursprünglich hatte er gedacht, das Werk in zwei mäßigen Bänden zusammenzufassen, deren erster die Zeit bis zum Westfälischen Frieden (1648), der zweite jene bis zum Zerfall des alten Reiches (1806) behandelt hätte. Je weiter in späteren Jahren die Arbeit voranschritt, um so gebieterischer machte ihm die Nothwendigkeit sich geltend, wenn anders das massenhafte Material bewältigt werden sollte, einerseits die Behandlung zu erweitern, andererseits auf einen engern Zeitraum sich zu beschränken. Wie er noch nach dem Erscheinen

---

[1]) Vergl. Vorrede zu Bd. I, ferner Böhmers Leben ꝛc. III, S. 118.

des dritten Bandes gehofft, die Periode bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges, auch auf culturgeschichtlichem Gebiete mit dem vierten Bande abschließen zu können, dann aber einen fünften, sechsten und siebenten Band dafür in Anspruch nehmen mußte: so beschied er sich umgekehrt, seinen alten Plan erst auf die Zeit bis zum Frieden von Basel (1795), dann — wie er dies noch auf dem Umschlage des sechsten Bandes angedeutet hatte — bis zur Begründung der preußischen Militärmonarchie (1701) und zuletzt bis zum Westfälischen Frieden einzuschränken. Zugleich hatte er, um im Falle vorzeitiger Abberufung nichts Unfertiges zu hinterlassen, von vornherein darauf Bedacht genommen, in jedem Bande ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Ganze zu liefern. So behandelt der erste Band: „Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters"; der zweite: die Zeit „vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525"; der dritte: „die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und der Städte und ihre politischen Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555"; der vierte: „die politisch kirchliche Revolution seit dem sog. Augsburger Religionsfrieden bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 und ihre Bekämpfung während dieses Zeitraumes"; der fünfte: „die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Concordienformel bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618"; die folgenden endlich: „die Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges"; und zwar der sechste Band: „Kunst und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges"; der siebente, gerade zwei Jahre nach seinem Tode ausgegebene: „Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges"; der achte, zu Weihnachten 1894 erschienene: „Volkswirthschaftliche, gesellschaftliche und religiös-sittliche Zustände. Hexenwesen und Hexenverfolgung. . ."

Nach mehr denn zwanzigjährigen Vorarbeiten erschien im Jahre 1876 die erste Abtheilung des ersten Bandes. „Eben corrigire ich", schrieb Janssen am 18. März 1876 aus „Spree- und Sprechathen" einem Freunde, „die letzte Zusendung, morgen am hl. Josephs-Tag wird alles fertig, und ich datire das Buch von diesem Tage." [1]) Unter dem Hinweis auf die Arbeit, welche „in diesen 16¼ Bogen steckt", durfte er es getrost hinausgeben mit dem Bewußtsein, daß es „nicht gerade ein bloßes Buch unter Büchern" sei. Alsbald hatte fast allgemein das Urtheil sich dahin geeinigt, daß hier eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges zu verzeichnen sei.

Während es die Gelehrten in Staunen setzte, wie der Verfasser die fast endlose Fülle neuen, zum Theil aus den entlegensten Fundstätten zusammengetragenen Materials in so flüssiger, wahrhaft künstlerischer Darstellung zu bewältigen vermochte, vertieften weite katholische wie protestantische Kreise sich voll Begeisterung in die lebenswarmen Schilderungen, welche zum ersten Male ein so überraschendes Gesamtbild von den Zuständen und Schicksalen des deutschen Volkes an der Grenzscheide der neuen Zeit entrollten. Allerdings fehlte es von Anfang an auch nicht an Widerspruch.

Derselbe steigerte sich mehr und mehr, je tiefer das Werk in die Geschichte der großen religiösen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts eindrang. Die streitbarsten Kämpen protestantischer Wissenschaft rückten auf den Plan, nicht zu reden von dem zahllos nachhinkenden Trosse. Zuvörderst suchte man mit sachlichen Gründen dem gefährlichen Gegner beizu-

---

[1]) Ueberhaupt legte Janssen Werth darauf, den Abschluß eines Buches mit einem kirchlichen Gedächtniß krönen zu können; mit Vorliebe wählte er hierzu Muttergottestage. So ist z. B. das Vorwort zum 1. Bd. der „Reichscorrespondenz" vom 25. März (Mariä Verkündigung) 1863, das zum 2. vom 8. Dec. (Mariä Empfängniß) 1876; vom gleichen Tage (1879 u. 1882) jenes zu der 6. u. der 8. Auflage des 1. Bd. der „Geschichte"; das zu der kleinen Schrift über Stolberg sowie das zur 13. Auflage des 1. Bd. vom 2. Februar (Mariä Lichtmeß) 1882 u. 1887; das zur 7. Auflage des 1. Bd. vom 5. August (Mariä Schnee) 1891 datirt u. s. w.

kommen. Als diese sich ohnmächtig erwiesen, verschmähte man auch nicht die Mittel der Verdächtigung, Beschimpfung und Verleumdung. Mit der Zeit entstand eine ganze Janssen-Literatur und sogar ein eigens gegen Janssen gerichteter „Verein für Reformationsgeschichte". So groß aber auch die Zahl der Janssen-Bekämpfer wurde, so machte doch ein lutherischer Deutschamerikaner, Charles William Frommann aus New-York, trotz Unterstützung durch einen „sehr hoch gestellten anglikanischen Geistlichen", vergeblich im März 1885 einer deutschen Universität das Anerbieten: er wolle einen Preis von 5000 Dollars aussetzen „für die beste, mit genauen Quellenangaben versehene Widerlegung des Werkes, und einer von der Universität zu ernennenden Commission auf ihre wissenschaftliche Verantwortlichkeit die Vertheilung des Preises überlassen".

Die planmäßige Befehdung nöthigte schließlich den Verfasser zu den beiden Vertheidigungsschriften: „An meine Kritiker" (Freiburg 1882, 17.—19. Tausend 1891) und: „Ein zweites Wort an meine Kritiker" (ebenda 1883, 17. und 18. Tausend 1895).

„Seit dem Erscheinen des dritten Bandes meiner ‚Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters'", so begründet er selbst (I, S. 1 f.) seine Abwehr, „sind auf protestantischer Seite nicht wenige Kritiker und Ankläger gegen mich aufgetreten, welche, wenn sie auch meinem Werke manche Worte der Anerkennung nicht versagen wollen, doch auf dessen wissenschaftliche Entwerthung ausgehen. Sie behandeln das Werk nicht als ein rein historisches, aus langjährigen friedlichen Studien hervorgegangenes, den Charakter seiner Entstehung ebenso sehr in Sprache und Stil als in der ganzen Anlage und Darstellungsart an der Stirne tragendes, sondern als ein ‚raffinirt polemisches', ‚planmäßig auf Angriff gegen das protestantische Bewußtsein berechnetes Werk' eines ‚zweckbewußten römischen Priesters'. Dasselbe beabsichtige, heißt es, ‚nichts Geringeres, als dem Protestantismus gleich in seinen Anfängen einen Stoß ins Herz zu

versetzen', und zwar mit jenen Mitteln, 'welche der mit Wahrheit und deutscher Gemüthstreue unverträgliche Ultramontanismus auch durch seine gelehrtesten Vertreter anwendet'. Zu den Prädicaten, welche man gegen mich verwendet, gehören: 'er ist mit religiösem Fanatismus an seine geschichtliche Aufgabe gegangen' — verfolgt 'raffinirteste Tendenz' — übt 'systematische Sophistik' — 'leistet in der gänzlichen Verschweigung des ihm nicht Passenden das Menschenmögliche' — macht 'zahllose Trugschlüsse' — treibt 'historische Taschenspielereien' — begeht ein 'Attentat auf alles, was historische Wissenschaft heißt' — 'stellt seinem sittlichen Urtheil ein Armutszeugniß aus' — 'entstellt die Wirklichkeit aus bewußter Absicht' — 'spricht unwürdige Schmähungen aus gegen die Reformatoren' — trägt 'eine Giftblüthenlese' zusammen — 'spritzt Gift aus' — begeht 'Perfidie'. Ich bin sogar in Vergleich gestellt worden mit einem Manne, den der heilige Paulus als einen Lästerer des Evangeliums dem Satan übergab (mit Alexander dem Schmiede).

„Die meisten dieser schweren Anklagen, Verdächtigungen und Beschuldigungen werden nicht etwa von unbedeutenden Literaten in unbedeutenden Tagesblättern ausgesprochen, sondern von Männern, welche im Leben sehr geachtete und hervorragende Stellungen einnehmen, von Männern der Wissenschaft, welche durch eigene wissenschaftliche Leistungen weithin bekannt sind; sie werden ausgesprochen in Organen von bedeutendem gelehrten oder literarischen Ruf."

Zu „sovielen Anklagen und Beschuldigungen" und selbst Denunciationen durfte Janssen nicht schweigen, „um nicht die Ergebnisse langjähriger Forschungen der Abneigung und Willkür voreingenommener Kritik preiszugeben"; ebenso wenig aber auch „zu den geschehenen Verunglimpfungen meines kirchlich-katholischen Bekenntnisses" (I, S. 6). So scharf in der Sache er aber auch die Angriffe der Gegner zurückweist, so zeigt er sich doch keinen Augenblick versucht, ihnen auf das Gebiet ihrer „Kraftphrasen" zu folgen, „selbst auf die Gefahr hin", daß man „daraus eine Verstocktheit" folgere, „wie sie 'Judas'

dem Verräther innewohnte", mit welchem er ebenfalls in Vergleich gestellt worden war (II, S. 62). Keinen Augenblick verläßt ihn die classisch-vornehme Ruhe des Verfechters einer bessern Sache. Außer einer Reihe von werthvollen Ergänzungen und Erläuterungen zu den ersten drei Bänden seiner „Geschichte" liefert er dergestalt zugleich eine glänzende Apologie der katholischen Lehre. Was er z. B. in dem ersten „Worte" über die heilige Messe (S. 28 f.), die Anrufung der Heiligen (32 ff.), die Muttergottesverehrung (40 ff.), das Rosenkranzgebet, in dem zweiten zum Preise der freiwilligen Jungfräulichkeit (109 ff.) geschrieben hat, gehört in seiner Art zu dem Besten und Schönsten unserer ganzen Literatur.

Der unbestreitbare Sieg, welchen Janssen im Kampfe mit seinen „Kritikern" davongetragen, veranlaßte die Gegner nunmehr, im allgemeinen eine entgegengesetzte Taktik einzuschlagen: auf der ganzen Linie erging die Losung, den Unbequemen todtzuschweigen. Die Losung ward im großen und ganzen so getreu befolgt, daß beispielsweise ein niedergehendes Weltblatt, das dem ersten Bande eine einläßliche fachmännische Besprechung gewidmet hatte, seinen Lesern von Janssens Tode einzig durch die telegraphische Meldung der Thatsache Kenntniß gab. Allein das Todtschweigen war zu spät angeordnet worden. Mittlerweile hatte gerade unter der steigenden Anfeindung die Verbreitung der deutschen Geschichte sich in einem Maße gesteigert, daß dieselbe vom vierten Bande ab gleich in zwölffacher Auflage hinausgegeben werden konnte — wie ein protestantischer Beurtheiler hervorgehoben hat, eine Thatsache, die bei einem vielbändigen wissenschaftlichen Werke für deutsche Verhältnisse unerhört ist; und um so mehr, wenn man bedenkt, daß ein beträchtlicher Theil der Anzahl dieser Exemplare in dem protestantischen Norden Deutschlands abgesetzt wurde.

Inzwischen verbreitete sich Janssens Ruhm auch mehr und mehr im Auslande. In England sprach es eines der ältesten kritischen Organe, das „Athenäum" (Nr. 2980 vom 6. December 1884), offen aus, daß Janssens Geschichtswerk, alles in allem,

„eine Epoche in der historischen Wissenschaft Deutschlands" sei. „Mit seiner Menge von neuem Material", sagte diese protestantische Wochenschrift für Literatur, Wissenschaft und Kunst, „seiner sorgfältigen Auswahl, seiner Weite des Blickes überflügelt das Buch Janssens ebenso weit Rankes ‚Geschichte Deutschlands seit der Reformationszeit', als diese ihrerseits Geschichtsbücher von der Art Menzels in Schatten stellte. Daß die gewöhnliche Erzählung von der Reformation und von Luther, wie sie sich in den Werken einer gewissen Klasse protestantischer Theologen findet, rein mythisch ist, war eine Thatsache, welche bei jedem Gelehrten, der diese Periode auch nur oberflächlich untersucht hatte, unzweifelhaft feststand." Allein niemand habe den Muth gehabt, an dem alten Hausrath der „Reformation" zu rütteln und dem Volke die Wahrheit zu sagen, bis Janssen seine „erdrückende Untersuchung des Luthermythus veröffentlichte". Zwar will es dem „Athenäum" gar nicht gefallen, daß Janssen zugleich versucht habe, die Geschichte der katholischen Kirche und ihr Verhalten vor und während der „Reformation" zu rechtfertigen; nichtsdestoweniger aber erscheint ihm dessen Darstellung doch „mehr als ausreichend, um das mythische Ansehen der Reformation zu zerstören". Zum Schlusse meint das Blatt von dem literarischen Streite, den Janssens Werk entfesselte: „Seinen Höhepunkt erreichte er in der Gründung des ‚Vereins für Reformationsgeschichte', welcher in kurzen Worten bezeichnet werden kann als eine Gesellschaft zur Unterdrückung Janssens und zur Fortsetzung des Luthermythus." Mit der gleichen englischen Offenheit und Aufrichtigkeit urtheilte The Christian Register (1885 p. 666): „Nicht kann der Heiligenschein, welcher die Namen der großen Reformatoren umgeben hat, fürder ihnen beigelegt werden; was bis jetzt bei Gelehrten eine bekannte Thatsache war, das ist nun ein Gemeingut des Volkes geworden." [1])

Namentlich gereichte Janssen die unerwartet freundliche

[1]) Nach Hist.-pol. Bl. Bd. 97 (1886, I), S. 627 f. 632; Stimmen aus Maria-Laach Bd. 28 (1885, I), S. 223 f.

Aufnahme, welche der französischen Uebersetzung seines Werkes in Frankreich zu Theil ward, zu großer Freude. Der erste Band, von dem verdienten Lyoner Literarhistoriker Guillaume-Alfred Heinrich († 19. Mai 1887) eingeführt, erschien 1887 und wurde alsbald in den angesehensten Zeitschriften und Blättern durch eingehende Besprechungen ausgezeichnet. Mit Vorliebe stellte man von Anfang den Verfasser mit Hippolyte Taine in Vergleich, dessen berühmte, ebenfalls eine „Legende" zeichnende Revolutionsgeschichte in seinem Vaterlande eine ähnliche Bewegung wie Janssens „Geschichte" in Deutschland hervorrief und gleich dieser eine ganze Protestliteratur zeitigte. Das Urtheil, welches Heigel (Allg. Ztg. 1893, Beilage-Nr. 290) über diese fällte, würde so ziemlich auch auf die Literatur gegen Janssen zutreffen: „Im wesentlichen sind es nicht wissenschaftlich begründete Einwände, sondern literarische Wuthausbrüche beleidigter Parteigänger."

Bezeichnend ist der erste Eindruck, welchen das Werk auf Taine machte. Als Taine bei dem bekannten Romanisten Gaston Paris, dem Bruder und Helfer der gelehrten Uebersetzerin, Frau Emile Paris, welchen er regelmäßig des Sonntags zu besuchen pflegte, das erste Exemplar der neuen Uebersetzung gewahrte, vertiefte er sich, wie uns von einem Augenzeugen berichtet wird, gleich so eifrig in die Lesung, daß er an selbem Tage für nichts Anderes mehr Sinn zeigte. Beim Abschiede bat er, den Band mit nach Hause nehmen zu dürfen, und er ward von dem Studium desselben so mächtig angezogen, „daß er bei Allen, die er sah, nur von Janssen sprach"[1]). Er wünschte lebhaft, den Verfasser persönlich kennen zu lernen, und lieh seiner Hochschätzung und Bewunderung für ihn häufig Ausdruck. Eine eigentliche Kritik Taines über das Werk liegt jedoch nicht vor. Janssen hinwiederum legte auf die Anerkennung Taines, den er als das Haupt der

[1]) Von anderer Seite, von P. James Forbes Leith S. J., wird dieser Bericht dahin ergänzt, daß Taine, als er den Uebersetzern bei der Lectüre dankte, ihnen sagte: „Aber Sie müssen das genießen wie Milch, Sie Katholiken, denn thatsächlich gibt es darauf nichts zu entgegnen." Vergl. Lit. Rundschau 1887, Sp. 156.

neuen französischen Geschichtsschule betrachtete, vorzüglichen Werth. Noch in seinem letzten Brief an Frau Paris (aus dem September 1891) sprach er die Hoffnung aus, einmal nach der Seinestadt zu kommen und hier auch die nähere Bekanntschaft der beiden Geschichtschreiber zu machen, die er unter den lebenden französischen Fachgenossen am höchsten schätze: Hippolyte Taine und Albert Sorel. Als man kurz vor Janssens Todeskrankheit Taine davon sprach, wie lieb es diesem sein würde, seine genauere Ansicht über die „Geschichte" und auch seine etwaigen kritischen Ausstellungen zu vernehmen, meinte derselbe: „Da möge er nur erst bei mir anfangen." Albert Sorel, der erklärte Lieblingsschüler Taines und nach dessen Tode (5. März 1893) Inhaber seines Stuhles in der Akademie, widmete den einzelnen Bänden der Uebersetzung rühmende Besprechungen, er erkannte Janssen unter den deutschen Historikern der Gegenwart „den ersten Rang" zu und nannte ihn „die Zierde der katholischen Schule in Deutschland, ja in Europa" [1]).

Vor allem erregte der zweite Band, welcher die furchtbare sociale Erhebung des sechszehnten Jahrhunderts schildert, in Frankreich Aufsehen. Das Erscheinen der französischen Ausgabe war zumal für die dortigen christlichen Socialpolitiker ein „Ereigniß von größter Tragweite". Es war, wie wenn man die tiefe Ergriffenheit herausgefühlt hätte, in welcher es Janssen bei Abfassung jenes Abschnittes vorkam, als schriebe er „die Geschichte unserer allernächsten Zukunft" [2]). Graf Albert de Mun richtete an die Uebersetzerin ein begeistertes Dankschreiben, und viele seiner Freunde beglückwünschten sie, daß sie ihren Landsleuten einen derartigen Schatz erschlossen habe. In Paris wurden mehrere öffentliche „Janssen-Conferenzen" abgehalten, und die französische Akademie krönte die Uebersetzung, von welcher bis jetzt die ersten vier Bände

[1]) Vergleiche Le Temps vom 1. December 1887 und vom 5. Januar 1893.

[2]) Aus einem Briefe an Dietrich Freiherrn von Laßberg vom 2. Januar 1879 (bei Pastor S. 85).

vollendet sind, im Jahre 1889 mit dem „ausschließlich für die Uebertragung großer literarischer Werke ausgesetzten" Prix Langlois[1]).

So sehr sich aber Janssens Ruf im Auslande zusehends festigte, so hat es ihm auch nach seiner siegreichen Selbstvertheidigung in dem eigenen Vaterlande an Angriffen, sogar aus dem „eigenen Lager", nie gefehlt; aber sie blieben doch mehr vereinzelt. Die Angriffe von katholischer Seite haben ihn immer, um der Sache willen, tief geschmerzt; um so reinere Freude bereiteten ihm anerkennende Zuschriften von Protestanten, zumal von solchen, welchen seine Darstellung der Kirchentrennung den ersten Anstoß zur Rückkehr in die alte Mutterkirche gegeben hatte. Derartige Briefe waren ihm „die liebsten Recensionen". Zu den freudigsten Erinnerungen an sein Priesterjubiläum zählte er die, daß ihn nicht weniger als fünfzig Protestanten, darunter mehrere Pastoren, in eigenen Schreiben beglückwünschten.

Der Tod hat es Janssen verwehrt, auf die ernst zu nehmenden Angriffe in seinen letzten Lebensjahren zu antworten. Auch nach seinem Tode sind die Angreifer nicht verstummt; aber erfreulicherweise hat sich seitdem mehr und mehr eine ruhige, wissenschaftliche Betrachtungsart Bahn gebrochen.

So war der Director des badischen General-Landesarchivs in Karlsruhe, Friedrich v. Weech, unbefangen genug, den „bedeutenden, geist- und charaktervollen Mann", den „guten und liebenswürdigen Menschen" in der „Allgemeinen Zeitung" gebührend zu würdigen. „Seine unzweifelhaft feststehenden Verdienste", schreibt der Genannte (a. a. O. 1892, Beilage-Nr. 298) über Janssens Lebenswerk, „der Bienenfleiß, mit dem ein gewaltiges Material zusammengebracht, die Gewandtheit, mit der es verarbeitet ist, die bis dahin kaum in einem andern Geschichtswerke in ähnlichem Umfang versuchte Hereinziehung der Culturgeschichte im weitern Umfang in den Rahmen der politischen Geschichte unseres Volkes sichern dem Werke eine heute kaum mehr unterschätzte Bedeutung. Und mir will

[1]) Das Vorstehende meist nach französischen Privatmittheilungen.

scheinen, daß der scharf und mit voller Absicht hervortretende katholische Standpunkt des Verfassers bei der Beurtheilung der kirchlichen und der mit diesen zusammenhängenden politischen Ereignisse und Zustände im Reformationszeitalter seine gute Berechtigung hat gegenüber der bis dahin fast ausschließlich vorherrschenden Auffassung der neueren Geschichte Deutschlands, wie sie von protestantischen Verfassern begründet und nach und nach in der öffentlichen Meinung maßgebend geworden war." Durch „Bedeutung, Verbreitung und Einfluß" der „Geschichte des deutschen Volkes" sind, wie v. Weech mit Recht hervorhebt, „die Historiker gezwungen, den katholischen Anschauungen und Auffassungen, die man vordem als eine ‚quantité négligeable' geringschätzig betrachtet hatte, nunmehr auch ein sehr bestimmt vorgezeichnetes Augenmerk zu schenken; und für den nach objectivem Urtheil strebenden Leser ist den längst berühmten und gefeierten Darstellungen, die von protestantischen Gesichtspunkten ausgehen, ein Werk zur Seite getreten, wohl geeignet, zu wiederholter Prüfung aufzufordern, und durchaus berechtigt, eine eingehende Betrachtnahme auch der katholischen Beurtheilung des Verlaufes unsrer Geschichte zu sichern und dem unbefangenen Leser durch Vergleichung mit der bisher fast allein herrschenden möglich zu machen".

In ähnlicher Weise betrachtet Professor Friedrich Paulsen in einer Besprechung des 7. Bandes Janssens Geschichte als „eine nothwendige Ergänzung" zu den „protestantischen und liberalistischen Parteidarstellungen", als „eine Bereicherung unserer Geschichtsliteratur", weil „darin das Urtheil der einen Hälfte unseres Volkes über den Gang seiner Geschichte zum Ausdruck" komme[1]). Und bei aller Voreingenommenheit gegen Janssens „tendenziöses Forschen" erkennt der Hallenser Kirchenhistoriker Friedrich Loofs ihm wenigstens das Verdienst zu, „neue Gesichtspunkte, neue Quellen zu Tage gefördert" zu haben, die auch „abgesehen von der Tendenz Bedeutung haben"[2]). Für den namhaften

---

[1]) Deutsche Litteraturzeitung 1894, Nr. 5.

[2]) Ebda. Nr. 46.

Culturhistoriker Steinhausen[1]) bedeuten „gerade die culturhistorischen Partien“ des Janssen'schen Werkes „entschieden in vieler Beziehung einen Gewinn“. Und bezüglich der „Auffassung“ trifft ihm Janssen „weit öfter das Richtige, als man zuzugeben pflegt“. An einer andern Stelle bezeichnet Steinhausen es als „ein unbestrittenes Verdienst Janssens, daß er in umfassender Weise nicht nur die hergebrachten historischen Quellen, sondern die gesamte damalige literarische Production für die Culturgeschichte nutzbar zu machen verstanden hat“. Mit Unrecht werfe man ihm vor, „daß die Klagen über die Verderbtheit der Zeit u. s. w. überall vorkommen“. Das sei „insofern nicht richtig, als sie zu jener Zeit besonders häufig und eben charakteristisch sind. Ganz unabhängig von Janssen und auf ganz andere Quellen gestützt“, habe er selbst dasselbe auch in seiner Geschichte des deutschen Briefes nachgewiesen.

Zur „geistigen Erfrischung“ von den Anstrengungen der eigentlichen Lebensarbeit verfaßte Janssen die beiden herrlichen Stolberg-Leben. „Ich kann nicht“, sagte er einmal, „am gleichen Faden, zumal wenn er gar lang und etwas stark ist, ununterbrochen fortspinnen; ich habe Ruhepunkte nöthig, in denen ich aber nicht müßig gehe, sondern mit einer kleinern, leichtern Arbeit mich beschäftige, um den Geist angenehm abzuspannen.“[2]) Zunächst erschien im Herbst 1876 der zweite Band des größern Werkes: „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1800—1819“; dann im Frühjahre 1877 der erste: „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1750—1800“[3]), und anfangs 1882, nach Vollendung des dritten Bandes der „Geschichte“, das kleinere: „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

---

[1]) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, in einer Besprechung der neuen Auflage des 6. Bandes.

[2]) Vergleiche Literarische Rundschau 1890, Sp. 214.

[3]) Freiburg 8°. Bd. I: XXI u. 509 S.; Bd. II: XX u. 516 S.

Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche"[1]).

Größtentheils aus dem ungedruckten Familiennachlasse hat Janssen hier in gewissem Sinne nachgeholt, worum die Freunde den berühmten Convertiten selbst „wegen des großen Einflusses, den er auf Tausende geübt", wieder und wieder, aber stets ohne Erfolg, angegangen hatten, sein eigenes Leben zu schreiben. Stolbergs „reiches, freies, rüstig voranschreitendes Geistesleben im Schooß der katholischen Kirche, sein segensvolles väterliches Walten im Kreise einer echt deutschen, echt christlichen Familie, sein bedeutsames Wirken als christlicher Schriftsteller und Wiederbeleber kirchlichen Lebens in Deutschland —", so zeichnete P. Baumgartner so zutreffend den Inhalt und die Bedeutung des zweiten Bandes (Stimmen aus Maria-Laach 12 [1877, 1], S. 202), „alles zum ersten Male vollständig, quellenmäßig dargestellt, meist mit seinen eigenen Worten, aus dem bisher noch ungehobenen Schatz seiner umfangreichen Privataufzeichnungen und Correspondenzen, dargestellt von einem der tüchtigsten Geschichtsforscher und Geschichtschreiber der Gegenwart, der, den weiten Stoff völlig beherrschend, in anspruchsloser Bescheidenheit hinter denselben zurücktritt, um die Biographie zu einer Selbstbiographie Stolbergs werden zu lassen, — das ist in Kürze der eigenthümliche Inhalt, Werth und Reiz des vorliegenden Buches. Aus beinahe 3000 Briefen des Familiennachlasses hat der Verfasser die wichtigsten ausgewählt, sorgfältig geordnet und durch biographische Notizen zu einem lebensvollen Ganzen verbunden, in welchem die unparteilichste Objectivität der Geschichte mit dem anziehenden Reiz unmittelbarer, vertraulicher Mittheilung an uns herantritt." Jeder der hier und im ersten Bande verwertheten Briefe ist nach einer oder der andern Seite hin, sei es für Stolbergs religiöses oder geistiges Leben, sei es für seine Beschäftigung, seine politischen Anschauungen oder für die Poesie u. s. w., von Bedeutung. „Es ist ein durchaus irenisches Buch", schrieb Janssen selbst kurze Zeit nach

[1]) Ebda. 1., 2. u. 3. Aufl. 8°. XIV u. 496 S.

dem Erscheinen des zweiten Bandes an einen Freund, „aber zugleich ein ernstes Mahnwort an alle gläubigen Protestanten, und kann für diese von großer Wirkung sein. Die Familie muß, daß dieses schon der Fall, bereits Nachrichten erhalten haben.“[1])

Von den verschiedensten Seiten, „besonders auch von Seiten der Familie“, gingen Janssen ob seiner Arbeit die schmeichelhaftesten Briefe zu. Dombecan Heinrich, „welchem Janssen das erste Exemplar mitgetheilt hat“, war nach einem Briefe Bischof v. Ketelers vom 24. November 1876 „ganz entzückt“ davon und konnte das Buch „nicht genug loben“: „er hat uns während des ganzen Mittagessens davon erzählt und hörte nicht auf, uns Mittheilungen aus den Briefen zu machen.“ Der Bischof selbst hoffte, „daß die Briefe viel Gutes stiften werden“[2]). Freund Molitor, den die „volltönende Harmonie“ in dem ganzen Leben Stolbergs in gleichem Maße wie Janssen anmuthete, meinte, „daß wir noch nicht eine einzige ähnlich reichhaltige katholische Biographie in Deutschland besitzen“.

Vielleicht keine Arbeit hat Janssen einen so lautern Genuß bereitet wie die kleinere, dem ganzen Plane nach zugleich erweiterte und eine Fülle neuen Materiales bergende Ausgabe. Auch bei dieser war es, wie in der zweibändigen Bearbeitung, Janssen „vor allem darum zu thun, persönlich hinter den vorgeführten Zeugnissen völlig zurückzutreten und mit Stolbergs eigenen Worten, in leichtem und natürlichem Gefüge, ein Bild von dessen Wachsen und Wirken, von seiner frischen Begeisterung für Kirche und Vaterland, Kunst und Wissenschaft, seinem tiefen und reinen Seelenleben, seiner frommen Glückseligkeit zu entwerfen“; im übrigen unterscheidet es sich von dem größern Werke noch hauptsächlich dadurch, daß die sämtlichen beigezogenen Briefe eingearbeitet sind. Die Arbeit erschien Janssen wie ein „labendes Bad“. „Um mich, bevor ich an Band IV

---

[1]) Der hier beigezogene Brief ist nicht datirt.

[2]) Raich, Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler (Mainz 1879) S. 530.

anfange, einige Zeit aus dem Verkehr mit der Spitzbubengallerie des 16. Jahrhunderts herauszuziehen", schrieb er darüber einem Freund unterm 19. Januar 1882, „habe ich mich fünf Wochen von neuem in den Stolberg'schen Kreis geflüchtet. Resultat ein bereits im Druck befindliches Buch: ‚Stolbergs Entwicklungsgang und Wirken im Geiste der Kirche'. Das Buch wird sehr schön, ganz Selbstbiographie, es wird der guten M. Freude machen, besonders das Schlußkapitel: ‚Liebe und Frieden im Kreise der Familie'. Ich habe nicht bloß das frühere zweibändige Werk in dem neuen Buche verarbeitet, sondern auch sehr viel Neues und Interessantes hineingezogen."[1]) — „Mir war es bei der Lectüre des Werkes", urtheilte ein Verehrer Stolbergs in einem Brief an Janssen, „als wenn eine Selbstbiographie Stolbergs aufgefunden worden wäre. Die Entwicklungsgeschichte des großen Mannes steht jetzt noch ungleich deutlicher vor mir als nach der Lectüre des frühern Werkes von Ihnen, weil minder Wichtiges von ihm und Briefe von Anderen jetzt weggeblieben, und ich viel schönes Neue gefunden. Das letzte Kapitel sollte ein Vade mecum für jedes christliche Haus sein, und ich kenne in unserer Literatur für Convertirende nichts Passenderes und Schöneres als das Kapitel ‚Aus der Jahrwoche religiösen Ringens'. Thatsächlich hat der kleine wie der große „Stol-

---

[1]) In dem gleichen Briefe legt er besonderes Gewicht auf seine Ausführungen im dritten Bande über den Speyerer Reichstag von 1526 und die „Protestation" von 1529: nämlich „1. daß es nicht wahr, daß 1526 der Reichstag zu Speyer das Territorialkirchenthum rechtlich anerkannt hat. Vergl. S. 47—49. Im Gegentheil. Auch die katholischen Historiker sind in dieser Sache fast alle auf den Leim gegangen. 2. Betr. Bedeutung der Speyerer Protestation von 1529 S. 135 ff. Diese Protestation bezieht sich nicht etwa auf Gewissensfreiheit für sich, sondern auf Duldsamkeit gegen die Katholiken. Dagegen haben sie protestirt. Besonders wichtig, jetzt dies zu erwähnen wegen des in Speyer geplanten Protestationsdomes — wofür der König von Bajuwarien 5000 Gulden gegeben!! Unduldsamkeit ist der Charakter des ganzen Protestantismus (vergl. Bd. III, S. 187—192). Das Fürchterlichste in dieser Richtung hat geleistet Albrecht von Brandenburg-Culmbach".

berg" zu Janssens unsäglicher Freude nicht wenige Conversionen veranlaßt und vollendet[1]).

Auch jetzt noch wußte Janssen, trotz des unaufhaltsamen Drängens seiner „Geschichte", ab und zu die nöthige Muße für einzelne kleinere Arbeiten in Zeitschriften und für einige Flugschriften sich abzusparen. So seien zu den bereits gelegentlich genannten erwähnt — aus dem „Historischen Jahrbuch" der Görres-Gesellschaft die Anzeigen von Arnolds „Deutscher Urzeit" (1880, S. 158 ff.), Pastors „Reunionsbestrebungen" (1880, S. 452 ff.) und „Geschichte der Päpste" Bd. I (1887, S. 310 ff.); die Polemik „Janssen gegen Kluckhohn" (1889, S. 343 ff.); aus den „gelben Heften" (Hist.-pol. Bl. Bd. 103 [1889, I], S. 54 ff.) eine Besprechung von Wedewers „Johannes Dietenberger"; aus der „Literarischen Rundschau" und dem „Literarischen Handweiser" besonders jene von Alfred v. Reumonts „Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaates" (Rdsch. 1878, Sp. 51 ff.); Onno Klopps „Fall des Hauses Stuart" (Rdsch. 1876, Sp. 126 ff. 163 ff.; 1878, Sp. 104 ff. 141 ff.; 1880, Sp. 16 ff. 47 ff.; Hdw. 1878, Sp. 55 ff.) und Alexander Baumgartners „Goethe" (Hdw. 1883, Sp. 14 ff.; 1886, Sp. 175 ff. 749 ff.); aus der neuen Auflage des „Kirchenlexikons" die Artikel: „Rudolf Agricola" (I, Sp. 359), „Sebastian Brant" (II, Sp. 1200), und „Buchdruckerkunst" (II, Sp. 1392); aus dem „Katholik": „Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts" (1889, I, S. 41 ff.); „Bockspiel Martin Luthers" (ebenda S. 184); eine Anzeige der Schrift von Simon Widmann: „Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur" (1889, II, S. 110 f.). Endlich noch zwei Flugschriften,

[1]) Ein durch Jahre in Aussicht genommenes Lebensbild der zweiten Gemahlin Stolbergs", Sophie geb. Gräfin von Redern, jener „reichbegabten Frau, die seiner würdig war und seinen Kindern eine gute Mutter wurde", konnte Janssen selbst nicht mehr ausführen; er hat jedoch, so viel wir wissen, noch bei Beginn seiner Todeskrankheit dafür vorgesorgt.

die eine unter dem Decknamen „Siegmund Altenrath": „Zur Beurtheilung und Würdigung Martin Luthers"[1]); die andere, ohne Namen und gemeinschaftlich mit August Reichensperger verfaßt „zur Kennzeichnung neuester Kunstschriftstellerei, namentlich in Sachen der im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland eingeführten ‚antikisch-wälschen Kunstmanier', genannt ‚deutsche Renaissance'": „Reichensperger-Janssen und der Kunsthistoriker Professor Doctor Wilhelm Lübke"[2]).

In der Besprechung des Reumont'schen Werkes (a. a. O. Sp. 55. u. 57) macht Janssen „ganz besonders auf die eingehende Erörterung der ‚kirchlichen Verhältnisse' und die lothringische Regierungspolitik in Religionssachen aufmerksam. „Auch für die Gegenwart und deren staatskirchliche Bestrebungen und ‚Erfolge'", meint er, läßt sich „aus den betreffenden Kapiteln gar vieles lernen. Namentlich bezüglich des Vorgehens des Großherzogs Leopold, der, wie er in einem Edicte vom 5. Juli 1782 aussprach, ‚aus der Fülle höchster und absoluter Autorität' kirchliche ‚Reformen' durchführen wollte und durchführte. Aehnlich wie bei Leopolds Bruder Kaiser Joseph II. waren auch in Toscana die geistlichen Rathgeber und Helfershelfer, hervorragend unter allen Scipione de' Ricci, Bischof von Pistoja, noch radicaler als der Großherzog und die Regierung selbst.... In einem amtlichen Schreiben an die Regierung bezeichnete der Bischof die Ordensgeistlichkeit (i frati in genere) als ‚eine verderbliche und giftige Secte, die sich gegen jeden gerechten und christlichen Eingriff sträube'. Gegen das Einsammeln von Beiträgen, selbst für Kirchenfeste und fromme Werke, wurden von der Regierung Peitsche und Zwangsarbeit angedroht; nicht bloß klösterliche Institute, sondern auch die Laiencompagnien und Bruderschaften wurden als verderblich und staatsgefährlich aufgehoben und Befehle erlassen, die ‚sämtlichen Altäre ihrer Oratorien und Kapellen zu zerstören'..... Durch das gewaltsam

[1]) Frankfurt 1888 gr. 8°. 23 S.

[2]) Ebenda Spätherbst 1890 gr. 8°. 36 S.

revolutionäre Vorgehen der ‚Aufklärung‘ wurden alle religiösen Gefühle und alle Rechtsgefühle des Volkes verletzt, alle Autorität wurde untergraben, und dann wunderte man sich noch, daß das Volk, nachdem es lange geduldet, schließlich auch seinerseits die Wege der Revolution beschritt.“

Am Schlusse einer ausführlichen Besprechung der Bände V und VI des Klopp'schen Werkes (Lit. Rundsch. 1878, Sp. 145 f.) gibt Janssen dem Wunsche Ausdruck, daß diese namentlich dazu dienen möchten, „dem allzuhäufigen Vorurtheile entgegen zu wirken, daß die Geschichte jener Zeit und überhaupt der letzten Jahrhunderte bereits geschrieben sei! Es ist vielmehr“ nach seiner Ansicht „im hohen Grade zu beklagen, daß vom Boden der katholischen Kirche aus sich, nach Verhältniß, so wenige Kräfte der Erforschung und Darstellung der europäischen Geschichte der letzten Jahrhunderte gewidmet, vornehmlich in Deutschland; daß darum viele Katholiken zu Büchern greifen, deren Wesen in der Todesfeindschaft wider die katholische Kirche besteht. Und doch spricht ja gerade die Wahrheit der Geschichte für uns“. Freilich heiße es auch hier: „Die Ernte ist reich, aber der Arbeiter sind wenige“; aber von dem „frischen Leben, welches sich unter den Katholiken Deutschlands regt“, erhofft er zuversichtlich, daß es mehr und mehr Arbeiter erwecken werde: „denn uns gehört die Zukunft“.

In dem an die weitesten Kreise sich wendenden Lutherschriftchen sucht er einerseits aus „Luthers Selbstbekenntnissen über sich und sein Werk“, andererseits aus protestantischen Zeugnissen über Luthers Ansehen in Deutschland im ersten Halbjahrhundert nach seinem Tode „den Lesern unmittelbar aus den Quellen ein selbständiges Urtheil über Luther und sein Werk zu ermöglichen“. Vor allem bietet er hier den Schlüssel zu Luthers merkwürdiger Aeußerung gegen seine Freunde: „Ich lasse die Gedanken nimmer mehr fahren, daß ich wünsche und wollte, daß ich diese Sache nie angefangen hätte.“

In der Schrift gegen Lübke führt Janssen den „phrasen-

reichen Kunstschreiber" welcher, der in übermüthigster Herausforderung gegen die „ultramontane Kunstforschung" der „armen blinden Tröpfe" Reichensperger und Janssen sowie gegen den culturbedrohlichen „Ultramontanismus" losgezogen hatte, in erbarmungslosem, aber vollauf verdientem Gerichte „auf seinen Nennwerth" zurück; was er dem „lichten Schatzbewahrer echter Kunst und Cultur" an schülerhaften Fehlern, an Widersprüchen in kunstgeschichtlichen Grundfragen, an völlig haltlosen Phantastereien und groben geschichtlichen Schnitzern u. s. w. vorhält, ist zugleich auf das genaueste belegt und neuestens durch weitere Nachweisungen bekräftigt worden[1]). Inzwischen ist auch Lübke (15. April 1893) aus diesem Leben abberufen worden, und Verwandte haben ihm auf öffentlichem Platze bereits ein Denkmal errichtet; aber trotz dieser ungewöhnlichen „Verewigung" wird das vernichtende Urtheil Janssens über ihn aufrecht bleiben.

Mit den bisher aufgeführten und angedeuteten Arbeiten ist Janssens schriftstellerische Thätigkeit indeß nicht erschöpft; es erübrigt noch ein Blick auf sein Verhältniß zu der politischen Tagespresse und zu der Politik überhaupt.

---

[1]) So weist z. B. Beissel (Stimmen aus Maria-Laach Bd. 48 [1895, I], S. 14) nach, daß Lübke, „der doch für die kunsthistorische Beschreibung der Provinz (Westfalen) als Autorität gilt und so oft citirt wird", von dem großen Einflusse flämischer Kunst in Westfalen nichts weiß.

XI.

Der Publicist und Politiker.

Neben der ständigen Beschäftigung mit der Vergangenheit bewahrte Janssen stets ein offenes Auge und den empfänglichsten Sinn für alle Vorgänge des Tages. Preußens Bundesbruch im Jahre 1866[1]) und Oesterreichs Ausstoßung aus Deutschland war für ihn ein Gegenstand lebhaftesten Seelenschmerzes und schwerster Sorge um die Zukunft. Nicht minder die Scheidung der Geister zur Zeit des Vaticanischen Concils. Hoffnungsfreudig, voll vaterländischer Begeisterung hatte er die Nachrichten vom deutsch-französischen Kriegsschauplatze begrüßt. „Im Jahre 1870/71", meinte er, „hat Preußen 1866 gut gemacht", und stets forderte er mit dem „Kaiserherold":

„O werde endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,
Und wähl dir deinen Kaiser,
Und zwing ihn, daß er's wird."

Mit der gleichen Begeisterung begrüßte er die Errichtung des Deutschen Reiches und die Rückerwerbung der Reichslande. Um so schmerzlicher ward er durch den Culturkampf enttäuscht. Die Verwickelungen und Ereignisse, die sich damals unter seinen Augen vollzogen, boten, wie er in der wiederholt aufgeführten Schrift „An meine Kritiker" (S. 222) hervorgehoben

[1]) Im Hinblick auf die Thatsache, daß „nicht das Volk, sondern die schlechten Fürsten die ‚Reformation' geschaffen, weil sie ihren Plänen günstig war", äußerte er einmal: „Verdienter Weise litten die Fürsten 1866". Ein andermal wieder sprach er sich in Bezug auf die Politik überhaupt aus: „Immer ruhiges Blut bei der Politik; ruhig ertragen! Die Nemesis der Geschichte kommt. Gott rechnet anders als wir; alles rächt sich." (Aeußerungen vom 12. April und vom 13. September 1869, freundlichst mitgetheilt von Dr. Widmann.)

hat, manche Parallele zu denjenigen, welche er in den Quellen des sechzehnten Jahrhunderts Tag für Tag studirte. „Erfreulicher Natur", bemerkt er bitter, „waren die Berührungspunkte, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpften, keineswegs. Zwar hatte ich keine Bilderstürme vor Augen, nicht Kreuze, Altäre, Heiligthümer wurden zertrümmert. Aber viele mir liebe katholische Anstalten sah ich entvölkert, Freunde, mir theure Bekannte sah ich in die Verbannung ziehen, andere wurden eingekerkert, gepfändet, mit schweren Geldbußen belegt, Verbrechern gleich geachtet; Bischöfe, mit welchen ich in freundlicher Beziehung stand, verfielen strafrechtlichem Urtheil; das arme Volk sah ich an vielen Orten seiner Priester beraubt, Kranken und Sterbenden den Trost der Sacramente entzogen, das Glück in zahlreichen Familien gestört, Tausende von Ordensleuten verjagt, die Kirche in ihren ehrwürdigsten verbrieften Rechten gekränkt." Aber wenn die Beschäftigung mit einer Vergangenheit, in welcher die geistlichen Hirten und Führer den „Culturkampf" so schlecht bestanden, ihn muthlos machte, und er mehr denn einmal nahe daran war, die Fortsetzung seines Lebenswerkes aufzugeben und sich erfreulicheren Arbeiten zu widmen, dann war es gerade „der Culturkampf unserer Tage, der Hinblick auf die opferwillige Treue, die Einsicht und Einigkeit der Bischöfe und Priester unserer Zeit", was ihm „immer wieder neuen Muth gab" [1]). Das Beispiel der getreuen Hirten eiferte ihn an, nicht nur die alten Mühseligkeiten klaglos weiter zu tragen, sondern auch im Kampfe der Gegenwart mannhaft einzugreifen in Wort und Schrift [2]).

---

[1]) Vergl. die „Aufzeichnungen" bei Pastor S. 142.

[2]) Hat Janssen auch den Spruch gebraucht:

Der nächste Weg zu Gott führt durch der Liebe Thür,
Der Weg der Politik bringt uns gar langsam für —

(vergl. Pastor S. 108), so läßt sich doch daraus nicht ohne Einschränkung schließen: er sei „nie Politiker gewesen". Er war freilich niemals Berufspolitiker; aber er bekundete doch jederzeit für die brennenden Fragen der Politik ein Interesse und ein Verständniß, wie nicht mancher Berufspolitiker, und zeitweilig entfaltete er, wie auch aus den folgenden Proben hervorgeht, eine recht lebhafte politische Thätig-

Wie er in den Tagen, wo ein Gendarm es verbieten konnte, über „Thema“ zu sprechen, sich nicht scheute, in Volksversammlungen aufzutreten, und hier besonders die Lehren der Vergangenheit für die Gegenwart nutzbar zu machen suchte, so unterstützte er damals auch auf das eifrigste die katholische Tagespresse durch seine Mitarbeit. Die kurzen, vorwiegend thatsächlichen Mittheilungen, die er verschiedenen Centrumsorganen, wie namentlich den „Kölnischen Blättern“ (der jetzigen „Kölnischen Volkszeitung“), dem „Mainzer Journal“ und der Berliner „Germania“, lieferte, durften vielfach einen weit über den Tag hinaus dauernden Werth beanspruchen. War er doch meistentheils, dank seinen einflußreichen Verbindungen, wie wenige gut unterrichtet, nicht bloß in Bezug auf den Gang der großen Politik, sondern ganz vorzüglich auch in Bezug auf die Strömungen und Stimmungen in den leitenden preußischen Kreisen[1]).

Heute wird es kaum noch möglich sein, einen größern Theil seiner zahlreichen politischen Zeitungsbeiträge mit voller Sicherheit nachzuweisen. Um so werthvoller für die Beleuchtung dieser seiner Thätigkeit sind daher wohl die nachstehenden Proben aus einer Anzahl noch handschriftlich vorhandener Zeitungs-Correspondenzen, die er in der Zeit von Anfang

---

keit. Man wird ja auch z. B. J. F. Böhmer die Wissenschaft nicht absprechen wollen, obwohl derselbe oft und gern, „manch tiefe Betrachtung daran knüpfend“, diesen Spruch in der ursprünglichen Fassung von Angelus Silesius wiederholte:

Der nächste Weg zu Gott führt durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

(Vergl. Janssen, Böhmer I, S. 280; Pastor S. 41.)

[1]) So hatte uns Janssen, um nur einige Beispiele anzuführen, bereits im Frühjahr 1888, längst bevor man von des sel. Windthorst Aeußerungen über den Nachfolger Bismarcks hörte, mit einem Reichskanzler Caprivi vertraut gemacht. — In ähnlicher Weise hatte er zwei Jahre vorher dem damaligen Hochw. Bischofe Roos von Limburg, als dieser zur Theilnahme an dem Begräbniß Erzbischof Orbins nach Freiburg reiste, beim Abschied mit aller Sicherheit vorausverkündigt, wenn er nach Freiburg gehe, werde er als Erzbischof von Freiburg zurückkehren.

Mai bis Ende December 1873 einem mittelrheinischen Blatte zur Verfügung stellte.

Von besonderer Wichtigkeit waren seine stets „aus sicherster Quelle“ geschöpften Mittheilungen über die eigentlichen Culturkampfspläne der preußischen Regierung. Bereits unterm 3. Mai 1873 berichtete er: „In der letzten Sitzung des Gesamtministeriums verlangte Fürst Bismarck, daß der Erzbischof Ledóchowski verhaftet werden sollte. Der Minister von Königsmarck, früher Oberpräsident von Posen und mit den Zuständen der Provinz genau vertraut, widersetzte sich mit aller Entschiedenheit diesem Verlangen des Reichskanzlers und bemerkte, man werde zu einer solchen Verhaftung wenigstens 15 000 Mann nöthig haben, da ohne Zweifel ein Volksaufstand daraus entstehen werde. Bismarcks Vorschlag fiel schließlich durch, und infolge dessen gerieth der herrschgewaltige Mann in eine fürchterliche Aufregung, wie sie sich übrigens schon seit längerer Zeit bei jeder Gelegenheit in seinem Benehmen kund gibt. Der ‚große Staatsmann‘ ist so weit fortgeschritten, daß er gar kein Hehl daraus macht: Dem Staate sei es gleichgiltig, wen das Volk anbete, einen Hund oder einen Gott.“ — Die Verhaftung des Erzbischofs Ledóchowski wurde dann dreiviertel Jahre später, in der Nacht auf den 3. Februar 1874, gewagt.

Unterm 29. Mai 1873 meldet Janssen die „feststehende Thatsache“, „daß die Kaiserin [Augusta] über die neuen Kirchengesetze im höchsten Grade bekümmert ist“. Sie lebt „in schweren Sorgen, daß ‚namentlich auf protestantischem Gebiete die ungläubige Richtung zu der weitern Auflösung der Grundlagen der evangelischen Kirche fortschreiten werde‘. Zu ihrer kürzlich von den Zeitungen mitgetheilten Aeußerung (aus einem Briefe an einen Bischof): ‚Ich bin nur eine alte Frau und habe gar keinen Einfluß; habe nur noch Thränen für das Unheil, das ich herannahen sehe‘“, kann Janssen dann „aus authentischer Quelle eine andere hinzufügen, welche die Kaiserin kürzlich gegen den (Berliner) orthodoxen Prediger Büchsel that: ‚Die Zeiten sind schwer, lieber Büchsel; es

kommt dahin, daß jeder, der noch an den lebendigen Gottessohn glaubt und danach leben will, für staatsgefährlich gelten wird. Aber ich hoffe, es wird auch in der evangelischen Kirche nicht an treuen, muthigen Bekennern fehlen, komme, was da komme'".

Desgleichen kann Janssen „trotz aller gegentheiligen Behauptungen in den Zeitungen" unterm 10. Juli „versichern, daß nicht bloß die Kaiserin, sondern auch der Kronprinz den in Scene gesetzten Kirchenstreit in hohem Grade mißbillige". Der Kronprinz fürchte schlimme Folgen von dem Auftreten der Regierung und habe sich vor nicht langer Zeit geäußert: „Das ist unserseits ein Kampf ohne Generäle und ohne Terrainkenntniß, und einen solchen zu führen, liegt nicht in den preußischen Traditionen."

Ob dieser und ähnlicher „wohlverbürgter" Aeußerungen über den Culturkampf, über Katholiken und katholische Zustände, über katholische Geschichtsforschung u. s. w. hegte er gegen den damaligen Kronprinzen, spätern Kaiser Friedrich[1]), aufrichtige Hochschätzung, und auf seinem Arbeitstische behauptete dessen Bildniß seit den Tagen des Culturkampfs einen Ehrenplatz. Die Kaiserin Augusta schätzte er, zugleich auf Grund persönlicher Bekanntschaft, besonders hoch. Als dieselbe im Frühjahre 1871 in Homburg v. d. Höhe weilte, lud sie ihn zu Tische und bat ihn auch um seine Werke. Da er sie nicht traf, als er dieselben überreichen wollte, sprach sie ihm darob schriftlich ihr Bedauern aus und dankte ihm verbindlich. Später ließ sie Janssen fragen, ob er keinen Wunsch habe? Seine Stellung in Frankfurt sei doch seiner Bedeutung nicht entsprechend. Er aber erwiderte: „Landpastörchen zu werden, wäre das Einzige, was ich nach meiner jetzigen Stellung werden möchte."

Besonders zuverlässig zeigte sich Janssen über die damals schwebenden Unterhandlungen zwischen Preußen und Italien un=

---

[1]) So sprach er uns wiederholt davon, daß dieser als Kronprinz zu übelwollenden Kritikern der „Geschichte des deutschen Volkes" gesagt: „Widerlegt ihn, statt auf ihn zu schimpfen!"

terrichtet. „Mac Mahon", hatte er am 6. Juni gemeldet, „hat sich ‚vertraulich' gegen den deutschen Botschafter in Paris über die ‚ganz unhaltbar gewordene Lage Italiens' ausgesprochen. Italien sei der eigentliche Revolutionsherd in Europa geworden, und von dort drohten die größten internationalen Schwierigkeiten. Das alles werde nicht eher sich zum Bessern wenden lassen, bis die Piemontesen dem Papste Rom zurückgegeben hätten. Mac Mahon lenkte auch die Aufmerksamkeit des Grafen von Arnim darauf hin, daß die Revolutionsära in Europa nicht zum Abschluß kommen könne, wenn nicht die Machthaber die alten völkerrechtlichen Principien wieder auf ihre Fahnen schrieben." Graf von Arnim habe über die Auslassungen des neuen Präsidenten der französischen Republik „vertraulich" nach Berlin berichtet. Die preußische Regierung aber plante mittlerweile neue italienische Abmachungen.

„Das neue Schutz- und Trutzbündniß mit Italien", schrieb Janssen fünf Wochen danach, unterm 10. Juli, „harrt noch der kaiserlichen Sanctionirung, und insofern haben die Officiösen recht, wenn sie sagen, daß es nicht ‚abgeschlossen' sei. Bismarck ist aus der letzten Audienz in höchster Verstimmung heim gekommen, weil er, wie man glaubt, die besagte Sanctionirung nicht durchsetzen konnte." In seiner Sommerfrische in Varzin, heißt es dann noch nebenbei, „will der Reichskanzler, wie es scheint, ganz besonders amerikanische Zustände studiren; wenigstens ist eine ganze Ladung von Büchern über Amerika mit ihm in die Einsamkeit gewandert".

Unterm 17. Juli weiß Janssen des nähern anzugeben: „In dem mit Italien geplanten Schutz- und Trutzbündniß, welches übrigens, wie ich früher mittheilte, die kaiserliche Sanctionirung noch nicht erhalten hat, wird auch bereits auf die Eventualität einer Thronbesteigung des Don Carlos in Spanien Rücksicht genommen. Man scheint nämlich davon überzeugt zu sein, daß Don Carlos nach seinem siegreichen Einzuge in Madrid nicht lange feiern werde, dem Papste gegen die piemontesischen Eroberer zu Hilfe zu eilen, um die inneren Schwierigkeiten durch einen Krieg nach außen mög-

lichst zu heben. Als die Königin Isabella kurz vor ihrer Entthronung in den Regierungsblättern ankündigen ließ, das spanische Volk werde bald berufen sein, an Stelle der Franzosen den Schutz des päpstlichen Stuhles zu übernehmen (in dieser Ankündigung lag ein Hauptgrund ihrer durch die Freimaurerei betriebenen Absetzung), meldeten sich — wie wenig auch die Königin beim spanischen Volke beliebt war — in kurzer Zeit nicht weniger als 10 000 Freiwillige, zum Theil aus den besten Familien des Landes, zur Uebernahme dieses Schutzes. Dieser Thatsache hat man sich ohne Zweifel noch im Quirinal erinnert und daher Vorsorge getroffen, welcher Hilfe man sich vom Deutschen Reich zu versehen habe, falls etwa Don Carlos als neuer König den Waffengang mit Victor Emmanuel versuchen und sein Volk dazu aufrufen würde."[1])

Zwölf Tage später, 29. Juli, liefert Janssen einen neuen Beitrag zur Enthüllung preußisch-italienischer Bündnißpläne. „Der Einsiedler von Varzin", schreibt er da, „beschäftigt sich nicht bloß, wie seine Getreuen die Welt glauben machen wollen, mit der Landwirthschaft, sondern er beackert auch fleißig das politische Feld. Seine neueste Thätigkeit richtet sich darauf, in das zwischen Preußen und Italien geplante Schutz- und Trutzbündniß auch die Schweiz hineinzuziehen. Ein Schweizer Abgesandter war vor wenigen Tagen in Varzin, und Schriftstücke über den Gegenstand sind bereits hin und her gewechselt worden. Der Reichskanzler sucht die Schweizer davon zu überzeugen, daß sie von dem klerikal gewordenen Frankreich große Gefahren zu befürchten hätten. Nächstens wird der sehr ehrenwerthe italienische Minister Sella in Varzin eintreffen, natürlich ohne daß die officiösen Zeitungen darüber berichten dürfen."

Als gegen den Herbst hin Victor Emmanuel seine Gastreisen nach Wien und nach Berlin unternahm, theilt

---

[1]) Don Carlos hatte am 15. Juni seinen Fuß wieder auf spanischen Boden gesetzt; am 2. August beschwor er sodann in Guernica die Fueros, nahm Estella und machte es zur Residenz und zum Mittelpunkte seiner Operationen.

Janssen unterm 23. September mit, wie „unsere italienischen Gäste" von dem Empfange, den sie in Berlin gefunden, weit besser befriedigt sein sollen, als von dem in Wien. „Namentlich fühlte sich dort der König Victor Emmanuel durch den Umstand gedrückt, daß die Kaiserin, extra nach Wien gekommen, um ihn zu empfangen, plötzlich so ernstlich unwohl geworden, daß sie ihn nicht empfangen konnte. Sein Gewissen machte ihm wohl Vorwürfe, daß er selbst an diesem allerhöchsten Urwohlsein einige Schuld trage. Auch die ministeriellen Conferenzen sollen hier eingehender sein. Während man in Wien keine Aufzeichnungen machte, sollen in Berlin die Resultate der Zusammenkünfte schriftlich fixirt werden.

„Wir wollen nicht hoffen," fährt Janssen fort, „daß da neues Material für Lamarmora'sche Enthüllungen hergerichtet wird, zumal das alte noch lange nicht verdaut ist. Da liegt uns z. B. der Brocken noch schwer im Magen, daß König Wilhelm gegenüber dem Kaiser von Oesterreich sein Ehrenwort gegeben haben soll: er habe keinerlei Abmachungen mit Italien unterzeichnet, während doch in der That damals bereits der Vertrag abgeschlossen gewesen[1]). Es wäre nun geradezu des Königs unwürdig, wollte man annehmen, derselbe habe den Nachdruck auf das Wort ‚unterzeichnet' gelegt und im übrigen die Existenz der Abmachungen ganz genau gekannt. Die ritterliche Loyalität des Königs gestattet keinen solchen Kniff unter Verpfändung des königlichen Ehrenwortes. Es läßt sich vielmehr nur annehmen, daß der König in der That von dem Abschlusse mit Italien nichts gewußt habe. Das ist aber fast ebenso bedenklich... Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Könige. Einem Minister aber, der hinter dem Rücken seines königlichen Herrn Krieg und Frieden macht, begegnen wir in der Geschichte des Hauses Merovig, dessen letzter Sproß in ein Kloster gesteckt wurde, während der Minister

---

[1]) In der deutschen Ausgabe der Lamarmora'schen Enthüllungen („Etwas mehr Licht" u. s. w. 2. Auflage, Mainz 1873) ist bloß die Rede davon, daß der König keinen Vertrag mit Italien „geschlossen" habe. Vergl. S. 136, 291 und 295.

sich die Krone aufsetzte. Das wird zwar heute der Fürst Bismarck nicht thun, und zwar aus guten Gründen. Er läßt dem König seinen Mantel, macht sogar den Fackeltanz mit und begnügt sich mit der Rolle eines deutschen Rouher. Jedenfalls bedarf die ganze Sache umfassender Aufklärung, welche zu geben die Pflicht der Officiösen wäre."

Auch sonst weiß Janssen zu berichten, daß dem Könige in den preußisch-italienischen Abmachungen von Anfang an manches dunkel geblieben sei: „Ueber die Enthüllungen Lamarmoras soll der Kaiser", schreibt er u. a. am 13. September, „sich gegen einen Vertrauten in Hannover mit großer Entrüstung geäußert haben und zwar mit dem Bemerken: ‚Mir ist darin sehr vieles neu, ganz unerwartet.‘ Am peinlichsten", hebt er mit Recht hervor, „berühren in der Schrift die Enthüllungen über Bismarcks Versuche, Ungarn zu revolutioniren und die österreichischen Soldaten zum Abfall zu bringen."[1])

Vorzüglich waren Janssens Aufklärungen über die wiederholten Versuche Bismarcks, namentlich die Engländer in den Culturkampf hineinzuziehen. So gab er unterm 15. September Kunde von einem Gerüchte, „daß Fürst Bismarck bereits zweimal bei England angeklopft habe, um dasselbe zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen den ‚Ultramontanismus‘ zu bewegen, einmal im November vorigen Jahres [1872], einmal in der jüngsten Zeit. Beide Male habe jedoch der Fürst-Reichskanzler für seine Vorschläge taube Ohren gefunden. Wahrscheinlich wird er jetzt warten, bis ein Ministerium anderer Farbe am Ruder ist, um dann die Erfahrung zu machen, daß in England kein Ministerium Lust hat, Ausnahmegesetze gegen Leute zu machen, die gegen das Staatsgesetz nichts verbrochen haben; daß vielmehr die Schmarotzerpflanze des Nationalservilismus, wie die Hundsmilch, auf märkischem Boden vegetirt und von da aus sich epidemisch in das übrige Deutschland verbreitet hat".

Alsbald erfolgte hierauf eine officiöse Abläugnung, nach

---

[1]) Ebenda S. 300 ff. und 331. Vergl. auch Pfülf, Mallinckrodt S. 499–507.

welcher „das abgeschmackte Zeug selbstverständlich nur Beachtung verdiente als Illustration der ultramontanen Preßmanöver". „Daß Fürst Bismarck", konnte jedoch Janssen bereits unterm 20. September entgegnen, „auch in dem von ihm herbeigeführten Kirchenkriege Bundesgenossen suchte, zeigt deutlich sein aller Welt offenkundiges Verhältniß zur Schweizer antikirchlichen Bewegung sowie zur italienischen Revolution. Weniger offenkundig sind bis jetzt die Beziehungen, welche der Reichskanzler zu Thiers und Andrassy in kirchlichen Fragen gehabt hat und — mit letzterem wenigstens — noch hat. Der Kanzler selbst wird es wohl deshalb nicht für sehr ‚abgeschmackt' gehalten haben, auch bei Gladstone einmal anzuklopfen. Ueberdies wird dies ja jetzt nicht zum ersten Male behauptet; denn das muß immer festgehalten werden: Fürst Bismarck ist gegenwärtig das Centrum und Haupt der gesammten internationalen antikatholischen Bewegung."

Unterm 29. September bestätigte Janssen dann seine Meldung dahin, daß „trotz aller Dementis der Officiösen" die Thatsache bestehen bleibe: „Bismarck hat zum zweiten Male bei seinen Bemühungen, auch England in den grotesken ‚Culturkampf' gegen Rom hineinzuziehen, eine abschlägige Antwort erhalten. Gladstone hat dem deutschen Botschafter sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß die Creirung von Ausnahmegesetzen eine Sache despotischer Staaten sei, und daß man deshalb in England, möge das Ministerium einen leitenden Namen führen, welchen es wolle, auch solche Gesetze nie einführen werde."

Was damals bei der englischen Regierung noch mißlang, wurde um so nachdrücklicher bei der englischen Presse zu erreichen versucht. Der Reptilienfonds hatte inzwischen wie Janssen unterm 30. September meldete, eine große englische Zeitung angekauft, und kurz darauf sollte derselbe auch ein süddeutsches Hauptorgan „in den Kreis der engbefreundeten Blätter gezogen" haben. „Fast sämtliche in Preußen noch unabhängige Blätter", heißt es dann in einer Correspondenz vom 21. December, „verurtheilen die Art und Weise, wie

die Regierung in dem großen ‚Culturkampf‘ die englische Presse zu ihren Gunsten zu beeinflussen sucht. Fast sämtliche haben auch die von den englischen Blättern zuerst constatirte Thatsache mitgetheilt, daß das (Berliner) Preßbureau den bedeutendsten englischen Zeitungen ein lithographisches Circular zugehen läßt, welches von den Kirchengesetzen und den Bischöfen, speciell von dem Erzbischof Ledóchowski, handelt. Aber das Preßbureau versucht noch andere Mittel der Beeinflussung. Es sind eigene Vertreter desselben ad hoc nach London geschickt, denen von hier [Berlin] aus die Materialien zu den Artikeln, die sie in London für die englischen Zeitungen schreiben, zugeschickt werden. Es ist dasselbe Manöver, wie es zur Zeit des Kölner Kirchenstreits im Jahre 1838 in Scene gesetzt wurde. Damals wurde der bekannte Ritter Bunsen zu Preßzwecken nach England geschickt, und die von Professor Nippold herausgegebenen Briefe Bunsens belehren uns des nähern über dessen Preßthätigkeit in London. Bunsen selbst schreibt über sich: ‚Im Einverständniß mit dem königlichen Gesandten bekämpfe ich die Feinde (d. h. die katholischen Bischöfe) theils in „Times“ und „Standard“ theils in „Quarterly Review“ und „Foreign Quarterly Review“.‘ Ueber einen seiner Artikel meldet er seiner Frau: ‚Der Artikel für die „Quarterly Review“ ist im Stande, Krieg, Feuer und Flamme auf dreißig Jahre zu entzünden. . . . Du sollst die Bogen sehen; der Titel ist: Papistische Verschwörung zu dem Umsturz der protestantischen Throne.‘ An den König Friedrich Wilhelm III. überschickte Bunsen ‚eine allgemeine Uebersicht der Artikel, die geschrieben sind oder geschrieben werden sollten‘[1]). Bunsens Wittwe flunkert, daß die journalistische Thätigkeit ihres Herrn Gemahls in London sehr ‚erfolgreich‘ gewesen; in Wahrheit streuten die Preßhusaren nur für eine ganz kurze Zeit den Engländern Sand in die Augen; denn schon im Jahre 1838—1839 fingen die englischen Blätter an, für die katholische Kirche gegen die Vergewaltigung der

[1]) Vergl. auch Zeit- u. Lebensbilder 4. Aufl. Bd. II, S. 245 ff.

Erzbischöfe von Köln und Posen Partei zu ergreifen. Ohne Zweifel werden auch die gegenwärtigen Manöver keinen bessern Erfolg in England zu Wege bringen."

Wirklich ging es auch diesmal so. Das preußische Geld bewirkte freilich einen augenblicklichen Umschwung bei einem Theile der englischen Blätter, und der neue, seit dem 21. Februar 1874 amtirende Ministerpräsident Disraeli begann anfänglich sogar in die Culturkampfstrompete zu stoßen; aber im großen und ganzen hatte es in England bei einigen culturkämpferischen Versammlungen und Adressen sein Bewenden.

Wiederholt beschäftigt Janssen sich auch mit inländischen Soldschreibereien. Angesichts der einseitigen Beweihräucherung des kürzlich verstorbenen Gustav Freytag ist in dieser Hinsicht die folgende Correspondenz vom 13. September 1873 besonderer Beachtung werth: „Der Romanschreiber Gustav Freytag, der seit einiger Zeit in sehr intime Beziehungen zu dem Reichskanzler getreten ist, spricht in der nationalliberalen Wochenschrift ‚Im neuen Reich' über den großen Kirchenconflict ‚mit Mannesmuth' das entscheidende Wort. Der Kampf, sagt er, den Preußen ‚für die Ehre und Machtfülle unseres Staates unternommen, ist, wenn nicht Alles trügt (du armer Romanschreiber!), der Kampf um die Existenz des despotischen Papstthums, den die Deutschen zugleich für alle anderen Culturvölker auszukämpfen haben, eine Schlacht zwischen den Freien und Unfreien, zwischen Christen und dem römischen Antichrist'. Im Delirium fährt Freytag fort: ‚Man soll vor dem Gedanken nicht zurückschrecken, den gesamten Episkopat, wenn er in seinem Ungehorsam beharrt, in Spandau oder Magdeburg zu versammeln, und man soll im Nothfall nicht davor zurückschrecken, sämtliche renitente Geistlichen (nach Berechnung der „Weserzeitung" dürfte sich die Zahl derselben auf ungefähr einige Tausend belaufen!) von ihrem Amte zu entfernen und die geistliche Sorge ihrer Gemeinden Reisepredigern zu übergeben!' Als Vertrauter Bismarcks kündigt Freytag als nächste neue Maßregel der Regierung das Verbot der Wallfahrten, der Processionen u. s. w., sowie die

‚vollständige Emancipation der Schule‘ an. Er hofft, daß ‚die verheirateten Elementarlehrer des Dorfes und der Landstadt die besten Helfer der Regierung werden‘.“

Unterm 19. Oktober konnte Janssen den bevorstehenden Rücktritt des Generals Roon und die drei Wochen darauf erfolgte Wiederübernahme des preußischen Ministerpräsidiums durch Fürst Bismarck als wahrscheinlich ankündigen. Am 12. November theilte er in Bezug auf ein zweites Schreiben des Papstes Pius IX. an Kaiser Wilhelm I. mit, wie es „seine sehr guten Gründe“ habe, wenn die Regierung trotz wiederholter Aufforderung katholischer Blätter dasselbe nicht zu veröffentlichen wage: „Der Papst hat nämlich in diesem Schreiben mehrere Stellen aus früheren Briefen des Kaisers an ihn citirt, worin der Kaiser ganz andere Ansichten aussprechen soll als im letzten Briefe[1]). Besonders soll eine Stelle über einen jetzt sehr mächtigen Bund im päpstlichen Briefe allegirt sein, die allein schon die Nichtpublicirung des päpstlichen Briefes erklären würde. Selbst aus Varzin hat weibliche Einsicht über den Brief Seiner Heiligkeit das Urtheil gefällt: ‚Das läßt sich nicht läugnen, das ist ein großartiges Actenstück‘.“

Gleichzeitig konnte Janssen Kenntniß geben „von einem Circular des Ministers Falk an die Oberpräsidenten, das etwas kleinlaut abgefaßt ist“: Falk „gestehe darin, daß bei ‚zu sperrenden‘ Geistlichen die Convocation der Gemeinde bisher gar nichts genutzt habe, da keiner erschienen sei, und schlage vor, lieber durch Zeitungen und Flugschriften die Gemeindemitglieder zu warnen vor den nachtheiligen civilrechtlichen Folgen, wenn sie die Acte eines ‚ungesetzlich‘ angestellten Geistlichen annehmen würden“.

„Auf Grund des Falk'schen Erlasses vom 24. October“, lautet ein Bericht vom 30. November, „hat das Ministerium zur energischen Fortführung des ‚Culturkampfes‘ einen Ge-

---

[1]) Vom 3. September 1873, welcher zur Wahlagitation mit dem Briefe des Papstes vom 7. August in dem „Staatsanzeiger“ veröffentlicht worden war.

setzentwurf ausgearbeitet, wonach jeder höhere und niedere Geistliche, der infolge der ‚Verletzung‘ der Maigesetze dreimal in contumaciam verurtheilt worden, des Landes verwiesen werden könne! Es klingt wie eine Ungeheuerlichkeit, und doch ist es Thatsache. Bis jetzt aber hat der König noch nicht die Genehmigung ertheilen wollen, diesen Entwurf vor den Landtag zu bringen; der Reichskanzler wird darum wohl extra von Varzin herüberkommen müssen.“

Alle Hebel wurden in jenen Tagen in Bewegung gesetzt, um die kaiserliche Unterschrift zu erlangen; namentlich wurden, wie Janssen unterm 30. December mittheilte, seit Wochen in verschiedene, auch in englische, Zeitungen Artikel über die bei der anhaltenden Kränklichkeit des alten Kaisers „nothwendig werdende Einsetzung einer Regentschaft“ lancirt, alle zu demselben Zweck und „aus derselben ‚einsiedlerischen‘ Quelle wie die ähnlich lautenden Artikel, die kurz vor der Genehmigung der Maigesetze colportirt wurden“. Man will jedoch, versichert Janssen „keine Regentschaft, sondern will lediglich damit ‚die höchste Stelle‘ zur ‚Energie‘ anspornen. Die beanspruchte Energie bezieht sich jetzt nicht mehr bloß auf den Gesetzentwurf, wonach jeder höhere oder niedere Geistliche, der dreimal in contumaciam verurtheilt worden, des Landes soll verwiesen werden können (in meinem letzten Briefe schrieb ich darüber), sondern erstreckt sich jetzt noch auf Einführung einer Art von Suprematseid, wodurch das Centrum mundtodt gemacht, d. h. entfernt werden soll, da es einen solchen Eid nie leisten könnte“.

In der That mußte man jetzt auf das Schlimmste gefaßt sein. Ein Mallinckrodt rechnete schon „mit der Möglichkeit einer Einkerkerung oder Ausweisung der entschiedenen katholischen Abgeordneten oder selbst noch radicalerer und allgemeinerer Gewaltacte“[1]). Wenn es dann alsbald nach Anbruch des neuen Jahres zur Gewaltthat gegen einzelne Bischöfe und Priester kam — die Genehmigung zu den äußersten, damals geplanten Maßregeln wurde nicht erzwungen.

---

[1]) Vergl. auch Pfülf S. 530 f.

Gar manche, in der Folge bewährte Auskunft wußte Janssen endlich über die Absichten und Abmachungen der „Altkatholiken" zu ertheilen. „Die Nachricht der Zeitungen", schreibt er unterm 24. Juli 1873, „daß der neu creirte ‚altkatholische' Bischof Reinkens die Mittel zu seinem Unterhalte aus öffentlichen Fonds erhalten werde, und daß über diesen ‚Unterhalt' lange vor der Wahl des ‚Bischofs' mit dem Reichskanzler verhandelt worden, ist vollkommen der Wahrheit entsprechend. Aber welche ‚Kathedrale' soll dieser neue Bischof erhalten? Auch darüber haben Verhandlungen stattgefunden. Der Reichskanzler hält es für äußerst schwierig, schon ‚in der nächsten Zeit' eine solche innerhalb Preußens zu finden. Demgemäß ist das Project gefaßt worden, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß das Münster von Konstanz in die Hände der ‚Altkatholiken' übergehe und dort der Bischof installirt werde. Man wird sich also auf neue Abstimmungen in Konstanz gefaßt machen müssen[1]). — Wohin der ‚Altkatholicismus' zielt, lehrt das maßgebende Organ der Secte, der ‚Deutsche Merkur', in einem ‚Reformprogramm', worin unter anderen folgende Sätze vorkommen: ‚Die gemurmelte Alltagsmesse, von Aberglauben und Geiz genährt, unterbleibe für immer und jede Singmesse auf Bestellung in den Wochentagen.' ‚Fern vom Gotteshause bleiben alle Nebenandachten, wie Litaneien, Rosenkranz, Kreuzweg, vorgebliche Segen.' . . . ‚Ein schweres Joch des Aberglaubens waren und sind das vierzigtägige Fasten und die übrigen gewohnten Fasttage' u. s. w. In Berlin ist man mit solchen und ähnlichen Reformen im höchsten Grade einverstanden. Sehr erwünscht ist auch der Satz der neuen Secte, ‚daß äußerliche Religionshandlungen der Laien an öffentlichen Orten nicht gesehen oder gehört werden', womit in Zukunft alle Processionen u. s. w. wegfallen sollen."

„Die Verhandlungen zwischen den ‚Altkatholiken', bezw.

---

[1]) Vergl. auch v. Schulte, Der Altkatholicismus (Gießen 1887) S. 375 f.; von der „Kathedrale" steht übrigens in dem umfangreichen Buche nichts.

dem Ritter v. Schulte, und dem Reichskanzler", meldet eine Correspondenz vom 13. August, „sind in der letzten Zeit, wie man hört, wieder sehr eifrig geworden. Der Reichskanzler verlangt noch die Wahl eines zweiten ‚altkatholischen Bischofs', bevor die Dotationen für die neuen Apostel ausgeworfen werden sollen."[1] „Der neue Reichsbischof Reinkens", heißt es dann unterm 30. September, „wird, wie man hört, im nächsten Winter seine Residenz in der Reichsmetropole aufschlagen, und Bismarck beabsichtigt ihm einen ‚altkatholischen' Collegen als Armeebischof beizugesellen. Während der kurzen Anwesenheit des Reichskanzlers in Berlin sind hierüber Verhandlungen gepflogen worden, von denen die Betheiligten einen günstigen Abschluß nach der Rückkehr des Kaisers erwarten." Aber diese Zuversichtlichkeit wurde nicht gerechtfertigt: unterm 30. November kann Janssen nämlich melden, daß auch die Bemühungen, einen „altkatholischen" Armeebischof à la Reinkens zu installiren, beim König noch keinen glücklichen Erfolg gehabt haben — ebenso wenig wie die oben erwähnte Forderung der Landesverweisung bestrafter Geistlichen.

Wie Janssen sich als Mitarbeiter verschiedener Centrumsblätter bethätigte, so war er auch wohl bekannt mit deren geschäftlichen und geistigen Leitern, mochten sie gleich vor der Oeffentlichkeit sich vollständig im Hintergrund halten. So stand er mit dem sel. Theodor Stahl (geb. 18. Januar 1838 zu Arnsberg, † 14. August 1895 in Berlin), durch 25 Jahre Hauptmitarbeiter der „Germania", von dessen verborgenem, manchmal entscheidendem publicistischen Wirken der Fernstehende erst in den jüngsten Tagen Kenntniß erhalten hat, „in einem innigen und regen Ideenaustausche"; Stahl hinwieder hatte von Janssens „Geschichte" „die Correcturbogen eines bestimmten Zeitabschnittes zur Durchsicht in Händen"[2]).

Unter den politischen Führern des katholischen Deutsch-

---

[1]) Vergl. v. Schulte, S. 385—405. 541—549.

[2]) Germania Nr. 193, drittes Blatt, vom 22. August 1895.

lands, mit welchen Janssen in freundschaftliche Beziehungen trat, ist vor allem zu nennen der preußische bevollmächtigte Minister am deutschen Bundestage, Karl Friedrich v. Savigny. Mit ihm, der in den Tagen der Entscheidung „für das katholische Deutschland wahrhaft der Mann der Vorsehung"[1]) geworden ist, war Janssen seit dem Anfange der sechziger Jahre innig befreundet. Sie hatten mit einander gemein die hohe geistige Bildung und die lauterste Liebe zur Kirche. Janssen kannte die Vergangenheit, Savigny wie kaum ein zweiter die Gegenwart. Savigny war am Schlusse des Jahres 1867 aus dem preußischen Staatsdienst ausgeschieden, „weil er mit der Entwicklung, welche inzwischen die preußische Politik genommen hatte, keineswegs übereinstimmte und weil er den Kampf voraussah, der seiner bedrohten Kirche bevorstand". Von ihm ging die Bewegung aus, welche das stolze Wort Döllingers von den Tausenden gleichgesinnter Geistlichen Lügen strafte[2]).

„In den schweren kirchlichen Kämpfen während des Concils und kurz nach demselben", rühmt ein Nachruf, an welchem Janssen „geholfen", „wurde Savigny für viele, die es ihm im Stillen vor Gott danken werden, Stütze und Beistand. Unerschütterlich stand er, während manche wankten, manche ängstlich und kummervoll auf die Entwicklung der Dinge hinblickten, auf dem Glauben seiner Kirche und auf dem Felsen, den der Herr gelegt — fest überzeugt, daß die Entscheidung des Concils nicht nur überhaupt als die Stimme des Heiligen Geistes anzusehen sei, sondern daß sie auch gerade den jetzigen Bedürfnissen der Welt vollkommen entspreche und für dieselbe nothwendig sei. Er hatte die Wirkungen des falschen kirchlichen Liberalismus in Frankreich,

---

[1]) Pfülf S. 373.

[2]) Schon früher, als er bei der Bekämpfung des badischen Aufstandes den spätern Kaiser Wilhelm I. als Civil-Commissar begleitete, war es „seinem Einflusse zu danken, daß hier durch Missionen und weise Anordnungen für die Regelung der Seelsorge die sich lösende bürgerliche Ordnung so schnell wieder befestigt wurde" (Alte und Neue Welt 1875, S. 520).

in Portugal und Spanien durch eigene Anschauung zu genau kennen gelernt, um nicht von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß mit demselben zum Heile der Kirche vollständig gebrochen werden müsse. Daß er recht gesehen, lehrt die Geschichte der letzten Jahre, und es war sein süßer Trost während seiner langen Krankheitszeit, daß das kirchliche Leben seit dem Concil sich trotz aller Kämpfe in neuer, wunderbarer Frische entfaltet, daß die Einheit zwischen dem Papste und den Bischöfen, dem ganzen Klerus und dem guten katholischen Volke während der ganzen Kirchengeschichte nach außen nie sich so großartig manifestirt habe, als es, gottlob, in unseren Tagen der Fall ist."[1])

Savigny war der eigentliche Begründer des Centrums, der dessen politische und kirchliche Mission am frühesten erfaßte, und entwarf auch das Programm des Centrums. Er brachte in die neue Partei „mit seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und Feinheit seinen Einfluß, seine seltene Gabe zu gewinnen, seine reiche Erfahrung in der diplomatischen Laufbahn, seine klare Kenntniß der preußischen Staatsverhältnisse und seine aufopfernde Hingabe für die gute Sache" mit[2]). Savignys Name war, laut dem bereits erwähnten Nachrufe, „mit allem, was das Centrum erstrebt und geleistet, untrennbar verbunden. Er hatte Freude an den Opfern, die er für die

[1]) Ebda. S. 521. Janssen selbst „hegte, wie so viele der besten und treuesten Söhne der Kirche in Deutschland, Befürchtungen, die Concilsentscheidung könne Kämpfe und Wirren veranlassen; aber niemals hat er im Glauben an die Kirche und ihre Unfehlbarkeit gewankt. So lange als möglich verkehrte er mit Freunden, welche im Glauben wankten, und suchte sie zu halten, zu stärken, vorm Falle zu bewahren, aber klar und unerschütterlich fest war seine eigene Stellung. ‚Meine Partei ist die Kirche', hörte ich ihn sagen, als von verschiedenen Parteien in der Kirche die Rede war — ein Ausspruch, der seine ganze Stellung kennzeichnete" (H. Webewer im Katholik 1892, I, S. 403). In den Stürmen der siebziger Jahre schrieb er es, wie auch sein Freund Gietmann bestätigt, hauptsächlich der Erinnerung an seine fromme Mutter zu, daß er vor Verirrungen bewahrt geblieben sei.

[2]) Pfülf S. 478.

Gründung des Centrums gebracht, Freude auch an den hohen Ehren, die seine berühmten Collegen für ihr Auftreten nach außen vom katholischen Deutschland empfingen; denn Opferwilligkeit und Selbstlosigkeit waren die Grundzüge seines Charakters. . . . Selten war ein Mann so milde im Urtheile über seine Gegner, so gern bereit, Kränkungen zu verzeihen, so schmerzlich er sie auch empfinden mochte. Dieser edle Zug seines Charakters fand noch an dem Todestage [11. Februar 1875] Ausdruck in den Worten, die er mit sterbenden Lippen sprach: ‚Man muß keinem etwas nachtragen.'" Obwohl er vielleicht, wie kaum ein anderer, über das innerste Getriebe der preußischen Politik so manches hätte enthüllen können, hielt er das Geheimniß fest in seiner Brust verschlossen[1]).

Häufig kam Janssen auf den Savigny'schen Landsitz Trages bei Langenselbold und hielt dann wohl des Sonntags dort die Predigt. Er las zeitweilig gern dem Schloßherrn aus dem Manuscript seiner „Geschichte" vor und nahm dankbar jede Bemerkung desselben an. Auch den jungen Söhnen des Hauses las er einzelne Abschnitte vor und untersuchte, ob sie deren Aufmerksamkeit erregten und ihnen verständlich waren[2]). Von Savignys Tode war Janssen tief erschüttert. Er gab dem Freunde nicht nur das letzte Geleite bei der vorläufigen Beisetzung in Frankfurt am Main, sondern wohnte auch der Ueberführung seiner Leiche in die Familiengruft zu Trages bei.

Beim Tode Janssens hat die Tagespresse eine bezeichnende Erinnerung aufgefrischt, welche sich an das Leichenbegängniß Savignys in Frankfurt knüpfte. Es hatte sich da im Dompfarrhause eine Anzahl hervorragender Geistlichen und Laien, darunter auch Janssen, eingefunden. Kurz bevor

[1]) Alte und Neue Welt 1875, S. 520 und 521.

[2]) Ebenso „pflegte er eine Zeitlang in Freundeskreisen einzelne Kapitel, die ein abgerundetes Ganzes bildeten, vorzulesen. Aber er stellte die hochinteressanten Vorlesungen sehr bald ein, weil er fühlte, daß das ihn nicht ausspannte" (Hist.-pol. Bl. Bd. 190 [1892, I] S. 755).

man sich zum Essen niedersetzte, ließ sich, wie damals in den Zeitungen zu lesen stand, der frühere Botschafter Graf Harry v. Arnim, ein Schwager Savignys, melden, um dem Stadtpfarrer Münzenberger für die Begleitung der Leiche zu danken. Als der Graf, in die Unterhaltung gezogen, allerdings mit einiger Zurückhaltung, auch den Culturkampf berührte und auf die Möglichkeit anspielte, daß die deutschen Bischöfe und sonstige geistliche Würdenträger der katholischen Kirche verhaftet würden, habe Janssen sich gegen ihn gewandt mit der Bemerkung: „Herr Graf, diese Mittel haben keine Wirkung mehr, damit können Sie uns nicht gruseln machen; denn seit die Botschafter ins Loch gesteckt werden, ist es ja eine Ehre für uns, auch dahin zu kommen.“ Im weitern spitzte sich die Unterhaltung, — nach einer mündlichen Mittheilung des Seligen aus dem Jahre 1876 — zu einem nahezu einstündigen, lebhaften Zwiegespräche zwischen Janssen und Arnim zu. Arnim war kaum vier Monate vorher (4. October 1875), weil er die aus dem Botschafts-Archive mitgenommenen Schriftstücke nicht herausgeben wollte, verhaftet, dann gegen Hinterlegung von 100,000 Thalern auf freien Fuß gesetzt, am 9. December 1874 zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden und harrte noch der Appellations-Entscheidung des Kammergerichts, die auf Johanni 1875 seine Strafe verdreifachte. Janssen verfügte über eine staunenswerthe Einzelkenntniß der ganzen verhängnißvollen Thätigkeit Arnims während der Concilszeit bis zur Besetzung Roms am 20. September 1870 und nahm nun die Gelegenheit wahr, diesem sein langes diplomatisches Sündenregister vorzuhalten, mit so schneidender Schärfe, daß der weltgewandte Staatsmann, aschfahl, statt einer Antwort ab und zu nur zu verlegenem Lächeln sich aufzuschwingen vermochte. Manchesmal wohl mag der unglückliche Diplomat im „Elend“ noch der eindringlichen Worte des Frankfurter Professors gedacht haben.

Auch mit Savignys Herzensfreunde, dem unvergeßlichen Hermann v. Mallinckrodt, dem selbst ein Cultus-

minister Falk nicht die Anerkennung versagte, daß er „nur für seine Ueberzeugung gelebt und gekämpft habe“[1]), war Janssen persönlich bekannt. Leider sind die Nachrichten über ihre gegenseitigen Beziehungen äußerst dürftig. In dem Briefwechsel Mallinckrodts befindet sich, wie dessen Biograph uns gütigst mittheilt, über ein persönliches Verhältniß zu Janssen bloß die Andeutung (vom 9. Juni 1870) an seine Schwägerin Bernhardine: „Ueber unsere Herreise [von Böddeken nach Mittenheim] ist nur zu bemerken, daß wir einen Tag in Frankfurt geblieben sind und die Nacht zur Weiterfahrt benutzt haben; Else [Mallinckrodts erste Gemahlin] hat sich über das Wiedersehen mit Lina Stein [der Pröpstin des Cronstettischen Stifts], Professor Steinle und Janssen gefreut.“ Letztern hatte Mallinckrodt, wie auch seine Gemahlin, wahrscheinlich in der Familie v. Sydow kennen gelernt, die seine „Else“ „fast wie das eigene Kind betrachtete“[2]). Janssen hielt große Stücke auf Mallinckrodt und war es hauptsächlich, der darauf drang, daß eine größere Biographie von Mallinckrodt geschrieben wurde.

Schließlich trat Janssen selbst in die Reihen der katholischen Volksvertreter ein. Es war auf dem Höhepunkt des Culturkampfes, als er im Frühjahr 1875 das erledigte Landtagsmandat Savignys für den Wahlkreis Malmedy-Schleiden annahm. Er that dies hauptsächlich, „um die Vorgänge in der Nähe kennen zu lernen“, und war der festen Meinung, es werde „wohl für das Centrum jetzt die letzte Session sein“ (Brief vom 13. April 1875). In „Metropolitanien“ begnügte er sich, wie er scherzend sagte, mit der Rolle eines römischen senator pedarius, der seine Willensmeinung einfach mittels der Füße kundgab, indem er bei Abstimmungen zu der einen oder der andern Gruppe trat. Immerhin erfüllte er gewissenhaft die übernommene Pflicht und verbrachte des Tages im Durchschnitt seine vier Stunden im Abgeordnetenhause. Daneben arbeitete er rüstig an seiner Geschichte weiter und machte

---

[1]) Pfülf S. 597.

[2]) Pfülf S. 225.

aus den seltenen Druckwerken der Bibliotheken fleißig Auszüge. Mit vielem Humor erzählte er, wie er eigentlich mit Hilfe eines Trinkgeldes von fünf Groschen ein Gesetz zu Stande gebracht. Als er sich nämlich einmal in die seinerzeit vielberufene „Fraction Müller" entfernte, befahl er es dem Diener dringend an, ihn ja zu rufen, wenn es zur Abstimmung käme. Und der Diener rief ihn schneller, als er erwartet hatte: er hatte gerade noch Zeit, zu erkunden, auf welcher Seite das Centrum den Hammelsprung mitmachte, — um dann sofort als letzter in der Reihe mit seiner einzigen Stimme den Ausschlag für die Annahme des Gesetzes zu geben. Ein andermal war er bereits zu einer Rede im großen Stile, in der Polenfrage, ausersehen; auf den wohlbegründeten Wunsch Windhorsts jedoch, der sonst die Stelle des katholischen Geschichtslehrers am städtischen Gymnasium in Frankfurt gefährdet glaubte, hielt er sich im Hintergrunde.

Janssens Beziehungen zu Windthorst waren anfänglich keineswegs sehr freundlicher Natur. Während er mit Windthorst in der Centrumsfraction des preußischen Abgeordnetenhauses zusammensaß, grollte ihm die „kleine Excellenz" in allem Ernste, weil er den Berliner Aufenthalt vorzugsweise für seine historischen Arbeiten auszunutzen suchte. Im Verlaufe der Jahre freilich, nachdem das Verhältniß der beiden sich zusehends inniger gestaltet, war es umgekehrt Windthorst, welcher darauf drang, daß Janssen seine ungetheilte Kraft auf sein Lebenswerk verwende. Denn so sehr ihm auch die katholischen Vereine und die katholischen „Generalversammlungen" am Herzen lagen, so erschien ihm doch ungleich wichtiger die Vollendung der „deutschen Geschichte"; hinter dieser mußte selbst sein „Testament an das katholische Volk", der Volksverein für das katholische Deutschland, an dessen Vorberathung auch Janssen regen Antheil genommen hatte, zurücktreten.

Unter all den Generalversammlungen, welchen Windthorst in seinem letzten Jahrzehnt beiwohnte, verging wohl keine, auf der er nicht auf die Bedeutung des Janssen'schen Werkes hinge-

wiesen und dem Wunsche nach Veranstaltung eines Auszuges für das Volk beredten Ausdruck geliehen hätte. Mehr denn einmal, so noch im Herbste 1890, stellte er Janssen vor: „Lassen Sie die dummen Vereinsgeschichten, Ihr Buch ist doch wichtiger. Sie wissen ja, wie ich immer das Werk als das auf historischem Gebiete wichtigste des Jahrhunderts beurtheilt und empfohlen habe. Ich begreife gar nicht, wie Sie sich mit solchen Lappalien abgeben können." Noch ganz kurz vor seinem Tode ließ er dem Freunde, der damals durch die Regelung des Münzenberger'schen Nachlasses vielfach von seiner Arbeit abgelenkt war, den Wunsch und die Hoffnung ausdrücken, daß ihm dadurch nicht zuviel Zeit für die Fertigstellung des „siebenten" Bandes verloren gehe, zumal für denselben durch die seit der Ausgabe des sechsten Bandes nothwendig gewordenen verbesserten Neuauflagen der ersten vier Bände schon sehr viele Zeit verloren gegangen war. Dabei wiederholte er ihm noch „aufs dringendste" seinen schon oft geäußerten Wunsch, „doch dahin zu trachten, daß von dem Werke eine billige Volksausgabe veranstaltet werde".

Nach Ablauf seines Landtagsmandates (Mai 1876) zog Janssen sich aus dem parlamentarischen Leben zurück und befaßte sich mit den politischen Ereignissen nicht weiter, „als es Pflicht jedes Gelehrten ist, der für das Leben nicht völlig unbrauchbar werden will"[1]). Auf der Rückreise von Berlin besuchte er zu Studienzwecken Prag, Wittenberg, Magdeburg und Kassel; kurz nach der Heimkehr das traute Luzern mit seinen schätzenswerthen Archivalien und das altehrwürdige Einsiedeln, in dessen reicher, wohlgeordneter Stiftsbibliothek ihn namentlich die seltenen Ausgaben mittelalterlicher Erbauungsschriften fesselten.

1) An meine Kritiker S. 222.

XII.

Der Wohlthäter und Sammler.

Eine der hervorragendsten Eigenschaften Janssens war, wie wir bereits im Eingange gezeigt, das mütterliche Erbstück werkthätiger Nächstenliebe. Wie Böhmer noch an seinem Sterbetage es aussprach, so begriff auch er, „daß die Welt am ehesten wieder durch die christliche Charitas erobert werden kann und muß". Fast keinem Armen konnte er eine Gabe versagen, und was er gab, gab er mit dem Herzen; besonders gerne aber gab er solchen, die ein „gutes Gesicht" hatten. In dieser Hinsicht ist uns ein rührendes Begegniß überliefert[1]). Auf einem Spaziergang in den Anlagen der Stadt ließ er einmal einem alten Mann eine kleine Münze reichen. Als dieser dann erfreut ihm nachrief: „Danke Ihnen, Hochwürden, danke Ihnen!" reichte er selbst ihm das Dreifache und machte ihn damit ganz sprachlos vor Freude. Später auf dem Rückwege meinte er zu seinem Begleiter: „Ich möchte den Armen doch nochmals treffen, er hat ein so gutes Gesicht." Das hielt denn auch nicht schwer, da der Arme, sobald er seinen Wohlthäter bemerkte, ihn nochmals unter Dankesergüssen grüßte. Als er dann auf Janssens Befragen angab, wie er durch einen Schlaganfall gelähmt sei und zu seinem Bruder nach Gelnhausen fahren wolle, aber sich erst das Fahrgeld zusammenbetteln müsse, sagte Janssen kurz entschlossen: „Ich zahle Ihnen die Fahrt", drückte ihm ein größeres Geldstück in die Hand und ging rasch weiter, um nicht durch die lauten Dankesbezeigungen des Beglückten die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen.

An seinem Lebensabende war ihm ein Lieblingsplan die Errichtung eines Zufluchtshauses für arme verlassene Kinder. Nachdem er einmal zu diesem Zwecke zu sammeln begonnen hatte, war er unermüdlich, neue Geber zu gewinnen.

[1]) Nach einer Aufzeichnung von Dr. S. Widmann aus dem Anfange der siebenziger Jahre.

Namentlich versäumte er nicht, seine Besucher mit „Doctor Petz“ bekannt zu machen, einem holzgeschnitzten Bären mit Spielwerk und Sammelvorrichtung, der neben seinem Schreibtische stand und zu manchem launigen Stücklein den Stoff lieferte; hatte doch eines Tages die hohe Polizei, zu ihrem Glücke mit aller Vorsicht, über diesen angeblichen Geheimsendling des Jesuitenordens Nachforschungen eingeleitet! Seine Liebe für die armen Kinder - schuf auch das sinnige, in der schlichten Sprache des Herzens geschriebene und darum so eindringlich zum Herzen redende Gedicht, das seiner Zeit die Runde durch die katholische Presse deutscher Zunge machte, jene

Herzliche Bitte zum Besten des Sammelvereins für arme verlassene Kinder.

Arme, Reiche, kommet alle!
Helfet sammeln, helfet bau'n
Eine ew'ge Ruhmeshalle
Für das Christkind, schön zu schau'n —

Nicht aus Balken, nicht aus Steinen,
Nicht aus Gold, Krystall und Erz,
Nein, aus Herzen, lieben kleinen,
Deren Vorbild Jesu Herz!

Seht sie durch die Straßen schleichen
Scheuen Blickes, krank und blaß!
O wie drückt das Glück des Reichen!
O wie drückt der Armut Haß!

Seht, wie finstre Geister weben
Dunkles Netz aus ihrer Noth; —
Wie das Elend ihrem Leben,
Schuld und Qual der Seele droht!

Und für jedes dieser Kleinen
Gab der Heiland hin sein Blut.
‚Was ihr Einem thut der Meinen,‘
Sprach er, ‚ihr mir selber thut.‘

Jedes dieser kleinen Herzen
Ward geformt nach seinem Bild,
Gleichen soll's in Freud' und Schmerzen
Ihm, der allzeit rein und mild.

Darum öffnet weit die Hände,
Denen Gott in Fülle lieh:
Eure fromme Gabenspende,
Sie entgeht euch jenseits nie!

Gebt auch ihr von dem Geringen,
Denen Gott reicht' wen'ger dar,
Viele kleine Scherflein bringen
Gottessegen wunderbar!

Nichts ist klein. Im Weltgetriebe
Hat das Kleinste Riesenmacht.
Schärft darum den Blick der Liebe,
Sparet, sorget, schaffet, wacht!

Arme, Reiche, kommet alle!
Helfet sammeln, helfet bau'n
Eine ew'ge Ruhmeshalle
Für das Christkind, schön zu schau'n —

Nicht aus Balken, nicht aus Steinen,
Nicht aus Gold, Krystall und Erz,
Nein, aus Herzen, lieben kleinen,
Selig einst in Jesu Herz!

Die „Riesenmacht des Kleinsten" war ein Lieblingsgegenstand seiner Gespräche. Darum hielt er auch eifrig darauf, daß man im Kleinen sparte, und zeigte sich selbst manchmal außerordentlich genau auch in kleinen Dingen. So duldete er z. B. bei einem zeitweiligen Hausgenossen nicht, daß er bei ihm die gastfreundlich dargebotene Pfeife oder Cigarre mit einem Zündhölzchen ansteckte. „Mein Vater hat das immer für Verschwendung erklärt," sagte er da; „nimm einen Fidibus!"

Besondern Werth hatte für ihn das Almosen des Armen, Geringen, und mit Alban Stolz betrachtete er die kleinen Leute als die gebefreudigsten und verständnißvollsten Wohlthäter. Natürlich schätzte er auch reiche Gaben, und zur sinnbildlichen Anerkennung pflegte er Goldspendern einen goldgeränderten Abdruck seiner „herzlichen Bitte" zu widmen; wer sich nicht zu einem Goldstücke verstieg, mußte mit einem Abdruck ohne Rand vorlieb nehmen. Als Muster der Wohlthätigkeit führte er gern gewisse Israeliten an, die noch ge-

treulich nach der Uebung des Alten Bundes von allen ihren Gütern den vollen Zehnten für die Armen spendeten; dieser Uebung schrieb er es auch hauptsächlich zu, daß Gott ihre Unternehmungen segnete. Er hätte bei derartigen Unterhaltungen hinzufügen können, daß nicht zum geringen Theil auf ähnlicher Ursache der Gottessegen seines Geschichtswerkes beruhen mochte; denn selten versäumte er bei einem Almosen, den Beschenkten um sein Gebet zu bitten. „Es ist für meine Geschichte!" bekannte er dann Vertrauten. Das Gebet des Armen dünkte ihm, nach der schönen Auffassung des Mittelalters[1]), zugleich eine vollwerthige Gegenleistung für seine milde Gabe, der dadurch alles Erniedrigende benommen wurde; denn die Würde des Armen hielt er vor allem hoch. Mit Vorliebe spendete er auch seinen Armen das geistliche Almosen eines guten Volksbuches, wie z. B. eines Goffine oder eines Martin von Cochem.

Ueber dem eigenen Sammelwerke vergaß Janssen keineswegs der Anliegen der Freunde und der Schutzbefohlenen. Wohl wenige haben für die Jubiläumsehrung der „kleinen Excellenz" Windthorst ihren Einfluß in einem Maße geltend gemacht wie gerade er. Wie für seinen Sammelverein, so hatte er auch für die Windthorst-Spende in dem „Frankfurter Volksblatt" seinen besondern „Briefkasten", in welchem er nach des Tages Last die eingelaufenen Gaben mit irgend einem

[1]) Gern hätte Janssen in späteren Jahren die mittelalterlichen Werke der Barmherzigkeit, denen er so manches Ruhmesblatt gewidmet hat, zum Gegenstand erschöpfender Forschungen gemacht; da er selbst jedoch nicht die erforderliche Zeit erübrigen konnte, suchte er hiezu jüngere Kräfte zu bewegen, und zwar nach einheitlichem Plane, mit Arbeitstheilung nach den Landesgebieten, in welchen die einzelnen wohnten. Ja, wie er zeitweilig noch „Landpastörchen" hätte werden mögen, so würde er zuletzt sein ganzes Wirken in den Dienst der Barmherzigkeit gestellt haben. Als ein paar Wochen vor seinem Tode, am 8. December 1891, ein Freund das Gespräch darauf lenkte, daß heute das fünfzigjährige Gedächtniß der Gründung des Salesianischen Werkes von Don Bosco gefeiert werde, sagte er voll Begeisterung: „Das wäre meine Sache!"

ernsten oder heitern „Windthorst-Spruch" in Prosa oder Versen verzeichnete[1]).

In erster Linie gibt der Sammler hier der Liebe und Dankbarkeit des Volkes gegen Windthorst schlichten und volksthümlichen Ausdruck. Dann singt der bekannte „Ungenannt", zugleich „den Elisabethen-Damen zur stillen Aufmunterung, in ihrem Vereine ein bissel sammeln zu wollen":

Mit Lieb' und Gottvertrau'n,
Wie in alten Tagen,
Wollen wir ein Münster bau'n
Ohne Furcht und Zagen.
Und wer das Münster schaut,
Heilig der Gottesbraut,
Der soll es wissen:
Wir haben leiden und ringen müssen!
Aber fest wie ein Thurm
Stand einer im Sturm,
Umschaart von uns allen.
Hat nicht gezagt, nicht gewankt,
Drum sei ihm spät noch gedankt
Von Enkeln in diesen Hallen.

Oder er widmet „im Sinne einer guten Frau" das „Sprüchlein":

Was Du Gutes uns gethan,
Kann nur Gott Dir lohnen;
Doch vom Volk auch sollst empfah'n
Du des Dankes Kronen;
Und weil nichts gelegen Dir
Ist an Prunkgeschenken,
Stiften eine Kirche wir
Dir zum Angedenken.

Oder „Ungenannt" singt wiederum:

Volkes Stimm' — Gottes Stimm'!
Drum freudig komm und nimm,
Was das Volk Dir liebend beut,

[1]) Als er einmal darauf aufmerksam gemacht wurde, daß gewisse Leute sich hieran ärgerten und das seiner nicht würdig fänden, sagte er nur: „Eine berühmte, geistvolle Französin, die einen furchtbar dummen Mann geheiratet hatte, wurde einst gefragt: ‚Wie konnten Sie nur einen so unter Ihnen stehenden Mann heiraten?‘ Darauf antwortete sie: ‚Que voulez-vous? Ça me repose!‘" (Hist.-pol. Bl. Bd. 109 [1892, I], S. 758).

Das Du führtest treu im Streit!
Nimmer wird sein Dank versiegen,
Nie sein Hoffen unterliegen:
Siegreich blick' ins Land hinaus
Unsrer Frauen Gotteshaus —

oder anläßlich der zweiten und der dritten Gabe einer befreundeten Dame:

Was Du uns warst, das wird die Zukunft sagen,
Was Du uns bist, das weiß die ganze Welt.
Du hast des Kampfes schwerste Last getragen,
Auf Dich noch jetzt die Wucht des Hasses fällt.
Du hast des Friedens Brücke kühn geschlagen,
Und Deine Schuld ist's nicht, wenn sie zerschellt.
Die Pfeiler, die Du legtest, werden ragen,
So lange Recht und Gottvertrauen hält. —

Ein andermal ruft er, einem „nüchternen Prosaiker" zum Trotze:

Perle von Meppen, so echt und so reich,
Bleibest im Werthe immer Dir gleich,
Wenn auch die Makler in Blech und Papier
Läugnen den Werth und den Vollwerth an Dir.
Mögen sie steigen und sinken wie Spreu,
Du bleibst derselbe in männlicher Treu' —

oder spottet über scheinheilige Tadler:

Der besten Kirche „schlimmsten" Sohn
Die „Guten" jetzt Dich nennen;
Es wankt durch Dich Altar und Thron,
Und alle Staaten brennen.
Was müssen das für „Gute" sein,
Die also „schlimm" Dich finden?
Die „Güte" ist so dünn und fein,
Man könnte dran erblinden.

Dann preist er die erhabene Schutzherrin des geplanten Gotteshauses:

Die Helferin der Christenheit,
Sie hat uns beigestanden
In hartem Streit, in böser Zeit,
Da Licht und Hoffnung schwanden.
Zum Danke soll, zu ihrem Ruhm,
Ein Münster sich erheben,
Ein hohes, hehres Heiligthum
Empor zum Himmel streben,

Schön, herrlich, wie ein Blüthentraum,
Beschirmt von Engelsschwingen,
Und ewig soll in seinem Raum
Marias Lob erklingen. —

Mit ersichtlicher Genugthuung verzeichnet er die Scherflein der Armen und Kleinen und legt diesen zum Sporn rückständiger Reichen manch kerniges Mahnwort in den Mund. So der armen Näherin, die sich 50 Pfennig abgekargt:

Zwar muß ich leben vom Nähen und Steppen,
Doch geb' ich gern für die Perle von Meppen —

oder den beiden Dienstmädchen mit ihrem Markstück:

Wir sparen nicht viel beim Kochen und Waschen,
Doch den Windthorst wollen wir auch überraschen,
Ist's auch wenig Geld, was wir können verwenden,
Sind's viele wie wir, wird das Werk sich vollenden —

oder den beiden Wäscherinnen:

Auch wir, die an der Waschbütt' stehn
Lassen den Mann nicht leer ausgehn,
Wir geben ihm ein Scherflein gern,
Er ist und bleibt des Centrums Stern —

oder dem Handwerksgesellen:

Ich bin ein Arbeitsgesell
Und geb' mein Scherflein schnell,
Damit die Windthorstskirche steht,
Fürs Centrum ein ewig Gebet —

oder dem Castellan:

Bin zwar nur ein Castellan,
Die an Geld grad nit viel han,
Doch geb' ich flott
Zu Windthorsts Ehr'
Mein Wenig her —

oder wenn sich ein armer Straßenkehrer der Worte Beda Webers erinnert:

Wie sind doch die Armen oft so reich,
Und die reichen Leute oft so arm!

Nicht geringer ist seine Genugthuung, als ein protestantischer Gutsbesitzer, der „früher ein schroffer Gegner" der „Geschichte des deutschen Volkes" war, „aber jetzt nach langem Studium ein eifriger Freund derselben" geworden ist, nachdem er erfahren, „wer sich in Frankfurt für die Marienkirche in

Hannover besonders interessirt", 50 Mark schickt, und „in gleicher Gesinnung wie der Vater" Sohn und Tochter des Spenders noch 40 Mark beilegen; oder als ein „evangelisch-lutherischer Pfarrer", der sich „während des langen sog. Culturkampfs über die Treue und Beharrlichkeit des katholischen Volkes sehr gefreut hat", 6 Mark schickt.

Will einmal das gute Beispiel der Armen und Kleinen nicht recht verfangen, so spendet der Sammler selbst „aus Mitleid mit einem steinreichen Junggesellen, der den Centrumsführer höchlich lobte, aber ‚leider nicht im Stande' war, für die Marienkirche beizusteuern, weil ihm seine bevorstehende Badereise voraussichtlich sehr viel kosten würde", oder er sucht wieder und wieder mit harmlosem Spotte den nicht allzu rasch, aber dann auch um so ansehnlicher beisteuernden „Männerverein" aus seiner anscheinenden Ruhe herauszulocken. Dann scherzt er wieder mit einem alten Mütterchen, das sich vorgestellt, daß Windthorst so seine 7 Fuß lang sei, und auf die Auskunft, daß er noch kleiner als sie selber sei, die Gabe verdoppelt:

Man mißt die großen Männer nicht
Mit Elle noch mit Leiter,
Nach Ordensstern und Fackellicht,
Nach Kutschenpferd und Reiter.
Wer ohne Schwert und Hochgewicht
Den Trotz der Kampfgewalt'gen bricht,
Die Schlacht gewinnt, den Sieg erficht,
Der ist ein kleiner Mann doch nicht —
Wie Du lebt uns kein Zweiter.

Dann wieder erschwingt sich „Ungenannt" zu dem gepfefferten Zeitgedichte:

Es klopften zwei an Petri Thor;
Mit einem kleinen Manne stand
Ein mächt'ger Küraſſier davor —
Sie kamen beid' aus deutschem Land.

Sanct Peter sah sie schmunzelnd an:
„Haha! Euch kenn' ich manchen Tag!"
Zum Kleinen dann: „Tritt nur heran",
Er sprach, „Du bist vom ächten Schlag!

„Für den, in dessen ganzem Walten
Die Macht niemals das Recht gebogen,
Ist längst ein Platz hier warm gehalten."
Dann ward hinterm Kleinen die Thüre gezogen.

„Herr Peter!" rief der Kürassier,
„Du stichelst zwar wie Eugen Richter;
Doch ist ja nicht der Reichstag hier.
Es reizte mich bloß nationales Gelichter,

„Als wider meine eigne Natur
Die Macht ich stellte übers Recht.
Drum laß mich in den Himmel nur,
Ich füge mich schon recht und schlecht."

Doch Petrus ließ die Thür geschlossen,
Er rief durchs Schlüsselloch hinaus:
„Wenn ein'ge Jubeljahr'" verflossen,
Komm wider einmal vor dies Haus!

„Solange erst muß ich die Norddeutsche lesen,
Um aus den dort gedruckten Papieren,
Zu welcher Zeit es Dir Ernst gewesen,
Mit Ruhe und Muße zu eruiren."

Und schließlich scheut er auch vor „Poesie auf Commando" nicht zurück, und versteht sich einer unbekannten „Freundin geschichtlicher Wahrheit" gegenüber zu einem „schönen Sprüchlein mit einer Reihe vorgeschriebener Worte und Reime"; nicht ohne jedoch bei der Bestellerin statt der in Aussicht gestellten zehn Mark mit Erfolg die Sendung des Doppelten „zur Ehre der lieben Mutter Gottes" anzuregen, wogegen er freilich auch noch neben dem begehrten „Unvermählt" das Wort „Vermählt" und neben dem „Mittelalter" auch das Wörtlein „Jung" anbringen will:

Und nochmals soll der kleine Windthorst leben,
Wir lassen nicht von ihm, o nein, o nein!
Und soll es wirklich endlich Friede geben,
Soll unser Meister er und Bauherr sein!
Viel ist zerstört und viel ist neu zu bauen,
Hannover ist zum Anfang nur gewählt;
Drum all herbei, mit Lieb' und Gottvertrauen!
Kommt Jung und Alt, Vermählt und Unvermählt,

Gesell und Meister! Einigt Euch aufs neue
Und laßt Marias Banner fröhlich weh'n!
Des Mittelalters deutsche Lieb' und Treue
Soll neu, lebendig unter uns ersteh'n!"

Auch die deutschen Katholiken Amerikas suchte er für die Spende zu erwärmen. Die Marienkirche in Hannover, erklärte er Herrn Pfarrer Viefhaus von Evansville (Ind.) in einem Briefe, welcher auf der ersten allgemeinen amerikanisch-deutschen Katholiken-Versammlung zu Chicago am 6. Sept. 1887 verlesen wurde, „ist das eigentliche Monument unserer Centrumsfraction für den Führer, Dr. Windthorst. Es ist seit Jahrhunderten das erste Mal, daß wir deutsche Katholiken uns zum Bau eines Heiligthums für die Mutter Gottes vereinigen. Wie schön würde es sich machen, wenn unsere Brüder und Schwestern in Amerika zu diesem Bau einige Steine beitragen wollten! Sie würden mich doppelt glücklich machen, wenn Sie hierfür die Sorge übernehmen wollten, und wenn die Gaben durch meine Hände gingen, um dieselben dann dem Dr. Windthorst übermitteln zu können"[1]).

Janssens Windthorst-Sammlung ergab etwas über 2300 Mark, sein Sammelwerk zur Gründung eines Zufluchtshauses für arme verlassene Kinder gegen 22000 Mark. Hinsichtlich des Ortes der Errichtung scheint er eine endgültige Wahl nicht getroffen zu haben. Nach den Versicherungen der einen, höchst vertrauenswürdigen Seite hätte er beabsichtigt, das kleine Haus der Schwestern von der göttlichen Vorsehung in Oberursel, in welchem er noch seinen letzten Sommeraufenthalt genommen, ausbauen zu lassen und dort namentlich den ärmsten Kleinen von Frankfurt eine Rettungsstätte zu schaffen; nach jenen der andern, nicht minder vertrauenswürdigen Seite hätte er zu diesem Zwecke das Deutsche Haus in Sachsenhausen in Aussicht genommen. Unabhängig von den Sammelgeldern ist es mittlerweile mit Unterstützung mehrerer Freunde und Verehrer des Seligen

[1]) Verhandlungen (New-York u. s. w. in Commission von Benziger Brothers 1887) S. 57.

wenigstens gelungen, im Sommer 1894 in dem genannten Schwesternhause, das nunmehr zu seinem Gedächtniß den Namen Johannesstift trägt, einen Anfang mit der Verwirklichung des geplanten Asyls zu machen.

Auch sonst entfaltete er zum Besten Hülfsbedürftiger gern seine erfolgreiche Sammelthätigkeit. Was er auf diesem Wege insbesondere unbemittelten Studirenden gethan und sonst im Stillen Gutes angeregt und gefördert, ist nur Gott bekannt. Und nicht zum wenigsten ließ er sich endlich die Sache der Frankfurter charitativen Vereine angelegen sein. Einer der letzten Aufträge, den er seinem Rechtsfreunde Dr. Foesser in die Feder dictirte, lautete:

„Aus herzlichem Dank für die mir während meiner schweren Krankheit so fleißig bewiesene freundliche Theilnahme und treue Gebetshülfe möchte ich gern den Armen des St. Elisabethen- und St. Vincenz-Vereins je eine außergewöhnliche Gabe von 150 Mark zukommen lassen, und ersuche, den beiden Vereinen diese Gabe [auf Weihnachten] zu vertheilen.“

XIII.

Bei und nach der Arbeit.

Bei allen seinen Arbeiten hatte Janssen ein höheres Ziel im Auge. Er befaßte sich überhaupt nur mit solchen, von denen er sich von vornherein eine gute Wirkung versprechen konnte, und sein Grundgedanke war, daß Gott dafür seiner „armen Seele" gnädig sein möge. Als er in seiner letzten Krankheit bereit stand, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, durfte er daher mit gutem Gewissen wiederholt versichern: „Ich habe in den bald vierzig Jahren, die ich gearbeitet, nie mich gesucht, das kann ich sagen, sondern stets die Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche." Um der Sache der Kirche willen freute er sich auch herzlich, wenn er Erfolg hatte; aber er blieb dabei immer demüthig und einfach.

Vor allem war er ein Meister der Zeiteintheilung und kannte in den festgesetzten Arbeitsstunden keine Ermüdung. In diesen Eigenschaften lag ein Hauptgeheimniß seines großartigen Schaffens. An frühes Aufstehen war er von Kindesbeinen auf gewöhnt. In sorglich abgegrenzter Ordnung vollzog sich sein Tagewerk: neben der gewissenhaften Erfüllung seiner priesterlichen und seiner beruflichen Pflichten und durchschnittlich sechs- bis achtstündiger angestrengter Forscherarbeit, die er indeß infolge eines dem Vater gegebenen Versprechens niemals über acht Uhr Abends ausdehnte[1]), fand er in gesunden Tagen stets noch Zeit zu sonstiger Lectüre, zu regelmäßigen körperlichen Uebungen und Spaziergängen, zu geselligem Verkehre mit Freunden, zu Rath und That in den mannigfachen Anliegen und Ansuchen von nah und fern und auch zu schriftlicher Rechenschaft über sein Thun und seine Erlebnisse.

Um gleich von dieser Rechenschaft zu reden, so hat er neben anmuthigen Aufzeichnungen über seine Jugendzeit eine

---

[1]) Hist.-pol. Bl. Bd. 109 (1892, I), S. 765.

Anzahl der wichtigsten Tagebücher, insbesondere über seinen Landtagsaufenthalt in Berlin, hinterlassen[1]). „Eine tägliche Uebersicht des Geleisteten und Erlebten", urtheilte er in Bezug auf Tagebücher mit Goethe, „macht erst, daß man seines Thuns gewahr und froh werde; sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrthümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor; die Berechnung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsobald zu einem historischen machen."[2])

Böhmers Wahlspruch: Labor improbus omnia vincit (unabläßige Arbeit besiegt jede Schwierigkeit) war bei Janssen in Fleisch und Blut übergegangen. In seinen Forschungen schreckte er vor keiner noch so mühevollen und zeitraubenden, vor keiner noch so trockenen oder gar abstoßenden Arbeit zurück. Er vertiefte sich in die entlegensten Lehrgebiete, und wenn er sich in dieselben eingearbeitet, so rastete er nicht, bis er seine Ergebnisse in eine klare und durchsichtige Form gebracht. Wie in der Geschichtschreibung, so wollte er überhaupt den Grundsatz festgehalten wissen: „C'est le ton qui fait la musique" — die Hauptsache ist das wie der Darstellung[3]). Namentlich hielt er auf Einfachheit, Kürze und

---

[1]) Vergl. Pastor S. 2. 70.

[2]) Vergl. die Besprechung von „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller", herausgegeben von Burckhardt, Theolog. Literaturblatt 1870, Sp. 1018.

[3]) Vergleiche die Besprechung des Buches von Dr. Nikolaus Paulus über den Augustinermönch Johann Hoffmeister Hist.-pol. Bl. Bd. 109 (1892, I), S. 270. Wenn Dr. Bellesheim hier im Hinblick auf die „geradezu vollendete" Technik, die der Verfasser dem seligen Janssen abgelauscht zu haben scheine, vermuthet, das möge auch zum Theil der Grund gewesen sein, weshalb der Verblichene nach der Lectüre dieses Buches sofort das (leider durch den Tod vereitelte) Versprechen ertheilt habe, es in den „Historisch-politischen Blättern" zur Anzeige zu bringen, so trifft seine Vermuthung vollauf zu. Voll freudiger Genugthuung sprach Janssen noch in der letzten Lebenszeit es aus, daß Dr. Paulus wie kein anderer sicher und getreu in seine Fußstapfen getreten sei.

Reinheit des Ausdrucks. Wie Wenige hat er die Weisung Pius' IX. befolgt, den Worten ihre richtige Bedeutung zu geben. So würde es lediglich als ein Versehen zu betrachten sein, wenn man bei ihm vielleicht noch dem Worte „Reformation" nicht in seiner wirklichen Bedeutung als Verbesserung, sondern in der landläufigen Anwendung auf die kirchliche Umwälzung des 16. Jahrhunderts begegnen sollte. Die Kürze erschien ihm nach dem häufig von ihm gerühmten Vorgange Böhmers als eine Pflicht gegen die Leser. Mit lebhafter Theilnahme verfolgte er die auf die deutsche Sprachreinigung gerichtete Bewegung. Unter ihrem Einflusse ließ er in späteren Jahren seine neuen Auflagen vor dem Drucke namentlich auch auf Fremdwörter durchsehen und hatte bei der Arbeit stets seinen Sarrazin[1]) neben sich. Unbarmherzig wurde da vor allem auf Allerweltswörter, wie interessant, interessiren, Interesse u. s. w., gefahndet. Gern verwies er auf die ungehobenen Schätze der Schweizer Sprache, aus welcher im Laufe der Zeit so manches Wort in unsern Sprachbestand übernommen worden ist[2]), oder auf das Vorbild des 15. Jahrhunderts, wo man „auch das Tiefste treffend und klar, auch das Abgezogenste deutsch auszudrücken verstanden"[3]). Bei allem Sprachreinigungseifer gab er jedoch, zumal in der letzten Zeit, einem alteingebürgerten, festumschriebenen Fremdwort in der Regel den Vorzug vor einer minder bestimmten deutschen Neubildung, und es bleibt ein vereinzelter Fall, wenn einmal, wie an der eben angeführten Stelle, das gemeinverständlichere „abstract" vor dem ungewohnten „abgezogen" zurücktreten mußte.

Wo nöthig, verdroß es ihn nicht, den ersten Entwurf drei-, viermal und noch öfter umzugießen, wie er sich in der Jugend schon, bei der Bearbeitung seines Geschichtsabrisses, gewöhnt und es auch bei Böhmer gelernt hatte, von welchem er zwei bis drei Concepte einzelner Briefe als Vorbilder

---

[1]) Verdeutschungs-Wörterbuch, Berlin 1886.

[2]) So z. B. „entsprechen, staunen, erstaunen" und neuerdings „erstellen". Vergl. auch Lessings Literaturbrief 14.

[3]) Bd. VI (13. und 14. Aufl. 1893) S. 422.

zeigte. Derart verwandte er manchmal Wochen und Monate auf die Ausarbeitung eines einzigen kurzen Kapitels. Waren aber einmal ganz ausnehmende Schwierigkeiten überwunden, so gereichte es ihm nachträglich zu desto froherer Genugthuung, wenn er dafür die Anerkennung der besonderen Fachkreise erntete. Welche Unsumme von Zeit und Arbeit steckt beispielsweise gleich in dem ersten Kapitel des ersten Bandes über die Verbreitung der Buchdruckerkunst oder in jenem über die für ihn so weit abliegende Musik![1]) (Bd. I, 15. Auflage, S. 228—238.)

„Wohl bei keinem Theil seines Werkes hat Janssen", wie P. Baumgartner auf Grund genauester Sachkenntniß in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1895 I, S. 128) dargelegt, „auf Gruppirung und Anordnung des Stoffes so viel Zeit und Mühe verwandt", wie von dem sechsten Bande ab. „Er entwarf schon Jahre zuvor Skizzen und Schemata, besprach sie mit Anderen, modelte sie wieder um, versuchte ganz neue. Er konnte sich da nicht genug thun. Wenige Wochen vor seinem Tode (2. December 1891) erst dictirte er das Schema, nach welchem die zwei letzten Bände [VII und VIII] ihre definitive Anordnung erhielten[2]). Nur das stand von lange her

---

[1]) Für diesen Abschnitt, wie für jenen über das deutsche Kirchenlied (im VI. Bande) hatte ihm namentlich Wilhelm Bäumker, der mit Karl Severin Meister den alten Melodienschatz erschlossen, vielerlei Material geliefert. Janssen hinwiederum spendete dem Werke Bäumkers über das katholische deutsche Kirchenlied „das allergrößte Lob" und brachte auch dessen sonstigen Veröffentlichungen jederzeit warme Theilnahme entgegen.

[2]) Janssen selbst sprach damals in Bezug auf die ungedruckten Theile seines Werkes immer nur von dem „siebenten Bande" und war seit Oktober 1891 fest entschlossen, sein, für einen einzigen Band zu umfangreiches Manuscript mit Hülfe eines jüngern Freundes und einstigen Schülers auf den Umfang eines handlichen Bandes zu kürzen. Er hatte gerade den Beginn dieser Kürzungsarbeit auf den 20. November festgesetzt, als er tödtlich erkrankte. Kurz vor seinem Tode äußerte er jenem Freunde gegenüber beim letzten Abschiede noch die zuversichtliche Hoffnung, in drei oder vier Wochen die geplante Arbeit aufnehmen zu können. In dem genannten „Schema", das er in schlafloser Nacht seinem

fest, daß ‚das Hexenwesen und die Hexenprocesse‘ als die eigenartigste und ungeheuerlichste Erscheinung der Zeit die ganze Darstellung beschließen sollten.“

Stetig anwachsend, hatte das Actenmaterial, besonders die mit unverdrossenem Eifer durchgearbeitete, vielfach ungenießbare Kleinpublicistik der Zeit, für den (1886 erschienenen) fünften Band, obwohl dieser nur einen Zeitraum von kaum vierzig Jahren (1581—1618) umfaßt, einen nachgerade unabsehbaren Umfang angenommen. Keinem Geschichtschreiber war es, wie Baumgartner ebenfalls treffend hervorhebt, „bis dahin geglückt, das gesamte Chaos dieses verwickelten Parteigehaders nach allen seinen Seiten hin vollständig und befriedigend zu entwirren. Die protestantischen Kirchenhistoriker scheuten sich, die völlig zur Caricatur gewordene Entwicklung ihres ‚Evangeliums‘ naturgetreu nach den Quellen zu beschreiben; die katholischen wandten sich von diesem unerfreulichen und nahezu unbeschreiblichen Gezänk lieber der Papstgeschichte zu, welche auch in diesem Zeitraum die schönsten und wichtigsten Blätter der europäischen Geschichte vereinigt“. Außerdem darf Janssen das Verdienst beanspruchen, der Geschichte des Jesuitenordens, dem ja gerade in diesem Zeitraum eine ganz erhebliche Rolle zufiel, zum ersten Male die gebührende Beachtung geschenkt zu haben[1]).

Diener dictirte und zweifach schreiben ließ, findet sich zu zwei Kapiteln, zu V: „Medicin und Naturwissenschaften“, und zu VII: „Katholische und protestanische Theologie und Bibelübersetzung“, der Vermerk: „Nicht fertig“; bei den meisten ist nichts beigefügt, bei dreien dagegen, nämlich bei VI: „Katholische und protestantische Philosophie“; VIII: „Katholische und protestantische Predigt“, und IX: „Büchercensur und Buchhandel“: „Fertig“.

[1]) Stimmen aus Maria-Laach Bd. 31 (1886, II) S. 547. Die Leistung ist um so beachtenswerther, als Janssen erst im Vorjahre den vierten Band ausgegeben und alsbald auf denselben je eine 13. und 14. Auflage des zweiten und des dritten Bandes hatte folgen lassen. — Im Jahre 1887 wurde sodann der erste Band in 13. und 14. Auflage, 1888 der am Todestage Benjamin Herders (10. Nov.) im Druck vollendete sechste Band ausgegeben. Das Jahr 1889 zeitigte eine 15. Auflage des zweiten Bandes, sowie eine vierte der „Zeit- und

Eine ebenso gewaltige Arbeit erforderte der sechste Band. Die letzten zwei Abschnitte desselben, über die Wunder- und Schauer-, die Geheim-, Zauber- und Teufelsliteratur, waren im Zusammenhange noch von keinem Literaturhistoriker, weder von einem protestantischen noch von einem katholischen, behandelt worden, und gerade hier war es sehr schwer, aus dem durchweg zerstreuten und bruchstückartigen Material ein zusammenhangendes, übersichtliches Bild zu gestalten. August Reichensperger konnte deshalb wahrhaftig darob erstaunt sein, wie Janssen solches möglich gemacht hätte.

Vornehmlich aber war der jetzt den achten Band abschließende Abschnitt über „das Hexenwesen und die Hexenprocesse", eine ausführliche Monographie, gar manches Jahr hindurch für Janssen ein Gegenstand schwerster Sorge. Manchmal kam es ihm, wie er sich vertraulich äußerte, bei der Bearbeitung vor, als sei er selbst behext. Es war darum kein bloßer Erguß dichterischer Phantasie, sondern das getreue Spiegelbild seiner damaligen Gemüthsstimmung, als er im Jahre 1885, dem grausen Bann entflohen, im Weihnachtsfrieden zu Bronnbach die nachfolgenden Strophen niederschrieb:

Da bin ich wieder! Aber fragt mich nicht,
In welchem Land ich dieses Jahr gewesen.
Mir graut und schauert! Schrecklich Dämmerlicht!
Ein Hexenheer rauscht her auf Zauberbesen!
Dann Zangen, Fesseln, Schrauben, Hochgericht
Und Scheiterhaufen — ohne Federlesen —
Und bleich und starr das Volk rundum im Kreise —
O großer Himmel! eine grause Reise.

Ich suchte Trost in alten Folianten;
Doch ach! auch hier nur Schreckniß, blinde Nacht
Und Hexenwahn in allen vier Quadranten:
Ihn zu beweisen mir gibt jeder Acht;

Lebensbilder", das Jahr 1890 eine 15. und 16. des ersten und des dritten, eine 13. und 14. des vierten Bandes, sowie eine 4. der „drei geschichtlichen Vorträge", das durch langes Unwohlsein gestörte Todesjahr ein 17. bis 19. Tausend der Schrift „An meine Kritiker" und daneben lief die Arbeit an dem siebenten Bande.

In Trug und Spuk sich alle Geister wandten,
Und neue Hexerei wird stets erdacht;
Der Dämon herrscht in Sinn und Wort und Thaten.
O deutsches Volk! wo bist du hingerathen!

Toll, immer toller wirbelt die Geschichte
Hinan den Blocksberg — o mein fünfter Band![1])
Wer ist's, der diese Fluth von Wahn berichte?
Mir zagt die Seele, mir erstarrt die Hand!
Der Schlummer flieht von meinem Angesichte!
Behext ist alles, Haus und Stadt und Land,
Behext liegt selbst mein Kopf in Zauberketten,
Nur rasche Flucht kann noch mich Armen retten.

Da bin ich denn, Gott Dank! An dieser Schwelle
Zerstob der wirre, wüste Höllentraum.
Still ruht der Winter um die stille Zelle[2]),
Und freundlich grünt der liebe Weihnachtsbaum.
Im Lichtglanz strahlet lieblich die Kapelle,
Und Weihrauchduft erfüllt den heil'gen Raum.
Des Himmels Jubellied rauscht um die Krippe,
Und Friede, Friede! tönt's von jeder Lippe. . .[3])

Der sorgenschwere Abschnitt war endlich im December 1890 bewältigt; Janssen konnte das dem sterbenden **Münzenberger**, der jahrelang seine Sorgen und Beängstigungen um dieses Schmerzenskind theilnahmsvoll mitgetragen, zu dessen herzlicher Freude gerade noch am Morgen seines Todestages (23. Dec.) mittheilen. Aber damit war seine Sorge um den „siebenten" Band noch lange nicht behoben. Mehr und mehr hegte er, zumal im Sommer 1891, die Befürchtung, daß es ihm nicht gegeben sein werde, denselben zu Ende zu führen. In Augenblicken der Entmuthigung bedünkte es ihn dann, daß er seinen

---

[1]) In diesem Bande dachte er eben damals, wie früher im vierten, die culturgeschichtlichen Abschnitte über die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege vollständig bewältigen zu können.

[2]) In Bronnbach war ehemals eine Cistercienserabtei.

[3]) Das Gedicht verdient auch nach der typographischen Seite besondere Erwähnung, da der in der angesehenen Mainzer Kunstdruckerei von **Wallau** hergestellte Originaldruck zugleich eine Satzleistung des jetzigen Hauptes einer unserer bedeutendsten Verlagsbuchhandlungen darstellt.

Schultern eine zu große Last aufgebürdet habe, und daß Eines Menschen Kraft zur vollen Bewältigung des Unternommenen nicht hinreiche. Wenn er aber auch wirklich nicht zum vollen Abschlusse gelangt ist, so hat er doch, wie wir bereits gesehen, sein großes Lebenswerk in der Hauptsache vollendet.

Neben der Sorge um die neuen Bände wurde zugleich die Arbeitslast mit den stetig erforderlichen Neuauflagen von Jahr zu Jahr drückender. Auf alle seit der letzten Auflage erschienenen Quellenwerke und Hülfsmittel nahm er dabei Rücksicht. „Johannes Janssen", so hat ihn nach dieser Seite überhaupt Franz Hülskamp verständnißvoll im „Literarischen Handweiser" geschildert (1879, Sp. 308 f.), „gehört zu jenen, nicht allzu dicht gesäeten Arbeitern der Wissenschaft und Literatur, die eine einmal der Oeffentlichkeit übergebene Arbeit damit nicht auch als völlig abgethan betrachten, sondern den einmal liebgewonnenen und mit Eifer verfolgten Gegenstand stetig im Auge behalten, alles Neue darüber mit Aufmerksamkeit lesen, die Lesefrüchte sich notiren und dann bei nöthig werdenden Neudrucken nicht bloß Sachliches leicht zu bessern wissen, sondern auch die schon anfangs mit Sorgfalt behandelte Form der Darstellung noch immer mehr zu vervollkommnen suchen. So erscheint jede neue Auflage ihrer Schriften auch stetig als eine revidirte und verbesserte, nur daß selbstverständlich der gleich anfangs mit reifer Ueberlegung ausgeführte Grundbau nicht umgeworfen wird." Daraus ergibt sich denn, wie er hervorhebt, ein Doppeltes: „Wer sich nur für seine eigene Person aus Janssen'schen Büchern belehren will, der darf sich ohne erhebliche Einbuße allenfalls auch mit den ersten und älteren Auflagen begnügen; wer sie aber als Quellen und Hülfsmittel für eigene Vorträge und Schriften, also zur Wiederbelehrung anderer, benutzen will, der darf die neuesten Auflagen nicht unberücksichtigt lassen."

Außer all den fachwissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften, von welchen namentlich die Literaturverzeichnisse in seiner Geschichte des deutschen Volkes Zeugniß geben, las Janssen von Anfang seines Frankfurter Aufenthalts bis in

die späteren Jahre Tag für Tag zur „Erholung“ seine bestimmte Zeit etwas aus der neuesten Geschichte, aus der Brief- oder Memoiren-Literatur, und zwar stets mit dem Bleistift oder der Feder in der Hand. So entstanden z. B. thatsächlich unter der Lectüre die einzelnen „Zeit- und Lebensbilder“. An classischen Mustern, zumal an Lessings Prosa, strebte er vor allem den eigenen Stil auszubilden.

Als Beitrag zu der Gelegenheitsschrift „Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen“ (Berlin 1889) hat er über seine Lectüre eine werthvolle Zusammenstellung dargeboten, deren Wiedergabe uns namentlich für die studirende Jugend nützlich erscheint.

„Wenn ich“, schreibt er hier (S. 24 f.), „eine Anzahl Werke bezeichnen soll, in welchen sich die Kraft des menschlichen Geistes meines Erachtens ganz besonders offenbart hat, so nenne ich auf dem Gebiete der Geschichte: Thukydides, Tacitus und des hl. Augustinus De civitate Dei; in der Beredsamkeit: Demosthenes und den hl. Chrysostomus; auf dem Gebiete dichterischen Schaffens: Homer, Dante, Shakespeare[1]); auf dem Gebiete philosophischen Denkens: Aristoteles, den hl. Augustinus und den hl. Thomas von Aquin.

„Zu den Werken deutscher Literatur, welchen ich die meiste Anregung und Förderung verdanke, gehören vor allem das Nibelungenlied, Gudrun, Wolfram von Eschenbachs Parcival, Walther von der Vogelweide, das Annolied; die deutschen Chroniken und die religiösen Unterrichts- und Erbauungsbücher des fünfzehnten Jahrhunderts; viele der letzteren kann man, scheint mir, abgesehen von ihrem sonstigen Werthe, den schönsten Erzeugnissen deutscher Prosa beizählen. Unter den Neueren erwähne ich namentlich: Lessings kritische Schriften; Goethes Iphigenie, Tasso und Hermann und

---

[1]) Auf eine Anfrage der Redaction des „Deutschen Hausschatzes“, (16. Jahrgang [1889/1890] S. 572) erklärte er als seinen Lieblingsdichter Shakespeare und als seine Lieblingsdichtungen dessen „Julius Cäsar“ und „Kaufmann von Venedig“.

Dorothea; Schillers Wallenstein; Clemens Brentanos prosaische Schriften; Uhland; Eichendorff; Stifters Studien und Bunte Steine; Riehls Familie, Deutsche Arbeit, Culturstudien und Novellen; Webers Dreizehnlinden.

„Lieblingsbücher aus anderen Fächern sind mir: Möhlers Symbolik; Hettingers Apologie des Christenthums und der Kirche; Kettelers socialpolitische Schriften; die Conferenzen und die Briefe von Lacordaire; sämtliche Werke von Montalembert, von Balmes, von Wiseman und Newman.

„Auf meine geschichtlichen Studien übten unter den Neueren den meisten Einfluß auf mich aus: in früher Jugend Stolbergs Religionsgeschichte; später: Ritters Geographie; Rankes Geschichte der Päpste; Guizots Vorlesungen über die europäische und über die französische Civilisation; der erste Band von Macaulays englischer Geschichte und dessen Essays; am nachhaltigsten Karl Adolf Menzels Neuere Geschichte der Deutschen. Ferner: die Literaturgeschichten von Vilmar und von Wilhelm Wackernagel; Görres über die deutschen Volksbücher; Uhlands Abhandlung über die deutschen Volkslieder; Schnaases Niederländische Briefe und Kunstgeschichte; Schorns Kunstblatt; die kunstgeschichtlichen Werke von Waagen und Kugler; Rio, De l'art chrétien, und Reichenspergers verschiedene Schriften über die christliche Kunst; Ambros' Geschichte der Musik; Stobbes Geschichte der deutschen Rechtsquellen; Beselers Volksrecht und Juristenrecht; Stintzings Ulrich Zasius; sämtliche volkswirthschaftliche Werke und Abhandlungen von Roscher und Schmoller; auf demselben Gebiete die Abhandlungen von Johannes Falke und Otto Kius in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik und in der Zeitschrift für die gesamte Staatswirthschaft; Rogers' History of Agriculture and Prices.

„Mit besonderer Vorliebe habe ich immer Briefsammlungen und biographische Aufzeichnungen gelesen, und meine: Niemand

sollte beispielsweise die Briefe von Johannes von Müller[1]), die Lebensnachrichten über Niebuhr, die Jugenderinnerungen von Ernst Rietschel, die Briefe von Karl Ritter ungelesen lassen."

Einer seiner Lieblinge aus Deutschlands theologischen Schriftstellern der Vorzeit, den er in diesem Verzeichnisse nicht aufgeführt, sei aus den „Erinnerungen an einen deutschen Kapuziner" hier nachgetragen: die „kerndeutsche Natur" des ehrwürdigen P. Martin von Cochem, für welchen er eine Verehrung hegte, „wie man sie jenen widmen darf, die man den ‚Edelsten und Thatenfreudigsten' aus der Vergangenheit der Nation beizählt". „In der langen Vernachlässigung des Studiums der zahlreichen und vielseitigen Werke dieses herrlichen Mannes, dem an inniger Frömmigkeit, Geist und Gemüth, an Tiefe der Auffassung, Schwung der Gedanken und ächter, herzstärkender Poesie nur wenige gleichkommen von allen, die je in deutscher Zunge zur Ehre Gottes und zur Förderung des Wohles ihrer Nebenmenschen gewirkt und geschrieben haben", fand er mit P. Borgias einen Beweis dafür, „wie leicht wir Deutsche das Beste, was wir besitzen, mißkennen und unbeachtet lassen". Selbst in der Geschichte der profanen Literatur, urtheilte er, „sollte man den Namen Pater Martins von Cochem so wenig vergessen, wie den eines Geiler von Kaisersberg, eines Abraham a Sancta Clara, eines Friedrich von Spee."

Bei dem hohen Werthe, den Janssen auf die rechte Benutzung seiner Zeit legte, war ihm jede Störung in der Arbeit empfindlich. In den vielen Heimsuchungen durch Krankheit, bei welchen er vielfach zu vollständiger „geistiger Hungerkur verurtheilt" war, drückte es ihn am schwersten, daß er nicht arbeiten konnte. Während der Arbeitsstunden wurde unnachsichtlich jeder Besuch abgewiesen; darauf deutete

[1]) Insbesondere sollten diese, schreibt er darüber ein andermal (Theol. Lit.-Bl. 1870, Sp. 1018 ff.), „worauf Böhmer so oft hingewiesen, ein bleibender Schatz in den Händen der studirenden Jugend werden".

sehr verständlich die Ankündigung an der Gangthüre: „Professor Janssen ist für Niemanden zu sprechen.“ Besonders waren ihm gleichgültige und aufdringliche Besuche zuwider. In Erwartung solcher wurde er ganz aufgeregt. Hie und da verstand er sie aber auch trefflich abzufertigen. Als ihm zum Beispiel einmal ein Cavalier, dem er als ein ausnehmend unterhaltender Gesellschafter gerühmt worden war, um dieser guten Eigenschaft willen meldete, er werde demnächst auf seiner Hochzeitsreise ihn aufsuchen, um einen recht vergnügten Tag mit ihm zuzubringen, und gedenke dann und dann in Frankfurt einzutreffen, besaß der „unterhaltende Gesellschafter“ guten Humors genug, um genau zur angekündigten Stunde aus der alten Reichsstadt auszufliegen. Um unberufenen Störern völlig entrückt zu sein, arbeitete er längere Zeit in einem nur den vertrautesten Freunden bekannten und zugänglichen Versteck außerhalb seiner Wohnung.

Nicht so leicht wie ungelegene Besuche ließen freilich die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Anforderungen und Briefe aller Art sich abschütteln, mit denen er zeitweilig aus allen Richtungen der Windrose bestürmt wurde. Ihnen schrieb er geradezu die Ueberreizung der Nerven und die Schlaflosigkeit zu, unter welchen er nur zu oft und zu lange zu leiden hatte. „Nicht die Arbeit strengt mich an“, äußerte er wohl, „und schadet meiner Gesundheit, sondern das ewige Gestörtwerden durch die mannigfaltigsten Anfragen und Anforderungen und die vielen, für mich liebenswürdigen, für meine Arbeit unbarmherzigen Besuche.“ Nur zu oft verzeichnet sein Tagebuch Stellen, wie diese: „Briefcalamitäten — trostloser Zeitverlust durch Besuche — auch heute verloren, obgleich ich über sieben Stunden am Schreibtisch“ . . . An Einem Tage verlangte einmal ein Bittsteller „die Beschaffung einer Kleinigkeit von 15 000 Thalern!“ — Ein zweiter „will sich mit 60 Mark begnügen — daneben zwei Besuchsankündigungen! Ein sechsseitiger ‚Freundschaftsbrief bittet um baldigste Antwort auf fünf Fragen‘“. Die Leute sollten, meint hierzu der

Geplagte, „besser den Katechismus lernen; wenigstens das siebente Gebot sollte besser erklärt werden — Zeit zu stehlen kann ein noch größeres Vergehen sein, als silberne Löffel oder goldene Schnupftabaksdosen zu stehlen"[1]). „Eben liegt mir wieder", schreibt er am 5. Sept. 1880, „gestern Abend angekommen, ein Bericht eines Verwandten vor, der, um Bankerott zu vermeiden, mehrere Tausend Mark von mir verlangt. Er will mit Familie zu mir kommen." In einem Briefe vom 25. Juni 1881 klagt er: „Ich muß jede halbe Stunde stehlen zur Arbeit." Den endlosen Ansuchen und Anfragen gegenüber sah er sich schließlich zum Gebrauch des gedruckten Formulars gezwungen:

„Frankfurt a. M., Datum des Poststempels.

P. P.

Mit wissenschaftlichen Arbeiten zur Zeit überbürdet, bedauere ich, Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können.

Um Ihre Nachsicht bittend,

ergebenst

Johannes Janssen."

Die zahlreichen Briefe von Protestanten, die zu convertiren wünschten und deshalb ihn um Rath angingen, übergab er meistentheils Geistlichen zur Erledigung.

Die der Ausspannung gewidmeten Stunden suchte Janssen so ausgiebig wie möglich im Umgange mit gebildeten Personen aller Stände auszunützen. Fast regelmäßig nahm er, wenn er nicht an das Zimmer gebannt war, das Mittag- und das Abendessen in irgend einer befreundeten Familie oder bei einem Geistlichen der Stadt oder auch der umliegenden Orte, wie Niederrad und Oberrad, Neu-Isenburg, Weißkirchen, ein. Namentlich war er im Frankfurter Dompfarrhause bis zu Münzenbergers Tode und im Deutschen Hause zu Sachsenhausen — bei Inspector Johannes Diefenbach — ein gern gesehener Gast. Meist fanden sich theils zufällig,

---

[1]) Pastor S. 129 f., aus einem Briefe vom 2. August 1887.

theils geladen hier alte Bekannte ein, mit denen sich alsbald ein lebhafter Austausch der Meinungen entwickelte. Janssen liebte es dabei, von neuen Ergebnissen seiner Forschungen zu reden und bei geschichtskundigen Freunden die Besprechung strittiger Fragen anzuregen. Daneben lenkte er die Unterhaltung gern auf Ereignisse des Tages und besonders auf parlamentarische Vorgänge. Bei dem warmen Antheile, den er jederzeit an den Kämpfen und Leiden seiner ehemaligen Fractionsgenossen nahm, erfüllte ihn eine durchschlagende Rede, ein guter politischer Schachzug — kurz jeder Erfolg auf seiten des Centrums mit herzlicher Freude, und er gab dieser dann unverhohlenen Ausdruck. Mit ersichtlichem Wohlgefallen pflegte er Einzelheiten aus den ihm zugegangenen Briefen mitzutheilen, besonders solchen von bekannten oder unbekannten Protestanten. Ein anerkennendes Wort von seiten wahrheitsliebender Nichtkatholiken machte ihn ganz glücklich, zumal wenn sich in solchen Zuschriften ein warmes christliches Bewußtsein und ernstes Streben nach der Wahrheit äußerte. Die Unterhaltung war stets eine edle; pessimistische Stimmungen wurden daraus verbannt, wenn auch die ernstesten Gegenstände zur Besprechung kamen[1]). Nicht geringes Gefallen fand er daran, Freunde und Bekannte in harmlosen Neckereien wegen kleiner

[1]) „Eine geradezu kindliche Freude hatte er am Komischen: sonderbare Annoncen, verzwickte Sätze aus Zeitungsartikeln konnte er auf das herzlichste belachen und wörtlich noch nach Jahren referiren" (Hist.-pol. Bl. 109 [1892, I], S. 765). Wie konnte er z. B. noch kurz vor seiner letzten Erkrankung lachen, als in einer Nummer des „Frankfurter Volksblattes", welche mit großen Lettern meldete, daß zum Geburtstage der Kaiserin in Berlin alles beflaggt sei, unmittelbar darunter mit eben so großer Schrift zu lesen stand, daß „heute" (22. Oktober 1891) Katharina Beß, die Haushälterin des Herrn Prälaten Janssen, ihr silbernes Dienstjubiläum feiere! Wie gern sprach er ferner davon, wenn er in seinen Forschungen auf etwas Wunderliches gestoßen war, wie z. B. die „vielen Wunder", welche sich nach der Einführung des gregorianischen Kalenders zu Gunsten der Protestanten für den alten Kalender ereignet haben sollen, oder eine „Jesuiterische newe Zeytung", oder der rumorende Kater, dem die Magd das dritte Mehlklößchen„ gefressen" haben sollte! (Vergl. Bd. IV und V und besonders VIII, S. 54 f.)

Schwächen und Absonderlichkeiten aufzuziehen; hingegen war ihm liebloses Urtheilen und Absprechen im Grunde der Seele zuwider. Immer und immer wieder warnte er vor zu raschem Urtheil. Insbesondere wenn er einmal von einem Opfer akademischer Verbummelung hörte, so hatte er für dieses nicht Tadel, sondern sah in dessen Schicksal zunächst Anlaß, Gott zu danken, daß Er ihn selbst so gnädig geführt habe. „Sobald das Gespräch auf bestimmte Personen kam und nur einigermaßen eine medisirende Richtung nahm, ward er still und wehrte mit einem Pst! Pst! und energischem Winken mit dem Zeigefinger der Fortsetzung, oder er legte dem etwas ereiferten Sprecher die Hand auf den Kopf und machte ihm ein Kreuz auf die Stirne. Friede und friedliches Vertragen ging ihm im Verkehr mit anderen über alles, und er konnte sich förmlich unglücklich fühlen, wenn er von Streitigkeiten hörte, die im Gemeinde- oder Parteileben vorkamen. In früheren Jahren pflegte er alle im Gespräch auftauchenden Conflicte mit dem [auch sonst, in fröhlicher Stimmung gern gebrauchten] Rufe zu beenden: ‚Es lebe die Freiheit!‘“[1]) Den Redeschwall aufdringlicher Schwätzer und Berather ließ er in aller Fassung über sich ergehen; „Kür ü men to,“ sagte er dann wohl in seinem gemüthlichen Xantener Plattdeutsch; „schwatzt ihr nur zu, ich mache doch, was ich will.“

Ebenso mild wie die Fehler seiner Nebenmenschen beurtheilte er auch die literarischen Arbeiten anderer. Wo immer er ernstes Streben und gewissenhaftes Forschen ge-

---

[1]) [Steinle,] Hist.-pol. Bl. 109 (1892, I), S. 759. Dem Ausruf: „Es lebe die Freiheit!“ lag übrigens bei ihm, auch im scherzhaften Gebrauche, eine ernste Auffassung der Freiheit zu Grunde. — Jedenfalls verdient es bemerkt zu werden, daß Papst Leo XIII. die demokratische Ader Janssens, die schon Alban Stolz entdeckte (siehe oben Seite 36), ebenfalls herausgefunden hatte. Bereits um die Mitte der achtziger Jahre hatte der Heilige Vater scherzend ihm ankündigen lassen, er werde sich einmal, wenn er nach Rom komme, wegen seiner demokratischen Geschichtsauffassung mit ihm auseinander setzen. — Unter seinem Bildniß in Kürschners Literatur-Kalender 1891 gibt Janssen ebenfalls seiner Freiheitsliebe Ausdruck durch den Wahlspruch: „Frei und unverzagt.“

wahrte, hatte er Worte der Anerkennung, ohne daß er deshalb offenbare Mängel irgendwie beschönigt hätte. Wie oft erwähnte er lobend die Arbeiten junger Männer, mochten sie nun in Schulprogrammen oder Broschüren oder als Beiträge in Zeitschriften erschienen sein! Oben wurde bereits erwähnt, wie gern er junge Geistliche zu historischen Arbeiten anregte und aufmunterte; namentlich gab er ihnen häufig auf Spaziergängen oder bei sonstigen Gelegenheiten zu solchen Anleitung und Winke. „Sie müssen schreiben und drucken lassen!“ war in derlei Fällen seine Lieblingswendung.

Um sich für seine Arbeit zu erhalten, that er viel für seine Gesundheit. Er war, wie P. Baumgartner ihn nannte, ein wahrer „Luftfanatiker und Gesundheitstyrann“ [1]), der namentlich nicht stark geheizte, gasbeleuchtete Zimmer leiden mochte. Nach gethaner Arbeit ging es zunächst an zimmergymnastische Uebungen mit und ohne Hanteln, nach der bekannten Anleitung von Schreber; auch seinen Freunden legte er derartige Uebungen dringend ans Herz. Ebenso hielt er viel auf regelmäßige ausreichende Bewegung in frischer Luft und auf Kaltwasserkuren. Wenn ihm nicht gerade das Ausgehen verboten war, machte er Tag für Tag nach dem Essen seinen längern Spaziergang — doch höchst selten allein: meist nahm er sich jüngere Leute, wenn möglich frühere Schüler, mit, oder er benutzte mitunter den Spaziergang zu zwangloser Aussprache mit werthen Besuchen[2]). Die Unter-

---

[1]) Pastor S. 144.

[2]) Nach einem ähnlichen Spaziergange, zu dem er im Juni 1885 zu Trier in Erwiderung einer Einladung zum Essen, die er abgelehnt, den sel. Schulrath Dr. Kellner geladen hatte, sagte er diesem beim Abschiede: „Sie sind mir doch nicht böse, daß ich diesen schönen Spaziergang Ihrer gütigen Einladung vorgezogen habe? In Gottes freier Natur konnten wir uns jedenfalls ungestörter und offener aussprechen, als in vier Wänden und am Speisetische zwischen anderen. Solche Nachmittage kommen uns nicht oft wieder!“ Vergl. die anziehende Schilderung in Kellners „Lebensblättern“ (2. Auflage Freiburg 1892) S. 601. ff. Janssen machte auf Kellner „den wohlthätigen Eindruck eines Mannes, welcher in sich abgerundet, seines edlen Strebens

haltung war gemeiniglich überaus lebendig und lehrreich. Er war da unermüdlich im Erzählen, sprach da seine Ansichten über Politik und Tagesfragen, über Literatur und Kunst aus und erörterte diese Fragen auf das lebhafteste[1]). Ging rauhe Luft, so verhielt er sich schweigsam; gewöhnlich hielt er dann ein Tuch vor den Mund und ermunterte seinen Begleiter ab und zu, etwas zu „erzählen". Nach ein paar Schritten blieb er immer stehen, um eindringlicher reden zu können. Hatte er sich aber einmal über dem häufigen Stehenbleiben um einige Minuten verspätet, so eilte er bald beschleunigten Schrittes seiner Wohnung zu. „Ach!" konnte er dann seufzen, „ich habe 10, 20 Minuten verloren!" Des Abends ging er unbeirrt von Wind und Wetter meist noch zwischen 10 und 11 Uhr mit seinem Diener spazieren. Dieser mußte hier das Neueste aus der Zeitung mittheilen und erhielt dann von ihm Belehrungen über Politik und Religion. Janssen war dabei so zutraulich und herablassend, als wären sie beide mit einander aufgewachsen. Nach einer Auseinandersetzung mit dem Diener sagte er einmal: „Ich behandele Dich nicht wie einen Diener, sondern wie einen Freund."[2]) — Ehe er die Zimmergymnastik pflegte, besuchte Janssen regelmäßig die Kegelbahn im Deutschen Hause. Er war beim Kegeln, wie wir wohl einem oder dem andern Kegler zu Dank verrathen dürfen, ein „Linkser" und hatte es zu einer gewissen Fertigkeit gebracht.

In seinen jüngeren Jahren beseelte ihn, gleich den mittelalterlichen Pilgern nach dem Gelobten Lande, deren Reisebeschreibungen ihn traulich anmutheten, „eine heilige

---

und seiner Tüchtigkeit zwar bewußt ist, dennoch aber jenes Maß der Bescheidenheit und rücksichtsvollen Sprache beobachtet, wodurch man neben der Ehrfurcht auch das Herz gewinnt".

[1]) Das Vorstehende großentheils in Anlehnung an Hist.-pol. Bl. Bd. 109 (1892, I), S. 764.

[2]) Nach Mittheilungen des Dieners Joseph Schaller. In den übrigen, nicht näher gekennzeichneten Mittheilungen des vorstehenden Abschnittes über Janssen verdanken wir besonders Herrn Pfarrer Leonhard Wassermann in Mainz manch schätzenswerthe Einzelheit.

Lust zu wandern und zu sehen heilige Orte". Nachdem sich aber der Ausführung einer Palästinafahrt stets neue Hindernisse in den Weg gestellt hatten, verzichtete er endgültig auf diesen Lieblingsplan. Im großen Ganzen beschränkte sich sein Wandern außer den bereits erwähnten Ferienbesuchen und Studienreisen vornehmlich auf eine Sommerfrische im nahen Taunus, in Königstein, Cronberg oder Oberursel, oder auf die vorgeschriebene Badekur, wie namentlich während des letzten Jahrzehnts in Wildungen. Auch in der Sommerfrische blieb der Arbeit ein redlich Theil des Tages zugewiesen, und über die in Wald und Feld, zu Berg und Thal verbrachten Stunden wurde genau Buch geführt. So verzeichnet sein Tagebuch für den Herbst 1888 innerhalb fünf Wochen 22 Ausflüge von Cronberg auf den Altkönig, für die 1890er Sommerfrische in Oberursel im ganzen 194 Stunden im Freien[1]). In dem malerischen Cronberg übte es auf ihn einen eigenen Reiz, auf der Burg Ritter Hartmuts, des schwärmerischen Genossen der Hutten-Sickingen, zu hausen; in den Räumen, wo der Sickingen'sche Aechter seine famosen Sendbriefe an Papst und Kaiser ausgeheckt, hat Janssen einige 350 Jahre später dessen wildbewegte Zeit geschildert. Als ihn etwa zehn Jahre vor seinem Tode hier ein Freund aufsuchte, war es mit seinem Berggehen so schwach bestellt, daß es ihm merkliche Beschwerde machte, nur eine leichte Steigung zu bewältigen. Nachdem aber der Freund ihm dies beredet, hatte er's bald dahin gebracht, daß er nicht nur bei jener Steigung keine Beschwerde mehr verspürte, sondern sich ohne Anstrengung an fünf- bis siebenstündigen Bergtouren versuchte.

---

[1]) Vergl. Pastor S. 131. 141. In ähnlicher Weise führte er seine Briefstatistik. Zu seinem silbernen Priesterjubiläum im Jahre 1885 zählte er „beiläufig 400 Gratulationsschreiben und Telegramme". „Auf meinem Tische", schreibt er unterm 14. November 1886, „haben sich seit fünf Wochen weit über hundert Briefe wieder aufgehäuft". Zu Neujahr 1887 hat er „184 Briefe und Karten erhalten; solch liebenswürdige Fülle macht [ihn] machtlos"; unterm 4. Januar 1890 berichtet er von 121 Briefen und Karten, die er „bis gestern" erhielt.

Zuletzt sagte ihm besonders der ungestörte Aufenthalt auf der Lohmühle oder in dem Hause der Schwestern von der göttlichen Vorsehung zu Oberursel zu. Indeß die dortige Ruhe hatte gerade in seinem letzten Sommer die Folge, daß er sich mit fieberhaftem Eifer auf seine Arbeit warf und durch Spaziergänge und Ausflüge nicht mehr die nöthige Widerstandskraft für den Winterfeldzug sammelte: erst nach Vollendung des „siebenten“ Bandes wollte er gründlich ruhen und auf einer größern Reise sich abspannen — doch nur zu bald ward ihm Ruhe und Abspannung auf der großen Reise in die Ewigkeit.

XIV.

Bezeichnende Charakterzüge. Krankheit und Tod.

Warmen Herzens förderte Janssen nach allen Richtungen hin den Aufschwung katholischen Lebens, zu welchem zugleich sein Hauptwerk einen so mächtigen Antrieb gegeben hat[1]). Seines öffentlichen Auftretens in Versammlungen ist schon kurz gedacht. Eine ganz hervorragende Wichtigkeit legte er den jährlichen Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands bei, die seit Ende der siebziger Jahre ja auch ihrerseits wohl niemals versäumten, in ihren Verhandlungen die epochemachende Bedeutung seiner deutschen Geschichte nachdrücklichst hervorzuheben. Zu seinem Leidwesen konnte er jedoch nur wenigen beiwohnen. Für die Freiburger Generalversammlung im Herbste 1888 war schon „der Koffer gepackt, als der dringende Einspruch des Arztes [ihm] vollständige Ruhe auferlegte". „Es hat mir", schrieb er daraufhin am 2. Sept. 1883 einem Freiburger Freunde, „seit vielen Jahren nichts so leid gethan, als daß ich von der Versammlung fern bleiben muß." Insbesondere bedauerte Janssen, daß er sich nicht an den Verhandlungen zur Errichtung eines damals geplanten katholischen „Antilügenbureaus" betheiligen konnte.

Die letzte Generalversammlung, der er beiwohnte, war

---

[1]) Nachträglich sei an dieser Stelle auch erwähnt, daß Janssen seinerzeit den denkwürdigen anonymen „Beitrag zur Geschichte deutscher Universitäten im 19. Jahrhundert" von seinem Freunde Professor Dr. Heinrich Joseph Floß in Bonn († 4. Mai 1881) die „Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn" rc. (Freiburg 1862), zum Druck beförderte, welche den urkundlichen Beweis erbrachte, „daß die bekannten Beschwerden über die Disparität an der Bonner Hochschule keineswegs auf ‚vorgefaßter Meinung' beruhen, sondern in den handgreiflichsten und schreiendsten Thatsachen ihren nur allzugenügenden Grund haben" (Lit. Handw. 1862 Sp. 210).

jene glanzvolle von 1890 zu Koblenz, welche auch für Windthorst und Domdekan Heinrich die letzte sein sollte. Ein Franzose, der bekannte Abbé Kannengieser, hat mit warmen Worten den mächtigen Eindruck geschildert, den es auf die Besucher hervorbrachte, als Janssen in einer öffentlichen Versammlung auf der erhöhten Stelle sichtbar wurde, wo die Auslese des katholischen Deutschlands Platz genommen hatte: „Sein Name ging sofort von Mund zu Mund, und bald waren aller Blicke auf ihn gerichtet. Er saß neben Windthorst, und von Zeit flüsterte die ‚kleine Excellenz' ihm eine zweifellos boshafte Bemerkung ins Ohr, die sein Gesicht aufheiterte. Zeitlebens werden mir diese beiden Glaubenskämpen im Geiste gegenwärtig sein, wie ich sie damals vor mir sah. . . Welche Bewunderung, ja Zärtlichkeit brachten die achttausend Theilnehmer der Versammlung ihnen entgegen! Sie wußten, daß sie ihre Befreier im wahren Sinne vor sich hatten. Der eine hatte die Gegenwart, der andere die Vergangenheit frei gemacht. Der erste hatte ihren Glauben aus dem Joche eines allmächtigen Staatsmannes befreit, der zweite hatte ihre Geschichte den Lügen einer Wissenschaft entwunden, auf deren Seite ein fest begründeter Ruf, die Ueberlieferung, die Lehrstühle sämtlicher Universitäten standen. Ein jeder gleich nutzbringend für ihre Sache, gleich segensreich auf seinem Gebiete, theilten sie den nämlichen Ruhm und weckten die nämliche Begeisterung. Sie waren die vollkommenste Verkörperung des katholischen Geistes, indem sie den doppelten Ansturm der rohen Gewalt und der Wissenschaft zurückwiesen."[1])

Wie den Verhandlungen der Katholikentage in Deutschland, folgte Janssen auch „mit lebhafter Theilnahme" den Bestrebungen der deutschen Katholiken in Amerika. „Ich finde", schrieb er unterm 7. August 1887 in dem schon oben citirten Briefe an den amerikanischen Pfarrer Viefhaus von Evansville, „Trost und Ermuthigung in deren Treue, Freiheitsliebe und Mannhaftigkeit — Tugenden, welche sicherlich unseren euro-

[1]) Abbé A. Kannengieser, Le réveil d'un peuple p. 343 s. (Freiburg i. d. Schweiz 1892).

päischen Katholiken zum Muster dienen können", und er übersandte durch den genannten Herrn seine Grüße an die im September 1887 versammelten Katholiken, „da ja alle, dort wie hier, festhalten an dem alten Grundsatze: Viribus unitis, per crucem victoria!" (Mit vereinten Kräften, im Kreuze der Sieg!)[1])

Auch für die Sache der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland warb Janssen eifrig allenthalben neue Freunde. Er gehörte schon dem provisorischen vorbereitenden Ausschusse an; in der Folge führte er den Vorsitz in der Section für Geschichte[2]) und bedachte die Gesellschaft auch in seinem letzten Willen. Ebenso hatte er dem aufstrebenden Collegium an der deutschen Nationalstiftung des Campo Santo zu Rom und seinem unermüdlichen Rector, dem verdienten Katakombenforscher Monsignore Dr. Anton de Waal, wie dessen Jahresbericht für das Jahr 1891 dankbar vermeldet, „stets nahe gestanden und jede Förderung angedeihen lassen". Er hatte durch eine reiche Schenkung „schon vor Jahren dafür gesorgt, daß auch nach seinem Tode sein Andenken im Campo Santo lebendig bleibe". Nicht minder bewahrt ihm der Mainzer „Katholik" ein lebendiges Andenken. Nicht nur, daß Janssen lebhaften Antheil an den Berathungen um Weihnachten 1889 hatte, welche ein neues Programm zeitigten und einen neuen Aufschwung der altehrwürdigen Zeitschrift anbahnten, verpflichtete er sich auch, wie der Titel der ersten beiden Bände der dritten Folge (1890, I und II) ausweist, zu „ständiger Mitwirkung" an der Redaction. — Freudig begrüßte er den internationalen katholischen Gelehrtencongreß, der in der Osterwoche 1891 in Paris zusammentrat. An der persönlichen Theilnahme gehindert, widmete er ihm eine Abhandlung über die Jesuiten vor Spee im Hexenhandel, die in der Section

---

[1]) Verhandlungen S. 57.

[2]) Vergl. Jahresbericht der G.-G. für das Jahr 1876, Seite 3 und 5.

für die historischen Wissenschaften verlesen und später im Druck veröffentlicht wurde[1]).

Zu gleicher Zeit suchte er ständig mit dem Volke in Fühlung zu bleiben. Er war sorgfältig bestrebt, sich über die Lage des Bauern- und des Handwerkerstandes, der Taglöhner und der Arbeiter genau zu unterrichten, und nahm innigen Antheil an deren Wohl und Wehe. In wehmüthig theilnahmsvoller Stimmung berichtete er beispielsweise: „Ich habe heute gehört, daß bei den kleinen Bauern des Taunus großer Mangel an Kartoffeln, Brod und anderen nothwendigen Lebensmitteln sei. [Diese oder jene] Fabrik hat Arbeiter entlassen, den Leuten den Lohn herabgesetzt. Wie sollen jetzt die armen Leute leben?" Bei der ausgesprochenen Vorliebe, die er von seiner Lehrlingszeit her für den Handwerkerstand hegte, beschäftigte ihn stets lebhaft die Handwerkerfrage. Er verstand es vortrefflich, sich mit einfachen Leuten zu unterhalten, und schätzte diese Gabe besonders auch an hervorragenden Freunden. Namentlich bewunderte er dieselbe an Reichensperger und Savigny[2]).

Zu Böhmers Lebzeiten würde Janssen die bescheidene Stellung in dessen Nähe mit keiner andern vertauscht haben. Als ihm beispielsweise im Jahre 1855 im Auftrage des Geheimraths Brüggemann die Geschichtsprofessur am Lyceum zu Braunsberg mit erhöhtem Gehalt angeboten wurde, erwiderte er einfach: er habe an Böhmer einen so seltenen Lehrer gefunden, daß er vorziehe, in Frankfurt zu bleiben. In den nächsten Jahren nach Böhmers Tode, wo er geneigt

---

[1]) Unter der Aufschrift: Les Jésuites et les procès de sorcellerie avant Frédéric de Spée. Compte rendu du Congrès scientifique internat. des catholiques tenu à Paris du 1 au 6 avril 1891. Sciences hist. V^{me} section p. 195 — 204.

[2]) „Auch mit dem geringsten", heißt es von letzterm in dem mehrfach erwähnten Nachrufe (Alte und Neue Welt 1875, S. 520), „konnte er sich in eine eingehende Conversation einlassen. Er lenkte das Gespräch auf die Heimat, auf den Stand und auf Dinge, wo auch der einfache Mann mittheilsam sein konnte. Seine Leutseligkeit machte es ihm leicht, stets Unterhaltung und Belehrung zu finden."

war, einem Ruf an eine Hochschule zu folgen, boten sich höchstens die Zukunftsaussichten auf die noch immer der Verwirklichung harrende deutsche katholische Universität. Die von Herrn v. Sydow anfangs der siebenziger Jahre eingeleiteten Schritte behufs einer Berufung nach Münster oder Straßburg[1]), die er früher in vertraulichen Gesprächen abgelehnt, nunmehr aber infolge unerquicklicher Zustände an dem städtischen Gymnasium gern angenommen hätte, führten nicht zum Ziele. Eine von der theologischen Facultät der Universität Würzburg Ende der siebziger Jahre angebotene Professur der Kirchengeschichte[2]) mochte er — nach seinen vertraulichen Aeußerungen gegen Freund Gietmann — nicht annehmen, weil sein Quellenstudium erst mit dem achten Jahrhundert beginne und er sich in die patristische griechische Literatur nicht mehr hineinarbeiten könne. In den Tagen des Culturkampfes war eine Geschichtsprofessur an einer deutschen Universität für ihn schlechthin ausgeschlossen, und nachher meinte er, daß er dafür doch zu alt geworden sei. Einen im Frühjahr 1883 unter glänzenden Bedingungen angebotenen Lehrstuhl an der neugegründeten Universität Washington lehnte er dankbar ab, da er sein Lebenswerk nur in Deutschland vollenden könne. Er hoffte dies damals in sechs bis acht Jahren zu erreichen.

Wie er „weder eine subventionirende Regierung noch eine Universität, weder eine reichbezahlte Amtsbrüderschaft noch eine mit Titeln und Orden versehene Akademie hinter sich gehabt"[3]), so hat auch niemals ein Ordens- und Verdienst-

---

[1]) Hier hätte ihn namentlich Bischof Räß gern gesehen. Als er einmal dem Bischof seine Aufwartung machte, traf es sich, daß dieser sich bei der Arbeit an seinen Convertitenbildern gerade vergeblich wegen des Geburtsortes eines gewissen Veteracastrensis abmühte. Auf seine Frage, ob sein Besuch, der doch ein in dergleichen Dingen erfahrener Mann sei, ihm nichts näheres angeben könne, erwiderte Janssen: „O ja, den Mann kenne ich, der ist mein Landsmann; denn ich bin auch Castraveterensis" (von Xanten). Nach einer Aufzeichnung von Dr. Widmann.

[2]) Nach einer mündlichen Mittheilung des Hochw. Herrn Professors Dr Göpfert in Würzburg.

[3]) Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 48 (1895, I), S. 128.

zeichen seine Brust geschmückt. Die einzige Fürstengunst dieser Art, die ihm einmal Herzog Maximilian in Bayern zu erwirken gedachte, wußte er durch die Berufung auf seine unbefangene Behandlung der Geschichte des bayerischen Fürstenhauses noch rechtzeitig abzulenken[1]). In ähnlicher Weise verschmähte er seine Unabhängigkeit daranzugeben, als ihm noch zu Bundestagszeiten von österreichischer Seite für regelmäßige publicistische Arbeiten, die er ohne sonderliche Beschwerde nebenher hätte besorgen können, verlockende Anerbietungen gemacht wurden. Die mehrfachen, allerdings in bescheidenem Maße ihm zutheil gewordenen Auszeichnungen von seiten wissenschaftlicher Körperschaften gereichten ihm dagegen zu aufrichtiger Freude. Im Jahre 1879 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Madrid, 1882 bei der dritten Jahrhundertfeier der Universität Würzburg zum Ehrendoctor der Theologie, 1884 bei der ersten Halbjahrhundertfeier der katholischen Universität Löwen — neben dem später so unglücklichen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich — zum Ehrendoctor der Rechte ernannt. Fünf Jahre später wurde die französische Uebersetzung seines Geschichtswerkes von der französischen Akademie mit dem Prix Langlois ausgezeichnet.

Kirchliche Ehren und Würden hat Janssen niemals angestrebt, so leicht er auch mit seinen vielverzweigten einflußreichen Verbindungen sie hätte erlangen können. Bei dem wohlbegründeten Rufe, den er schon zur Zeit seines Eintrittes in das Priesterthum sich erworben hatte, lag es nahe, daß seine Person bald für verschiedene hohe kirchliche Stellen ins Auge gefaßt wurde. Aber er lehnte von Anfang an beharrlich ab und beklagte sich manchmal in vertrauten Kreisen, daß er in dieser Beziehung beunruhigt werde: er habe doch nur Beruf und Fähigkeit für das Studium der Geschichte.

---

[1]) Von der Durchführung einer mit dem Münchener Kirchenhistoriker Professor Dr. Knöpfler in Bezug auf den bayerischen Herzog Albrecht V. aufgenommenen Polemik (Katholik 1891, II, S. 477 und 571) mußte er infolge seiner tödtlichen Erkrankung im November 1891 ohne weiteres abstehen.

Er wollte wie der berühmte Eck „sein Lebtag ein Schulmeister bleiben" und konnte mit diesem wohl sagen: „Sonst sind mir wohl zugestanden Domherren-Canonicate; ich bin aber willkürlich in studio geblieben."[1]) So sollte er, um einzelnes zu erwähnen, schon kurz nach seiner Priesterweihe als Domkapitular nach Limburg gezogen werden. Bei seinem Aufenthalte in Rom waren ihm „die vortheilhaftesten Anerbieten für den Eintritt in den diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhles gemacht worden"[2]). Als in der langwierigen Sedisvacanz einmal geplant wurde, ihn als Nachfolger Hermann v. Vicaris auf den erzbischöflichen Stuhl von Freiburg zu erheben, weinte er darum „bitterlich" bei seinem Freunde Gietmann, „weil er dann von seiner Geschichte abgezogen würde und ein praktisch durchaus unbrauchbarer Mensch sei"[3]).

Er blieb auch seinem Forscherberufe erhalten, als Papst Leo XIII., der längst auf ihn aufmerksam geworden war, ihn 1880 zum päpstlichen Hausprälaten und Apostolischen Protonotar ad instar participantium ernannte, und empfand es als eine große Erleichterung, als dieser in dem gleichen Jahre und dann wieder im Herbste 1883 auf seine eindringlichen Vorstellungen hin von seiner Berufung an die Spitze der Vaticanischen Archiv-Verwaltung Abstand nahm und ihm „zu der ruhigen Vollendung [der deutschen Geschichte] in Deutschland" seinen Segen schickte[4]). Und wiederum lehnte er um seines großen Lebenswerkes willen im Herbste 1890 ab, als ihm Leo XIII. nach dem Tode des unvergeßlichen Hergenröther die Würde eines Cardinal-Präfecten der Vaticanischen Archive antrug. Aus jenen Tagen liegt ein herrliches Zeugniß seiner selbstlosen Hingebung an die erkannte Aufgabe seines Lebens vor, das um so vollwichtiger ist, als es das unverkennbare Gepräge vertraulicher Aussprache des Freundes gegen den Freund trägt.

---

[1]) Vergl. Geschichte des deutschen Volkes Bd. VII, S. 497.

[2]) Pastor S. 116.

[3]) Nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Pfarrers Gietmann.

[4]) Pastor S. 117.

„Ich bin", schrieb er unterm 30. October 1890 an den Hochwürdigsten Erzbischof Roos von Freiburg, der ihn von Rom aus im Auftrage des Heiligen Vaters von dem Plane verständigt hatte, „tief gerührt über die Güte des Heiligen Vaters, die ich schon früher wiederholt erfahren habe, und das übergroße Vertrauen, das er mir durch Uebertragung einer so überaus wichtigen Stelle, wie sie der selige Cardinal Hergenröther eingenommen hat, zu schenken gedenkt. Wie ich Dir schon mehrmals früher sagte, gehört es zu meinen innigsten Wünschen, welche ich noch fürs Leben habe, dem Heiligen Vater meine höchste Ehrfurcht und Dankbarkeit persönlich in Rom ausdrücken zu können, jetzt noch ganz besonders für diesen neuen Beweis seiner Gnade. Was aber die Stelle betrifft, so kann ich — ich sage das nach langer Ueberlegung mit Gott — dieselbe nicht annehmen und zwar aus folgenden Gründen:

„Ich stehe noch mitten in meinem Geschichtswerk, das ich doch als mein eigentliches Lebenswerk ansehe. Seit nun mehr als 33 Jahren habe ich mich mit demselben beschäftigt und kann dasselbe nicht in Rom, sondern nur in Deutschland mit Gottes Gnade weiterführen und vollenden. Aus Dutzenden von großen und kleinen deutschen Bibliotheken muß ich mein Material dafür zusammenbringen. So habe ich z. B. seit Pfingsten nur aus nicht weniger als elf Bibliotheken mir größere Werke oder Flugschriften zuschicken lassen müssen, um ordentlich weiter arbeiten zu können. So etwas wäre mir, lebte ich in Rom, durchaus nicht möglich. Gerade die culturgeschichtlichen Partien, mit welchen ich mich vorzugsweise zu beschäftigen habe, erfordern die Benutzung sehr zahlreicher Schriften, die äußerst selten geworden sind, von denen in der einen oder andern Bibliothek nur noch Ein Exemplar vorhanden ist. Ja, hätte ich kirchengeschichtliche Arbeiten unter Händen, wie es bei Hergenröther der Fall war, so könnte ich sie in Rom nicht allein ebenso gut, sondern noch besser als anderwärts weiterführen; aber was mein Werk angeht, so heißt für mich: aus Deutsch-

land weggehen ebenso viel, als alles in Zukunft liegen lassen müssen. Wäre das gut für die Sache der Kirche? Gott der Herr weiß es, und Du, der Du mich kennst, weißt es auch, daß ich den Werth dessen, was ich leisten kann, keineswegs überschätze, nicht hochmüthig bin auf das, was ich thue. Aber ich darf doch fragen: Wäre es gut für die heilige Sache, der ich meine schwachen Kräfte widmete, wenn ich jetzt mein Werk unterbrechen und für alle Zukunft liegen lassen müßte?"[1])

Ein Grundzug seines Wesens war die Wahrhaftigkeit. Schon seine einfache, alle Phrase, alles Pathos verschmähende Redeweise lieferte dafür ein unverkennbares Zeugniß. Einfach und ungekünstelt war sein Benehmen, jedem unwahren Zwange war er abhold und gab sich vor jedermann am liebsten, wie er war. Wer ohne Voreingenommenheit ihn sah und hörte, fühlte unwillkürlich zu ihm sich hingezogen und mit Vertrauen erfüllt. In heiligen Zorn gerieth er ob Lüge und Niedertracht, und er mochte auch nichts von den „zornigen Heiligen" wissen, die mit unedlen Waffen als Vertheidiger der katholischen Sache sich aufspielten. Bei seinen Forschungen war er einzig bemüht, die geschichtliche Wahrheit nach bestem Können zu ergründen und dann, „meist mit den eigenen Worten der Zeitgenossen", aus den Quellen einfach darzulegen. Und auch andere konnte er nicht dringend genug mahnen, stets objectiv gerecht die Wahrheit für und wider darzustellen. Gern führte er in dieser Hinsicht das Wort von Joseph v. Görres an: „Die Wahrheit bemäntelt wissen wollen, das ist jederzeit die schlechteste Politik, und jetzt am meisten, ja sogar gefährlich wegen ihrer Unlauterkeit. Ich stimme überall für die frische, grüne Wahrheit ohne alle Furcht." „Von irgend einer andern ‚Tendenz'", durfte er in Bezug auf eine dahin zielende Verdächtigung des preußischen Cultusministers Falk in aller Ruhe erwidern, „weiß ich mich frei."

„Rückhaltlos und unbedingt" machte er deshalb auch für sein Werk Anspruch auf Aufrichtigkeit. „Mit voller Absicht",

---

[1]) Nach dem Original.

schreibt er in seiner ersten Vertheidigungsschrift „An meine Kritiker" (S. 5), „habe ich es vermieden, persönlich die letzten Folgerungen aus meinen Mittheilungen zu ziehen. Ich überlasse das Endurtheil jedem einsichtigen Leser und bin durchaus befriedigt, wenn man meiner Arbeit nur nachsagen kann, daß sie bezüglich der darin behandelten Periode für historische Betrachtungen und die Geschichtsphilosophie eine tiefere und festere Grundlage darbietet als so viele über jene Zeit vorhandene Werke. Ich handle nach dem Ausspruche des Protestanten Böhmer: ‚Die Reformationsgeschichte bedarf einer völlig neuen Bearbeitung, das erkenne ich immer mehr, je eindringlicher ich mich mit den Schriften der Reformatoren selbst, die nach den neueren landläufigen Darstellungen fast in einem mythischen Gewande vor uns stehen, beschäftige. Es kommt dabei zunächst auf eine sichere Feststellung des objectiven Thatbestandes an.'" „Um möglichst objectiv zu verfahren", ließ er in der Darstellung das eigene Urtheil schließlich bis zur vollen Selbstentäußerung zurücktreten und „die Quellen und Zeitgenossen, wo irgend thunlich, selbst reden"[1]). Ein Gegner konnte ihm daher kaum schwerer unrecht thun, als wenn er seinen guten Glauben in Zweifel zog oder gar in Abrede stellte[2]). Ja, so gern er sonst einem Scherze zugänglich war[3]), mochte er's nicht einmal leiden, daß

[1]) Bd. VII, S. V (Entwurf einer Vorrede).

[2]) Seiner Zeit ist Janssen heftig angegriffen worden wegen eines irrigen, auf ein im besten Glauben entlehntes Citat gegründeten Vorwurfs gegen den Frankfurter Consistorialrath Dr. Steitz in der Schrift „An meine Kritiker" (1882, S. 48) und im „Zweiten Wort" (1883, S. 23). Als er dann über seinen Irrthum aufgeklärt wurde, „fing er", wie H. Webewer (Katholik 1892, I, S. 417) als Augenzeuge berichtet, „beinahe an zu weinen und klagte, daß er dem Manne unrecht gethan habe", und rief schmerzlich bewegt aus: „Und er ist todt, ich kann es ihm nicht mehr gut machen!" Wir können diesen Bericht dahin ergänzen, daß Janssen noch bei der Vorbereitung der letzten Auflage der Schrift „An meine Kritiker" einem Revisor dringend anbefahl, auf die Berichtigung jenes Irrthums zu achten, nachdem diese bereits seit Jahren vollzogen war.

[3]) So konnte er beispielsweise herzlich lachen über ein noch vorhandenes lateinisches carmen iocosum (Scherzgedicht) des da-

man über seine „Tendenz" scherzte. Wie er aber nach bestem Wissen und Gewissen bemüht war, die Wahrheit zu schildern, so hegte er zugleich die feste Ueberzeugung, daß diese Wahrheit, wenn auch noch so langsam, mit der Zeit nothwendig zum Durchbruche gelangen werde. Darin bestärkten ihn übrigens auch Urtheile von Protestanten, bei denen von irgend einer Hinneigung zu der alten Mutterkirche nicht entfernt die Rede sein konnte. So berichtet er ein denkwürdiges Begegniß aus dem Bade Wildungen. „Als ich heute", schrieb er dort am 1. August 1885 in sein Tagebuch, „an der Helenenquelle war, kam ein mir unbekannter lutherischer Pfarrer, den ich wiederholt am Brunnen gesehen, aber nie gesprochen, zu mir und sagte: ‚Wie ich höre, reisen Sie ab, und da möchte ich Ihnen noch sagen: ich habe Ihr Geschichtswerk gelesen, und obgleich ich festhalte am lutherischen Bekenntnisse, so muß ich doch gestehen, Sie haben uns ein Doppeltes gelehrt: erstens Bescheidenheit in Bezug auf unsere Vergangenheit, denn es hat doch gar übel ausgesehen innerhalb des neuen evangelischen Kirchenwesens, und mit den Häuptern desselben sah es ebenfalls gar übel aus. Zweitens haben Sie uns gelehrt, wie überaus wenig Toleranz gegen die Katholischen bei uns vorhanden gewesen ist. Daraus können wir vieles lernen. In dieser doppelten Hinsicht wird Ihr Werk von bleibendem Werthe sein und bei allen aufrichtigen Protestanten eine gründliche Revision ihrer bisherigen geschichtlichen Anschauungen hervorrufen.' Darauf reichte er mir die Hand und ging, ohne mir seinen Namen zu nennen, fort."[1]) — Besonders werth-

---

maligen Abiturienten, jetzigen Jesuitenpaters Gerhard Gietmann vom 1. September 1864, das seinen Unfall auf dem Niederwalde in launigen Hexametern besang und mit dem guten Rathe an den doctor praeclarus (hochberühmten Doctor) schloß:

non irritandos unquam temerarie asellos,
tentandos potius, si vis tentare, caballos.

(Reize, das merke dir, nie waghalsigen Muthes ein Grauthier;
Willst du reiten durchaus, dann nimmst du gescheiter ein Rößlein.)

[1]) Pastor S. 136. In Wildungen lebte er, wie er von hier unterm 29. Juli 1889 schrieb, „so einsam, wie selten in den letzten Jahrzehnten".

voll aber war ihm das Urtheil eines lutherischen geistlichen Würdenträgers, der zu ihm sagte: „Sie haben ja recht, und auf unserer Seite würde man Ihnen alles verziehen haben, und noch mehr; allein unsern Luther hätten Sie schonen müssen! Ihre Auffassung wird sich gewiß Bahn brechen; immerhin wird noch ein Jahrhundert darüber vergehen, bis der Umschwung sich vollziehen wird."

Ueber Luther hatte er übrigens, wie auch aus seinem „Zweiten Worte" (1883, S. 101) erhellt, noch eine ausführlichere Schrift in Aussicht genommen. In den Federstreit, der sich an die Majunke'schen Lutherschriften anknüpfte, hat Janssen nicht unmittelbar eingegriffen. Mittelbar hat er jedoch seinen Standpunkt in dem hinterlassenen siebenten Bande seiner „Geschichte" (S. 298) dargelegt, wo er es als beachtenswerth hervorhebt, daß bei Cochläus in seinem Berichte über Luthers Ende von einem angeblichen Selbstmorde ebenso wenig wie bei Surius irgendwie die Rede ist. Er hat überhaupt den noch in den ersten zwei Auflagen seines dritten Bandes mitgetheilten Einzelheiten über Luthers Lebensende, wie er in seinem „Zweiten Worte" (1883, S. 71) betont, „einen besondern Werth für die Geschichte des deutschen Volkes" nicht beigelegt und schließlich, das für die 15. Auflage des dritten Bandes eingefügte Wörtchen „plötzlich" wieder ausmerzend, in Bezug auf Luthers Tod sich auf die einfache Mittheilung beschränkt, daß Luther in der Nacht auf den 18. Februar 1546 gestorben sei.

In seiner Wahrheitsliebe beschönigte und bemäntelte er auch nicht die Schäden und Gebrechen auf katholischer Seite, so schmerzlich ihn solche auch berührten, und so nahe es hier lag, daß seine kirchliche Gesinnung verkannt werden konnte. Gerade deshalb war es für ihn eine ganz besondere Freude, als ihn im Mai 1880 der Heilige Vater, Papst Leo XIII., zur Ehrung seiner Verdienste um die Erforschung der geschichtlichen Wahrheit zum päpstlichen Hausprälaten und Apostolischen Protonotar ad instar participantium ernannte, und ihm anläßlich seines silbernen Priesterjubiläums fünf Jahre

später seine „väterliche Liebe und Hochschätzung“ in einem Glückwunschschreiben ausdrückte, dem er „in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, die der Jubilar um die Kirche und die kirchliche Wissenschaft sich erworben“, eine Denkmünze mit seinem Bildnisse beifügte. Durch solche Huldberweise wurde Janssen in seinem kindlich-frommen Sinne überzeugt, daß er trotz seiner ungeschminkten Behandlung katholischer Mißstände ein treuer Sohn der katholischen Kirche geblieben sei.

Zehn Tage bevor ihn die tödtliche Krankheit erfaßte, am Feste des hl. Karl Borromäus, hatte Janssen noch wohlgemuth zu Limburg an der Feier des goldenen Priesterjubiläums seines Diöcesanbischofs und Freundes Dr. Karl Klein theilgenommen. Es war sein letzter auswärtiger Besuch. Bei diesem Anlasse war er zum ersten Male wieder mit einem frühern Freunde zusammengetroffen, der ihm durch die Bekämpfung seiner Kunstanschauungen seit Jahren entfremdet war. Sobald er denselben gewahrte, war es sein erster Antrieb, auf ihn zuzugehen und ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen. In dem gleichen friedliebenden Sinne, der ihn jederzeit beseelte, stiftete er an dem letzten Tage, an welchem er noch frei umherging, ein Versöhnungswerk.

Janssen gehörte zu den scheinbar von der Natur begünstigten, sogenannten starken Männern, hinter deren kräftigem Aussehen sich nur zu oft ein schwaches, zur Verfettung neigendes Muskelsystem insbesondere des Herzens und der Blutgefäße verbirgt. Die sitzende Lebensweise des Gelehrten hat diese vielleicht schon in der Anlage begründeten Veränderungen zweifellos nicht unerheblich begünstigt. Hatten auch die schon in früheren Jahren infolge der Gefäßschwäche wiederholt erfolgten Blutstürze eine bleibende Entkräftung nicht zurückgelassen, so muß doch nach Meinung der Aerzte die Verfettung des Herzens allmähliche Fortschritte gemacht haben; denn zumal in den letzten fünf Jahren erforderten häufige, durch Stauung hervorgerufene Katarrhe der oberen Luftwege ärztliche Hülfe, ohne daß indeß durch diesen Zustand

eine nennenswerthe Gefahr oder Störung des Allgemeinbefindens gegeben war. Eine hartnäckige Erkältung, die er sich am Pfingstmontag 1891 auf dem Spaziergange zugezogen, und die ihn ungemein in der Arbeit beeinträchtigte, schien mit der Sommerfrische überwunden, — da wurde er am Abend des 14. November von einem Blutsturz aus beiden Nasenhälften befallen, der nur durch energische Tamponade gestillt werden konnte und sich am 19. und 22. November, jedoch nur aus der rechten Nasenhälfte, wiederholte. Infolge des starken Blutverlustes und der damit zusammenhangenden beschleunigten Verfettung der Herzmuskeln stellten sich vermehrte Stauungen bis zum Zustandekommen wässeriger Durchtränkungen und Anschwellungen (Oedeme) zunächst der Extremitäten, sodann aber auch der Schleimhaut der Luftröhren und des Darmes ein. Schon hatte der Proceß, allem Anscheine nach unaufhaltbar, bis zum December Oedeme der tiefstgelegenen Lungenabtheilung, des Gesichtes und des Gehirnes in Begleitung zeitweiliger stiller Delirien hervorgebracht. Aber wider alles Erwarten zeigte sich am 5. December eine auffällige Besserung, die nach mehrfachen Schwankungen schließlich anzuhalten schien. Vom 14. December ab traten die sämtlichen Krankheitserscheinungen fast ganz in den Hintergrund, und vom folgenden Tage ab gestatteten die Aerzte dem Kranken, täglich stundenweise des Vormittags und des Nachmittags das Bett zu verlassen. Allein seine Besserung war nur scheinbar gewesen. Nach raschem Umschwung erlag er, kaum zwei Tage nach Münzenbergers erstem Jahrtage, am 24. December früh $12^3/_4$ Uhr einer Lungenlähmung.

Janssens Ergebung auf dem Sterbelager war eines christlichen Weisen würdig. Sein süßester Trost in der Krankheit war der tägliche Empfang der hl. Communion. In den Stunden der Gefahr opferte er seinem Schöpfer in voller, freier Unterwerfung sein Leben auf; in den Stunden der Hoffnung hinwiederum malte er sich aus, wie er das weitere Leben zu Gottes Ruhm und Ehre anwenden wolle. Des Tags mußte ihm sein Diener in der Regel aus dem Andachtsbuche von

Galura: „Die Heilige Schrift in der Hand des Kranken wie des Seelsorgers am Krankenbette"[1]), des Abends der wartende Barmherzige Bruder aus einem Gebetbuche vorlesen. Nach den letzten Zurüstungen zur Nacht pflegte er dem Diener wie dem Bruder ein Kreuz mit Weihwasser auf die Stirne zu zeichnen und „Gelobt sei Jesus Christus" und „Gute Nacht" zu sagen. Dabei bewahrte er eine lebhafte Theilnahme für alle Vorgänge der Welt. Er wußte immer genau, wann die Zeitungen da sein mußten, und ließ sich dann durch seinen Diener daraus vorlesen. An einem seiner letzten Lebenstage gab ihm das Eintreffen einer Büchersendung aus Freiburg, das ihn hoch erfreute, nochmals Gelegenheit, sein gutes Herz für kleine Leute zu bekunden, indem er zuerst Bücher für „Katharina" und „Joseph" und dann für Dienstboten befreundeter Familien auswählte, an die wohl sonst kein Außenstehender gedacht hätte. Vor allem aber beschäftigte ihn wieder und wieder, im Wachen wie in Fieberphantasien, sein siebenter Band; stets von neuem schärfte er den bei ihm weilenden Freunden einzelne noch unerledigte Punkte ein. In der ersten Zeit seiner Krankheit, wo ihn beständige Schlaflosigkeit fast aufrieb, ließ er sich einmal von seinem Diener sogar aus einem gelehrten Werke, dessen er für ein begonnenes Kapitel bedurfte[2]), vorlesen und die ihm bemerkenswerthen Stellen anstreichen, und am vorletzten Vormittage seines Lebens, 22. December, ließ er sich, zum ersten Male seit sechs Wochen, an seinen Schreibtisch führen und sah hier in seinem Manuscripte die bezeichnenden Ausführungen des Kosmographen Sebastian Franck über die innere Glaubenszerrissenheit Deutschlands und den fürstlichen Cäsaropapismus in Sachen des Glaubens durch (Bd. VII, S. 304). Es war seine letzte Arbeit gewesen.

Am Nachmittage des 22. December brachte er in Gesellschaft P. Baumgartners, seines Dieners und seines Pflegers noch $1^1/_4$ Stunden außer Bett zu. Noch nie während der ganzen Krankheit war er so heiter und aufgeräumt gewesen

[1]) Nach der Bearbeitung von Dr. Hermann Rolfus (Mainz 1876).

[2]) Es war Häsers Geschichte der Medicin.

wie damals; insbesondere regte ihn noch das Interview eines Berichterstatters der „Kleinen Presse" an. Als er wieder zu Bett sollte, war er dem Bruder darob schier böse. Die folgende Nacht verbrachte er ziemlich ruhig, und am nächsten Morgen empfing er nochmals mit rührender Andacht die hl. Communion. Es war wahrhaft erbaulich, wie er darnach zur Danksagung aus tiefstem Herzensgrunde die Worte sprach: „Jesu, Dir leb' ich! Jesu, Dir sterb' ich! Jesu, Dein bin ich todt und lebendig!"

Als später die Aerzte kamen, waren sie nicht wenig erschrocken über die Veränderung, die sich plötzlich an dem Kranken vollzogen hatte: er zeigte sich vollständig unempfänglich und blieb so den Tag über, bis er auf einmal am Nachmittage, krampfhaft nach Athem ringend, sich aufrichtete, daß die Umstehenden schon glaubten, seine letzte Stunde sei gekommen. Nachdem man ihm eine kleine Stärkung gereicht, verfiel er wieder in die vorige Apathie. Bei ihrem Abendbesuche glaubten die Aerzte, daß er die Nacht überleben werde; allein seine Kraft war bereits gebrochen, und zum ersten Male unterließ er an diesem Abend den Abendsegen für Diener und Bruder. Nur einmal noch unterbrach er seine Apathie. Gegen 11 Uhr verlangte er von Bruder Adalbert, welcher für diese Nacht den nebenan im Studirzimmer ruhenden Bruder Bruno abgelöst hatte, eine kleine Erquickung und sagte dafür noch: „Danke" — sein letztes Wort. Kurz nach 12 Uhr weckte plötzlich Bruder Adalbert den Diener mit der Aufforderung: „Holen Sie schnell den Pater, Herr Prälat stirbt!" — Der Gerufene war so rasch wie möglich zur Stelle und ertheilte dem Sterbenden unverweilt, wohl noch mit dem letzten Athemzuge, die Generalabsolution. Es war in der ersten Stunde der Weihnachtsvigil. — Achtmal hatte in früheren Jahren der Todesengel an Janssens Lager gestanden; beim neunten Male geleitete er die kindlich fromme Seele in die Ewigkeit[1]).

[1]) Die vorstehende Schilderung stützt sich auf die Angaben der Hauptbetheiligten. Die ärztliche Diagnose lautete auf „Hydrämie nach copiosen wiederholten Blutungen aus der Nase, Herzverfettung, Bronchialkatarrh, Hypostase des linken Lungenflügels, Anschwellung der Lungen".

Als die erste Kunde von Janssens tödtlicher Erkrankung sich verbreitete, regte sich alsbald allerwärts in deutschen Landen in Wort und That ein rühmlicher Wetteifer der Liebe, der Hochschätzung und Verehrung. Ungezählt sind namentlich die Gebete, mit denen ganze Gemeinschaften, Welt- und Ordensleute, Priester und Kirchenfürsten den Himmel um Erhaltung des theuren Lebens bestürmten. Die Liebesbeweise alle gereichten dem Kranken zu sichtlichem Troste. „Ach, die Menschen sind doch gut," sagte er wohl, wenn man ihm von solchen meldete; „ich bin auch gut gegen sie gewesen, ich hab' es immer gut mit ihnen gemeint." Insbesondere war es ihm tröstlich, als die hochw. Bischöfe von Mainz (am 4. December) und von Limburg (8. December) eigens an sein Krankenlager gereist kamen. Dem Bischofe von Limburg ging er, so schwer es ihm auch fiel, am Abende des 8. December einige Schritte entgegen, und es erfüllte ihn tiefe Rührung, als derselbe bei einem zweiten Besuche am nächsten Vormittage ihm vorbetete und danach seinen oberhirtlichen Segen spendete. Nicht minder war er gerührt, als man ihm berichtete, wie eine lebensgefährlich darniederliegende Angehörige des österreichischen Kaiserhauses, welche für die Zukunft noch zu hoher Würde berufen scheint, dem lieben Gott all' ihre Leiden für ihn aufgeopfert habe. Den höchsten Trost aber gewährte ihm die Theilnahme des Heiligen Vaters, der voll väterlicher Liebe ihm durch den Cardinal-Staatssecretär Rampolla seinen Schmerz kundgeben ließ und ihm seinen apostolischen Segen mit vollkommenem Ablaß in der Todesstunde spendete.

Die Kundgebungen der Liebe und der Verehrung steigerten sich bei der Todeskunde, welche das ganze katholische Deutschland mit jähem Schmerz erfüllte und auch auf gegnerischer Seite aufrichtige Theilnahme weckte. Als die sterbliche Hülle am Weihnachts- und Stephanstag in der Hauskapelle aufgebahrt lag, da wollte der Andrang der Gläubigen bis in den späten Abend kein Ende nehmen. Bei dem feierlichen Todtenofficium am Johannestage drängte sich im alten Kaiserdome bis in die letzten Winkel Kopf an Kopf, und wohl kein Auge

blieb trocken, als der inzwischen ebenfalls (16. Februar 1895) aus diesem Leben geschiedene Domkapitular Anton Abt von Limburg, den der Selige selbst, unter der Bedingung, daß er ihn nicht allzusehr lobe, zu seinem Trauerredner bestimmt hatte, mit der Vollendung des Meisters in dem Verstorbenen nicht sowohl den weltberühmten Gelehrten als den frommen Priester und Menschen, die Johannesseele, feierte. Der stattliche Leichenzug mit seinen ansehnlichen auswärtigen Vertretungen gab sodann ein beredtes Zeugniß, daß man einem Fürsten des Geistes die letzten Ehren erwies.

Unmittelbar nach Janssens Tode wurde mit mannigfaltiger Ausschmückung in den Blättern berichtet, einige Tage vor seiner Erkrankung habe er in einer befreundeten Familie erzählt, im Traume sei ihm der selige Münzenberger erschienen und habe ihn eingeladen, zu ihm zu kommen — es sei so schön bei ihm. Janssen habe darauf am nächsten Tage in Begleitung seines Dieners Münzenbergers Grab besucht und dort gebetet, und es sei dies zugleich sein letzter oder doch einer seiner letzten Ausgänge gewesen. Von anderer Seite wiederum ist das Ganze ohne weiteres in das Gebiet der Legendenbildung verwiesen worden. Weder das eine noch das andere trifft hier das Richtige. Janssen hat in der That in einer befreundeten Familie etwas Aehnliches erzählt, aber schon einige Monate vor seinem Tode. „Heute Nacht", erzählte er damals wohl wörtlich, „war Münzenberger bei mir — ich habe nämlich geträumt, er hätte verklärt ausgesehen — er sagte: ‚Professor, es ist so schön dort oben; aber ich muß doch noch einmal kommen, um nach meinen Altären zu sehen'"[1]). Dieses Traumgesicht weist auf einen

[1]) Oefter erzählte Janssen von einem frühern Traumgesichte: Eines Nachts erschien ein Fürst, den er in seiner deutschen Geschichte behandelt, in voller Rüstung vor seinem Bett, erklärte, er sei von ihm unrichtig beurtheilt, und gab ihm zugleich die Quelle an, wo der wahre Sachverhalt zu finden sei. Janssen schlug am nächsten Morgen sogleich die angegebene Quelle nach und fand die Beschwerde des Fürsten wirklich begründet. Er erinnerte sich dabei, daß er

um so natürlichern Zusammenhang mit der umgebenden Sinnenwelt, als Janssen um jene Zeit Tag und Nacht mit der Regelung des Münzenberger'schen Nachlasses und insbesondere mit der Unterbringung der zahlreichen alten Altäre desselben beschäftigt war. Aus der Verquickung mit der Thatsache, daß einer der letzten Ausgänge Janssens zum Grabe Münzenbergers war, mag dann die „Legende" entstanden sein.

Nun harret Janssens Leib auf dem Gottesacker zu Frankfurt am Main, nicht weit von der Stätte, wo man ein Jahr vorher am zweiten Weihnachtstage seinen Freund Münzenberger zur ewigen Ruhe gebettet, der Auferstehung. Seit November 1893 sind auch die sterblichen Ueberreste seines Vaters, nachdem dieselben durch 25 Jahre auf dem Friedhofe zu Sachsenhausen geruht, neben den seinigen bestattet, und bald wird wohl über dem Doppelgrabe von Vater und Sohn ein würdiges Denkmal aufragen[1]). Aber ist Janssens Leib auch begraben, so ist doch Janssen selbst nicht todt. Wie er im Fleische vor allem der Kirche, der Wissenschaft und der werkthätigen Liebe gelebt, so wollte er — dafür hatte er vor Jahren vorgesorgt — auch im Tode denselben fortleben. Außer mehreren Vermächtnissen an Verwandte und Freunde setzte er namentlich größere Summen aus für die katholische Diaspora und für Kirchenbauten, für

---

früher die Quelle eingesehen, aber im Laufe der Zeit gänzlich darauf vergessen hatte: das im Schlafe geschärfte Gedächtniß hatte ihm dann das Vergessene wieder lebendig vor Augen geführt. Vergl. Webewer im Katholik 1892, I, S. 414.

[1]) Ein in den Formen des spätgothischen Stiles gehaltener Grabstein von 4 *m* Höhe, mit einem Hochrelief des Heilands am Kreuze, zu seinen Seiten die Muttergottes und den hl. Johannes. Unter dem Relief ist eine Bronzeplatte mit Widmung angebracht. Vor dem Grabsteine breitet sich eine liegende Grabplatte. Das Ganze ist von einem stilgerechten schmiedeisernen Gitter umgeben. Der Entwurf stammt von Baudirector Max Meckel in Freiburg, dem Meister der Rochuskapelle bei Bingen; die figürlichen Theile hat Bildhauer Heinrich Petry in Frankfurt ausgeführt.

geschichtliche Studien über die Zeit des sechszehnten Jahrhunderts und für seine armen Kinder. Als Universalerben hatte er vor Jahren Münzenberger, wie dieser seinerseits ihn, bestellt; als Substituten den Privatdocenten der Kirchengeschichte an der königlichen Akademie zu Münster in Westfalen, Dr. Anton Pieper, der seit dem Jahre 1878 mit ihm und Münzenberger in nahen Beziehungen stand. Seinen literarischen Nachlaß hat er, von einigen mündlichen Verfügungen abgesehen, seinem Schüler Professor Dr. Ludwig Pastor übertragen, dem bekannten Verfasser der Papstgeschichte, den er gerade um Jahresfrist vor seinem Ende mit der Besorgung der neuen Auflagen seines Geschichtswerks nach seinem Tode betraut hatte; seine werthvolle Bibliothek, zu nutzreichster Verwendung, einem durch seine wissenschaftliche Thätigkeit hervorragenden Ordensmanne vermacht[1]).

Sein kostbarstes Vermächtniß ist und bleibt sein Lebenswerk. Ueber alles Ahnen gewaltig waren die Wirkungen, die es bereits zu seinen Lebzeiten äußerte; die Vollwirkung bleibt der Zukunft vorbehalten. Schon Anfangs der achtziger Jahre bekannte in dem „Deutschen Literaturblatt" der Berliner Gelehrte Dr. Paul Förster, wenn er auch zu gewisser Vorsicht mahnte, daß Janssens Geschichte „ein unentbehrliches Werk" sei, „und gerade am meisten für den protestantischen Leser", welcher nicht umhin können werde, „seine Ansichten zu modificiren", da gerade ihm die Wahrheit über alles gehen müsse. Ja, er meinte, sie könne „vielleicht sogar ein Mittel werden, um den unheilvollen, damals entstandenen und noch immer klaffenden Riß mit auszugleichen, wenn auch nicht direct, so doch durch die geförderte Aufklärung über eine von hüben und drüben tendenziös dargestellte Zeit". In ähnlicher Weise betrachtete der selige Bischof Dr. Peter Blum von Limburg, für welchen das Erscheinen eines neuen

[1]) Ein „denkwürdiges" kleines Elfenbeincrucifix, das in der französischen Revolution des Jahres 1830 in drei Stücke geschlagen und in die Seine geworfen war, zuletzt aber eine Wand seiner Hauskapelle schmückte (vergl. das Paderborner Sonntagsblatt „Leo" Nr. 2 vom 10. Januar 1892), befindet sich jetzt in Xanten.

Bandes stets ein frohes, ihn monatelang geistig anregendes und beschäftigendes Ereigniß war, Janssens Werk als ein mächtiges Mittel zur Förderung der Wiedervereinigung der Katholiken und der Protestanten. Und in der That erscheint die „Geschichte des deutschen Volkes“ zu diesem Apostolat vornehmlich berufen. In ihr wird Janssen fortleben und fortwirken in die fernsten Geschlechter zu seines deutschen Volkes Wohl, das ihm von Jugend auf ein Gegenstand innersten Sehnens war. „Er ist nicht todt!“ singt deshalb mit Recht voll hoffnungsfreudiger Zuversicht sein treuer Alexander Baumgartner:

Er ist nicht todt! Dies Sehnen kann nicht sterben!
Nie mehr verstummt sein heilig Manneswort;
Im deutschen Volk wird sich sein Geist vererben,
Wird wachsen, blühen, wirken fort und fort,
Wird froh die Jugend um sein Banner werben,
Wird siegreich tragen es von Ort zu Ort,
Wird die getrennten Brüder näher bringen,
Der alten Liebe Band um Deutschland schlingen! . . . .

Noch gährt die Zeit, und Vieler Blicke wenden
Sich zürnend von des Forschers Zeugniß ab,
Die Andern ihre letzten Grüße senden
Dem Freunde dankend nach ins stille Grab.
Er selbst, verklärt, wird Allen Segen spenden,
Nachdem er weggelegt den Pilgerstab.
Sanft, mild, befreit von dieser Erde Banden,
Schickt er den Friedensgruß aus sel'gen Landen.

Meister, Franz

Erinnerungen an Johannes Janssen

Frankfurt a.M. 1896